

1356

Historischer Roman



1356

Historischer Roman

Aus dem Englischen von
Karolina Fell



Veröffentlicht im Rowohlt Verlag, Reinbek bei Hamburg, Januar 2014

Die Originalausgabe erschien 2012 unter dem Titel
«1356»
bei HarperCollins, UK

Redaktion Susann Rehlein

Umschlaggestaltung Hafen Werbeagentur, Hamburg, nach dem Original von HarperCollins, UK
(Umschlagillustration: © Lee Gibbons/Tim Moon – www.leegibbons.co.uk)

ISBN Printausgabe 978-3-8052-5060-3 (1. Auflage 2014)
ISBN E-Book 978-3-644-21281-7

www.rowohlt.de

Das Buch

Thomas of Hookton, bekannt als «Der Bastard», ist ein versierter englischer Bogenschütze. Der Hundertjährige Krieg hat ihn in die Gascogne verschlagen, wo er eine Gruppe von Söldnern anführt. Dort fängt seine Truppe einem widerlichen französischen Adeligen die entlaufene Ehefrau wieder ein. Doch als der Mann ihnen den versprochenen Lohn in wertlosen Münzen auszahlt, nimmt Thomas die Frau mit – und schafft sich einen Feind fürs Leben. Bertille ist eine atemberaubende Schönheit, die den Männern in Thomas' Tross den Kopf verdreht.

Zur selben Zeit versammelt Edward, Prince of Wales, ein Heer. Bevor Thomas mit ihm für den Ruhm seines Vaterlandes kämpfen kann, soll er ein geheimnisvolles Schwert finden, das seinen Besitzer unbesiegbar machen soll: La Malice, «Die Bosheit». Angeblich gehörte es dem heiligen Petrus, der damit seinen Herrn Jesus Christus verteidigte.

Aber nicht nur Thomas, sondern auch andere, zwielichtigere Gestalten machen sich am Vorabend der Schlacht der Engländer gegen die überwältigende

französische Übermacht auf die Jagd nach dem heiligen Schwert. Auch Thomas’ Feinde sind unter ihnen …

Mehr zum Autor: www.bernardcornwell.net

Bernard Cornwell, geboren 1944, machte nach dem Studium Karriere bei der BBC. Nach Übersiedlung in die USA entschloss er sich, einem langgehegten Wunsch nachzugehen, dem Schreiben. Im englischen Sprachraum gilt er als unangefochtener König des historischen Abenteuerromans. Bernard Cornwells Werke wurden in über 20 Sprachen übersetzt, die Gesamtauflage liegt bei über 20 Millionen Exemplaren.

1356
widme ich meinem Enkel
Oscar Cornwell
in Liebe.


1356
KGR. ENGLAND
London
Canterbury
Portsmouth
Calais
ÄRMELKANAL
ATLANTISCHER OZEAN
Rhein
N
W
O
S
Breteuil
Soissons
Reims
Bretagne
Normandie
Paris
Seine
Tours
Poitou
Bourges
Poitiers
1356
Loire
GOLF VON BISKAYA
KGR. FRANKREICH
Gr. St. Bernhard
Bordeaux
Mt. Cenis
Po
Castillon d'Arbizon
Rhône
Garonne
Gascogne
Avignon
Toulouse
Montpellier
Arles
Ebro
Carcassonne
Marseille
MITTELMEER
0 50 100 150 km

«Die Engländer reiten, niemand weiß, wohin.»
Warnung, die im Frankreich des 14. Jahrhunderts im Umlauf war, zitiert aus «A Fool and His Money» von Ann Wroe

PROLOG

Er war spät angekommen.

Inzwischen war es dunkel, und er hatte keine Laterne, aber die Brände in der Stadt loderten so grell, dass ihr Licht bis weit in die Kirche drang und sogar noch einen Schimmer auf die Steinplatten in der Krypta warf, wo der Mann mit einer eisernen Brechstange auf eine Steinplatte losging, in die ein Wappen eingemeißelt war. Es zeigte einen Pokal, um den ein Schnallengürtel lief, der die Inschrift *Calix Meus Inebrians* trug. Gemeißelte Sonnenstrahlen ließen es aussehen, als stiege Licht aus dem Pokal auf. Das eingemeißelte Bild und die Schrift waren im Laufe der Zeiten abgetreten worden und wirkten etwas verschwommen, und der Mann hatte sie kaum wahrgenommen, doch was er wahrnahm, waren die Schreie aus den Gassen rund um die kleine Kirche. Es war eine Nacht des Feuers und des Leidens, und die Schreie waren so laut, dass sie den Lärm überdeckten, mit dem er eine Spalte zwischen den Steinplatten vertiefte. Er rammte die Eisenstange abwärts, dann erstarrte er, weil durch die Kirche über ihm Gelächter und Schritte hallten. Er zog sich

gerade noch rechtzeitig in einen Bogengang zurück, bevor zwei Männer in die Krypta herunterkamen. Sie hatten eine Fackel bei sich, die das langgestreckte Gewölbe ausleuchtete und ihnen zeigte, dass es hier keine leichte Beute zu holen gab. Der Altar der Krypta bestand aus einfachen Steinplatten, und sein einziger Schmuck war ein Holzkreuz, nicht einmal ein Kerzenhalter stand darauf. Einer der Männer sagte etwas in einer fremden Sprache, der andere lachte, und beide gingen wieder hinauf ins Kirchenschiff, dessen Wandmalereien und entweihte Altäre von den Bränden in den Straßen beleuchtet wurden.

Der Mann mit der Eisenstange war in einen langen, schwarzen Kapuzenumhang gehüllt. Unter der schweren Kutte trug er ein weißes Gewand mit Schmutzstreifen, das in der Mitte von einer dreifach geknoteten Kordel zusammengehalten wurde. Er war ein Predigermönch, ein Dominikaner, doch das bedeutete in dieser Nacht keinen Schutz vor der Armee, die Carcassonne verwüstete. Er war groß und kräftig, und bevor er das Ordensgelübde abgelegt hatte, war er Waffenknecht gewesen. Er hatte eine Lanze zu schleudern gewusst, ein Schwert zu schwingen und mit der Axt zu töten. Sein Name hatte Sire Ferdinand de Rodez gelautet, doch nun war er einfach Fra Ferdinand. Einst hatte er Rüstung und Kettenhemd getragen, Turniere bestritten und in der Schlacht Menschen niedergemetzelt, doch nun war er seit fünfzehn Jahren Mönch und hatte

jeden Tag um Vergebung für seine Sünden gebetet. Er war nun alt, beinahe schon sechzig Jahre, doch noch immer breit in den Schultern. Er war zu Fuß in diese Stadt gekommen. Der Regen hatte seine Reise behindert, Flüsse waren über die Ufer getreten und Furten unpassierbar geworden, und deshalb war er so spät angekommen. Er war spät angekommen, und er war müde. Er rammte die Brechstange unter die Steinplatte mit den Einmeißelungen und lehnte sich erneut darauf, während er zugleich fürchtete, dass sich das Eisen verbiegen könnte, bevor der Stein nachgab, doch dann stieg plötzlich ein hohles, kratzendes Geräusch auf, der Granit hob sich, rutschte ein Stückchen zur Seite und gab eine schmale Lücke zu dem Hohlraum darunter frei.

Der Hohlraum war dunkel, denn die Flammen des Teufels, die in der Stadt wüteten, reichten nicht bis in das Grab, und so kniete sich der Mönch neben das dunkle Loch und tastete darin herum. Er fühlte Holz, also rammte er die Brechstange erneut in das Loch. Ein Hieb, zwei Hiebe, und das Holz splitterte. Er betete, dass kein Bleisarg in dem Holzsarg stand, und rammte die Brechstange ein letztes Mal abwärts, dann griff er in das Loch und zog gesplittertes Holz heraus.

Es gab keinen Bleisarg. Seine Fingerspitzen glitten über Stoff, der unter seiner Berührung zerfiel. Dann spürte er Knochen, erkundete eine ausgetrocknete Augenhöhle,

lockere Zähne und den Bogen einer Rippe. Er legte sich auf den Bauch, sodass er seinen Arm tiefer hinabstrecken konnte, tastete in der Schwärze des Grabes umher und entdeckte bald etwas Festes, das kein Knochen war. Aber es war nicht das, wonach er suchte; es hatte die falsche Form. Es war ein Kruzifix. Plötzlich wurden in der Kirche über ihm Stimmen laut. Ein Mann lachte, und eine Frau schluchzte. Der Mönch lag bewegungslos da, lauschend und betend. Verzweiflung überkam ihn bei dem Gedanken, dass der Gegenstand, den er suchte, nicht in dem Grab sein könnte, doch dann streckte er seinen Arm noch einmal so weit wie möglich in die Tiefe, und seine Fingerspitzen berührten etwas, das in zarten Stoff gewickelt war, der nicht zerfiel. Er tastete blind umher, erwischte ein Stück des Stoffs und zog daran. Ein Gegenstand war in den zarten Stoff gewickelt, ein schwerer Gegenstand, und er zog ihn behutsam näher, dann bekam er ihn schließlich richtig zu fassen und zog ihn aus dem Griff der Knochenhände, die den Gegenstand gehalten hatten. Er zog den Gegenstand aus dem Grab und stand auf. Er musste ihn nicht auswickeln. Er wusste, dass er *La Malice* gefunden hatte, und zum Dank drehte er sich zu dem schlichten Altar auf der Ostseite der Krypta um und bekreuzigte sich. «Danke, Herr», murmelte er, «danke, Sankt Petrus, und danke, Sankt Junien. Jetzt müsst ihr mich beschützen.»

Und himmlischen Schutz würde der Mönch auch notwendig haben. Einen Moment dachte er daran, sich in der Krypta zu verstecken, bis die Armee, die in Carcassonne eingefallen war, wieder abzog, doch das konnte Tage dauern, und davon abgesehen würden die Soldaten, nachdem sie sich die leichte Beute geholt hatten, auch die Gräber in der Krypta aufbrechen und nach Ringen, Kruzifixen und allem anderen suchen, das sich verkaufen ließ. Die Krypta hatte *La Malice* einhundertfünfzig Jahre lang Zuflucht geboten, aber der Mönch wusste, dass sie ihm selbst höchstens ein paar Stunden lang Sicherheit bieten konnte.

Fra Ferdinand ließ die Brechstange liegen und ging die Treppe hinauf. *La Malice* war so lang wie sein Arm und überraschend schwer. Die Waffe hatte einst einen Griff gehabt, doch nun war nur noch die dünne, metallene Angel übrig, und an diesem groben Heft hielt er das Schwert. Immer noch war es in den zarten Stoff gehüllt, den er für Seide hielt.

Das Kirchenschiff war von den lodernden Flammen erhellt, die aus den Häusern auf dem kleinen Platz davor schlugen. Es waren drei Männer in der Kirche, und einer rief der Gestalt im dunklen Umhang, die auf der Treppe zur Krypta auftauchte, herausfordernd und mit vorgerecktem Kinn etwas zu. Die drei waren Bogenschützen, ihre langen Bogenstäbe lehnten am Altar, und im Grunde interessierten

sie sich nicht für den Fremden, sondern ausschließlich für die Frau, die sie mit gespreizten Beinen auf die Altartreppe gedrückt hatten. Einen Augenblick lang war Fra Ferdinand versucht, die Frau zu retten, doch dann kamen durch eine Seitentür vier oder fünf weitere Männer herein und brüllten begeistert auf, als sie den nackten Körper auf den Stufen sahen. Sie hatten ein weiteres Mädchen mitgebracht, ein Mädchen, das schrie und kämpfte, und der Mönch erschauerte bei den verzweifelten Rufen. Er hörte, wie die Kleidung der jungen Frau zerriss, hörte ihr Jammern, und er dachte an all seine eigenen Sünden. Er bekreuzigte sich. «Vergib mir, Herr Jesus», flüsterte er und trat, weil er doch nicht helfen konnte, durch die Kirchentür auf den kleinen Vorplatz. Flammen fraßen sich in lodernd brennende Strohdächer und schossen wilde Funkengarben in den Wind. Rauch quoll über der Stadt empor. Ein Soldat mit dem roten Sankt-Georgs-Kreuz auf dem Wappenrock übergab sich auf der Kirchentreppe, und ein Hund lief herbei, um das Erbrochene aufzulecken. Der Mönch wandte sich Richtung Fluss, weil er hoffte, über die Brücke und schließlich in die Cité zu gelangen. Hinter den Doppelmauern, Türmen und Zinnen von Carcassonne hoffte er Schutz zu finden, denn er bezweifelte, dass diese wilde Armee die Geduld für eine Belagerung aufbringen konnte. Zwar hatten sie die *Bourg* erobert, das Handelsviertel auf dem Westufer des Flusses, aber dieses Viertel hatte noch

nie verteidigt werden können. Die meisten Werkstätten der Stadt lagen in der *Bourg*, dort waren die Lederhändler, die Silber- und Waffenschmiede und Geflügelverkäufer und Kleidungshändler, und deren Besitztümer wurden nur von einem ringförmigen Erdwall geschützt, und die Armee war wie eine Flut über diese kümmerliche Befestigung hinweggegangen. Die *Cité* von Carcassonne dagegen war eine Festung, eine der gewaltigsten in Frankreich, eine Bastion, die von enormen Steintürmen und hoch aufragenden Mauern umgeben war. Dort wäre er sicher. Er würde ein Versteck für *La Malice* finden und abwarten, bis es eine Möglichkeit gab, die Waffe an ihren Besitzer zurückzugeben.

Im Schutz der Dunkelheit betrat er eine Straße, in der keine Brände gelegt worden waren. Männer brachen in Häuser ein, sie benutzten Hämmer und Äxte, um die Holztüren einzuschlagen. Die meisten Bewohner waren in die Cité geflohen, doch einige wenige Narren waren geblieben, weil sie hofften, ihren Besitz verteidigen zu können. Die Armee war so unvermittelt aufgetaucht, dass keine Zeit gewesen war, alles Wertvolle über die Brücke und hinauf zu den riesigen Stadttoren zu bringen, von denen die mächtige Zitadelle auf dem Hügel geschützt wurde. Zwei Tote lagen im Rinnstein, der in der Mitte der Straße verlief. Sie trugen das Wappen von Armagnac mit den vier Löwen. Es waren Armbrustschützen, die bei der

aussichtslosen Verteidigung der *Bourg* getötet worden waren.

Fra Ferdinand kannte die Stadt nicht. Er suchte nach einem versteckten Weg zum Fluss, ging durch dunkle Gassen und enge Durchlässe. Gott, dachte er, war bei ihm, denn er begegnete keinem Feind, als er ostwärts hastete, doch dann kam er zu einer breiteren Straße, die von Bränden erleuchtet war, und er sah die lange Brücke und dahinter, hoch auf dem Hügel, die vom Feuer angestrahlten Mauern der Cité. Die Mauersteine leuchteten rot im Abglanz der in der *Bourg* lodernden Flammen. Die Mauern der Hölle, dachte der Mönch, und dann nahm Rauch ihm den Blick auf die Mauern, jedoch nicht auf die Brücke, deren westliches Ende von Bogenschützen bewacht wurde. Englische Bogenschützen mit dem roten Kreuz auf ihren Wappenröcken und ihren tödlichen Bögen. Zwei Reiter mit Kettenrüstungen und Helmen waren bei ihnen.

Unmöglich, über die Brücke zu kommen, dachte er. Unmöglich, in die Sicherheit der Cité zu gelangen. Er kauerte sich nieder, dachte nach, und dann schlich er zurück in das Gassengewirr. Er würde nach Norden gehen.

Er musste eine Hauptstraße überqueren, die von neu gelegten Feuern erhellt war. Eine Kette, eine der vielen, die über die Straßen gespannt worden waren, um die Eindringlinge aufzuhalten, lag im Rinnstein, wo eine Katze aus einer Blutlache trank. Fra Ferdinand eilte im

Laufschritt durch das Licht des Feuers, tauchte in die nächste Gasse ein und lief weiter. Gott war immer noch bei ihm. Die Sterne wurden von funkendurchwirbeltem Rauch verdeckt. Er überquerte einen Platz, geriet in eine Sackgasse, ging zurück und wandte sich wieder nach Norden. Eine Kuh brüllte in einem brennenden Gebäude, ein Hund, der etwas Schwarzes, Tropfendes im Maul hielt, kreuzte seinen Weg. Er kam an einer Gerberwerkstatt vorbei, sprang über die Tierhäute, die übers Straßenpflaster verstreut lagen, und dann hatte er den Erdwall vor sich, die einzige Verteidigungsanlage der *Bourg*, er stieg hinauf, und dann hörte er einen Ruf, drehte sich um und sah, dass er von drei Männern verfolgt wurde.

«Wer bist du?», rief einer.

«Halt!», brüllte ein anderer.

Der Mönch beachtete sie nicht. Er hastete den Abhang hinunter und wandte sich zu der dunklen Landschaft, die jenseits des Erdwalls und der dahinter errichteten Ansammlung von Hütten lag. Ein Pfeil zischte an ihm vorbei, verfehlte ihn durch die Gnade Gottes um einen Fingerbreit, und er wich seitlich in einen Durchgang zwischen zweien der kleinen Häuser aus. Ein stinkender Misthaufen erhob sich dort. Er rannte vorbei und sah, dass der Durchgang an einer Mauer endete, und als er sich umdrehte, hatten ihm die drei Männer den Weg abgeschnitten. Sie grinsten triumphierend.

«Was hast du bei dir?», fragte einer von ihnen.

«Je suis Gascon», sagte Fra Ferdinand. Er wusste, dass die Eindringlinge Gascogner und Engländer waren, und er sprach kein Englisch. *«Je suis Gascon!»*, wiederholte er, während er auf die Männer zuging.

«Ein Predigermönch», sagte einer der Männer.

«Aber warum ist der gottverdammte Bastard vor uns weggelaufen?», fragte einer der Engländer. «Du hast was zu verbergen, stimmt's?»

«Hergeben», sagte der dritte Mann und streckte die Hand aus. Er war der Einzige, der einen Pfeil bereithielt, die anderen hatten ihre Bögen über die Schulter gehängt und Schwerter in der Hand. «Komm schon, Arschgesicht, gib's mir.» Der Mann wollte nach *La Malice* greifen.

Die drei Männer waren halb so alt wie der Mönch, und weil sie Bogenschützen waren, vermutlich doppelt so stark, aber Fra Ferdinand war ein fähiger Waffenknecht gewesen und hatte seine Schwertkunst nie verlernt. Und er war wütend. Wütend über all das Leid, das er gesehen, und die Grausamkeiten, von denen er gehört hatte, und diese Wut machte ihn wild. «Im Namen Gottes», sagte er und schwang *La Malice* aufwärts. Das Schwert war immer noch in die Seide gewickelt, aber seine Klinge schnitt tief ins Handgelenk des Bogenschützen, durchtrennte die Sehnen und brach Knochen. Fra Ferdinand hielt die Waffe an der Angel, wodurch sein Griff unsicher war, aber das Schwert

schien mit einem Mal lebendig geworden. Der Verwundete zog sich blutend zurück, doch seine Gefährten brüllten vor Zorn und stießen ihre Klingen vorwärts, also ließ der Mönch das Schwert vorschnellen und parierte beide Hiebe mit einem einzigen Schwung. *La Malice*, obwohl sie über hundertfünfzig Jahre in einem Grab gelegen hatte, erwies sich als so scharf wie eine frischgewetzte Klinge, und ihre Vorderkante bohrte sich durch das gepolsterte Kettenhemd des nächsten Mannes, brach seine Rippen und riss einen Lungenflügel auf, und bevor der Mann noch wusste, dass er verletzt war, hatte Fra Ferdinand die Klinge seitwärts geschwungen und dem dritten Mann die Augen ausgestochen, sodass helles Blut durch die Gasse sprühte, und nun zogen sich alle drei Männer zurück, doch der Predigermönch gab ihnen keine Gelegenheit, zu entkommen. Der blinde Mann taumelte rücklings auf den Dunghaufen, sein Begleiter ließ sein Schwert verzweifelt durch die Luft rasen, *La Malice* traf es, und das englische Schwert zerbrach, und der Mönch schnellte mit der seidenumhüllten Klinge vor, schnitt dem Mann die Kehle durch, und das Blut spritzte ihm ins Gesicht. Wie warm dieses Blut ist, dachte er und, Gott vergib mir. Ein Vogel schrie in der Dunkelheit, und die Flammen tosten in der *Bourg*.

Er tötete alle drei Bogenschützen, dann benutzte er die Seide, um die Klinge von *La Malice* abzuwischen. Er

überlegte, ob er ein kurzes Gebet für die Männer sprechen sollte, die er gerade umgebracht hatte, fand dann aber, dass er den Himmel nicht mit solchen Rohlingen teilen wollte. Stattdessen küsste er *La Malice*, und anschließend durchsuchte er die drei Toten und fand ein paar Münzen, einen Brocken Käse, vier Bogensehnen und ein Messer.

Die Stadt Carcassonne brannte und erfüllte die Winternacht mit Rauch.

Und der Predigermönch ging nach Norden. Er ging nach Hause, nach Hause zu dem Turm.

Seine Bürde waren *La Malice* und das Schicksal der Christenheit.

Und er verschwand in der Finsternis.

Die Männer kamen vier Tage nach der Plünderung Carcassonnes zu dem Turm.

Es waren sechzehn, alle waren in gute, dicke Wollumhänge gehüllt, und alle saßen auf guten Pferden. Fünfzehn der Männer trugen Kettenrüstungen und Schwerter, während der sechzehnte Reiter ein Priester war, auf dessen Handgelenk ein Falke mit einer Haube saß.

Ein heftiger Wind fuhr den Bergpass herunter, zerzauste das Federkleid des Falken, rüttelte an den Kiefern und wehte den Rauch von den kleinen Hütten des Dorfes hinter dem Turm weg. Es war kalt. In diesem Teil Frankreichs schneite es selten, aber der Priester, der unter der

schwarzen Kapuze seines Umhangs herausspähte, glaubte, ein paar Flocken im Wind zu sehen.

Um den Turm lagen eingestürzte Mauern, von der früheren Festung waren nur der Turm geblieben und ein niedriges Gebäude mit Strohdach, in dem vermutlich die Bediensteten wohnten. Hühner scharrten im Dreck, eine angepflockte Geiß starrte die Pferde an, wogegen eine Katze die Neuankömmlinge nicht beachtete. Was einst eine schöne kleine Festung gewesen war, von der aus die Straße zu den Bergen überwacht wurde, hatte sich in ein Bauerngehöft verwandelt, wenn der Priester auch zur Kenntnis nahm, dass sich der Turm noch in gutem Zustand befand und das Dorf hinter der alten Feste recht wohlhabend wirkte.

Ein Mann eilte von dem strohgedeckten Gebäude heran und verbeugte sich tief vor den Reitern. Er verbeugte sich, nicht weil er sie erkannte, sondern weil Männer mit Schwertern Respekt verlangen. «Ihr Herren?», fragte der Mann ängstlich.

«Stell die Pferde unter», forderte der Priester.

«Aber zuerst führst du sie herum, damit sie sich abkühlen», fügte einer der Männer in Kettenrüstung hinzu, «du führst sie herum, reibst sie ab und lässt sie nicht zu viel grasen.»

«Herr», sagte der Mann und verbeugte sich erneut.

«Ist das Mouthoumet?», fragte der Priester beim Absteigen.

«Ja, Vater.»

«Und du dienst dem Sire de Mouthoumet?», fragte der Priester.

«Dem Comte de Mouthoumet, ja, Herr.»

«Ist er noch am Leben?»

«Lob sei dem Herrn, Vater, er lebt.»

«Lob sei dem Herrn, wahrhaftig», sagte der Priester nachlässig, dann ging er mit großen Schritten zu der Tür des Turmes, die sich am Ende eines kurzen, gemauerten Treppenaufgangs befand. Er rief zwei der Männer in Kettenrüstung zu seiner Begleitung, befahl den anderen, im Hof zu warten, schob die Tür auf und fand sich in einem weitläufigen, runden Raum wieder, der als Lager für Feuerholz genutzt wurde und in dem Schinkenseiten und Kräuterbündel von den Deckenbalken herabhingen. Eine Treppe wand sich bis zur Hälfte der Wand hinauf, und der Priester stieg, ohne auf den Empfang durch einen Bediensteten zu warten, ins obere Stockwerk, das rauchgeschwängert war vom Kamin. Auf den alten Dielenbrettern lagen fadenscheinige Teppiche; auf zwei Holzkisten brannten Kerzen, denn obwohl es Tag war, hatte man die Fenster mit Decken gegen die Zugluft verhängt. Auf einem Tisch lagen zwei Bücher und einige Pergamente neben einem Tintenfässchen, einem Bündel Schreibfedern,

einem Messer und einem alten, verrosteten Brustpanzer, der als Schale für drei runzlige Äpfel diente. Ein Stuhl stand neben dem Tisch, der Comte de Mouthoumet aber, der Herr dieses einsamen Turmes, lag in einem Bett dicht bei dem schwelenden Feuer. Ein grauhaariger Priester saß bei ihm, und zwei ältere Frauen knieten am Fußende. «Geht», befahl der Priester den dreien. Die beiden Männer in Kettenrüstung kamen hinter ihm die Treppe herauf und erfüllten den Raum mit unheilvoller Stimmung.

«Wer seid Ihr?», fragte der grauhaarige Priester beunruhigt.

«Ich habe gesagt, Ihr sollt gehen, also geht!»

«Er liegt im Sterben!»

«Geht!»

Der alte Priester, der ein Skapulier um den Hals trug, unterbrach das Sterbesakrament und folgte den beiden Frauen die Treppe hinunter. Der sterbende Mann musterte die Neuankömmlinge, sagte jedoch nichts. Sein Haar war lang und weiß, sein Bart nicht geschnitten, und seine Augen waren tief in die Augenhöhlen eingesunken. Er sah, wie der Priester den Falken auf dem Tisch absetzte.

Die Klauen des Vogels kratzten über das Holz. «Das ist eine *Calade*», erklärte der Priester.

«Eine *Calade*?», fragte der Comte sehr leise. Er starrte die schiefergrauen Federn des Vogels an und seine hell gestreifte Brust. «Es ist zu spät für eine *Calade*.»

«Ihr müsst den Glauben haben», sagte der Priester.
«Ich habe über achtzig Jahre gelebt», sagte der Comte, «und habe nun mehr Glauben als Zeit.»
«Dafür reicht Eure Zeit noch», sagte der Priester grimmig. Die beiden Männer mit den Kettenhemden standen schweigend oben an der Treppe. Die *Calade* machte ein maunzendes Geräusch, doch auf ein Fingerschnippen des Priesters wurde der Vogel mit der Kopfhaube still. «Habt Ihr die Sterbesakramente erhalten?», fragte der Priester.
«Vater Jacques wollte sie mir gerade spenden», sagte der Sterbende.
«Ich werde es tun», sagte der Priester.
«Wer seid Ihr?»
«Ich komme aus Avignon.»
«Vom Papst?»
«Von wem sonst?», fragte der Priester. Er ging durch den Raum, sah sich um, und der alte Mann beobachtete ihn dabei. Er sah einen großen Mann mit unerbittlichem Gesichtsausdruck, dessen Priestergewand von einem guten Schneider stammte. Als der Besucher eine Hand hob, um das Kruzifix zu berühren, das an der Wand hing, rutschte sein Ärmel zurück, sodass ein Futterstoff aus roter Seide sichtbar wurde. Der alte Mann kannte diese Sorte Priester, hart und ehrgeizig, reich und gewieft, die Sorte Priester, die sich nicht um die Armen sorgte, sondern die Leiter der

klerikalen Macht erstieg, um in den Kreis der Begüterten und Privilegierten zu gelangen. Nun drehte der Priester sich um und richtete den gefühllosen Blick aus seinen grünen Augen auf den alten Mann. «Erklärt mir», sagte er, «wo *La Malice* ist.»

Der alte Mann zögerte eine Sekunde zu lange. *«La Malice?»*

«Sagt mir, wo sie ist», forderte der Priester, und als der alte Mann schwieg, fügte er hinzu: «Ich komme vom Heiligen Vater. Ich befehle Euch, es mir zu sagen.»

«Ich weiß es nicht», flüsterte der alte Mann, «wie könnte ich es Euch also sagen?»

Ein Holzscheit im Kamin knackte und sprühte Funken. «Die Predigermönche», sagte der Priester, «haben ketzerische Lehren verbreitet.»

«Gott behüte», sagte der alte Mann.

«Habt Ihr sie gehört?»

Der Comte schüttelte den Kopf. «Ich höre wenig dieser Tage, Vater.»

Der Priester griff in einen Beutel, den er am Gürtel trug, und zog ein Stück Pergament heraus. «Das Schwert war im Besitze der Sieben Schattenfürsten», las er vor, «und sie sind verflucht. Er, der über uns regieren soll, wird es finden, und er soll gesegnet sein.»

«Ist das Ketzerei?», fragte der Comte.

«Es ist das Lied, das die Predigermönche in ganz Frankreich singen. In ganz Europa! Es gibt nur einen Mann, der über uns regiert, und das ist der Heilige Vater! Wenn *La Malice* existiert, ist es Eure Christenpflicht, mir zu sagen, was Ihr wisst. Die Klinge muss der Kirche übergeben werden! Ein Mann, der anders denkt, ist ein Ketzer.»

«Ich bin kein Ketzer», sagte der alte Mann.

«Euer Vater war ein Schattenfürst.»

Den Comte überlief ein Schauder. «Die Sünden meines Vaters sind nicht meine.»

«Und die Schattenfürsten waren im Besitz von *La Malice*.»

«Über die Schattenfürsten wird vieles geredet», sagte der Comte.

«Sie haben die Schätze der häretischen Katharer gehütet», sagte der Priester, «und als diese Ketzer durch die Gnade Gottes aus dem Land getrieben worden waren, haben die Schattenfürsten ihre Schätze in Verstecke gebracht.»

«Das habe ich auch gehört.» Die Stimme des Comtes war kaum mehr als ein Flüstern.

Der Priester streckte die Hand aus, um dem Falken über den Rücken zu streichen. *«La Malice»*, sagte er, «war all die Jahre verschwunden, aber die Predigermönche sagen, sie kann wiedergefunden werden. Und sie muss

wiedergefunden werden! Sie ist ein Schatz der Kirche, ein machtvolles Objekt, und Ihr versteckt sie! »

«Das tue ich nicht! », widersprach der alte Mann.

Der Priester setzte sich auf das Bett und beugte sich dicht zu dem Comte. «Wo ist *La Malice*?», fragte er.

«Ich weiß es nicht.»

«Ihr steht kurz vor Eurem göttlichen Richterspruch, alter Mann», sagte der Priester, «also lügt mich nicht an.»

«So wahr mir Gott helfe», sagte der alte Mann, «ich weiß es nicht.» Und das stimmte. Er hatte gewusst, wo *La Malice* versteckt gewesen war, und weil er ihre Entdeckung durch die Engländer befürchtete, hatte er seinen Freund Fra Ferdinand losgeschickt, um die Reliquie zurückzuholen, und der Comte vermutete, dass der Mönch dies auch getan hatte, und wenn Fra Ferdinand erfolgreich gewesen war, dann wusste der Comte wirklich nicht, wo sich *La Malice* nun befand. Also hatte er nicht gelogen, aber er hatte dem Priester auch nicht die ganze Wahrheit gesagt, denn manche Geheimnisse sollte man mit ins Grab nehmen.

Der Priester starrte den Comte lange an, dann streckte er die linke Hand aus und nahm die Geschühriemen des Falken auf. Der Vogel, der immer noch die Haube über dem Kopf trug, trat vorsichtig auf das Handgelenk des Priesters. Nun hob der Priester den Vogel zum Bett hinüber und drängte ihn mit leise gemurmelten Worten auf die Brust des sterbenden Mannes, löste sanft die Schnüre der

Falkenhaube und zog die Lederkappe vom Kopf des Vogels. «Diese *Calade*», sagte er, «ist anders. Denn sie verrät uns nicht, ob Ihr leben oder sterben werdet, sondern ob Ihr im Zustand der Gnade sterbt und in den Himmel eingeht.»

«Darum bete ich», sagte der Mann auf dem Totenbett.

«Seht den Vogel an», befahl der Priester.

Der Comte de Mouthoumet richtete seinen Blick auf den Vogel. Er hatte von solchen Vögeln gehört, den *Calades*, die voraussagen konnten, ob ein Mann leben oder sterben würde. Wenn der Vogel einem Kranken direkt ins Auge sah, dann würde sich der Kranke erholen, und wenn nicht, würde er sterben. «Ein Vogel, der das ewige Leben voraussagen kann?», fragte der Comte.

«Seht ihn an», sagte der Priester, «und sagt mir: Wisst Ihr, wo *La Malice* versteckt ist?»

«Nein», flüsterte der alte Mann.

Der Falke schien an die Wand zu schauen. Er machte ein paar kleine Schritte auf der Brust des alten Mannes, seine Krallen verhakten sich in der zerschlissenen Decke. Niemand sprach ein Wort. Der Vogel war sehr still, doch dann, plötzlich, schoss sein Kopf vor, und der Comte schrie.

«Ruhig! », knurrte der Priester.

Der Falke hatte das linke Auge des Sterbenden mit seinem Hakenschnabel aufgeschlitzt, es ausgedrückt und eine Spur aus blutigem Schleim auf der unrasierten Wange des alten

Mannes hinterlassen. Der Comte wimmerte. Der Falke machte ein klapperndes Geräusch mit dem Schnabel.

«Die *Calade* zeigt, dass Ihr gelogen habt», sagte der Priester, «und wenn Ihr Euer rechtes Auge zu behalten wünscht, werdet Ihr die Wahrheit sagen. Wo ist *La Malice*?»

«Ich weiß es nicht.» Der alte Mann schluchzte.

Der Priester schwieg eine Zeitlang. Das Feuer knisterte, und der Wind blies Rauch in den Raum. «Ihr lügt», sagte er. «Die *Calade* verrät mir, dass Ihr lügt. Ihr spuckt Gott und Seinen Engeln ins Angesicht.»

«Nein! », widersprach der alte Mann.

«Wo ist *La Malice*?»

«Ich weiß es nicht! »

«Euer Familienname ist Planchard», sagte der Priester anklagend, «und die Planchards waren schon immer Ketzer.»

«Nein! », protestierte der Comte und setzte dann mit schwächerer Stimme hinzu, «wer seid Ihr?»

«Ihr könnt mich Vater Calade nennen», sagte der Priester, «und ich bin der Mann, der entscheidet, ob Ihr in die Hölle oder in den Himmel kommt.»

«Dann nehmt mir die Beichte ab», flehte der alte Mann.

«Da würde ich lieber dem Teufel den Arsch ablecken», sagte Vater Calade.

Eine Stunde später, als der Comte blind war und schluchzte, war der Priester endlich davon überzeugt, dass

der alte Mann nicht wusste, wo *La Malice* versteckt war. Er lockte den Falken auf sein Handgelenk und zog ihm die Haube über den Kopf, dann nickte er einem der Männer im Kettenhemd zu. «Schickt den alten Narren zu seinem Herrn.»

«Zu seinem Herrn?», fragten die Waffenknechte verwirrt.

«Zum Satan», sagte der Priester.

«Um Gottes willen», flehte der Comte de Mouthoumet, und dann zuckte er hilflos, als ihm die Waffenknechte ein mit Schafswolle gestopftes Kissen aufs Gesicht drückten. Der alte Mann brauchte erstaunlich lange zum Sterben.

«Wir drei gehen zurück nach Avignon», erklärte der Priester seinen Begleitern, «aber die anderen bleiben hier. Sagt ihnen, sie sollen alles durchsuchen. Sie sollen den Turm einreißen! Kein Stein soll auf dem anderen bleiben.»

Der Priester ritt Richtung Osten nach Avignon. Später an diesem Tag schneite es, und weiche, zarte Flocken legten einen weißen Hauch über die fahlen Olivenbäume in dem Tal unter dem Turm des toten Mannes.

Am nächsten Morgen war der Schnee verschwunden, und eine Woche später kamen die Engländer.

TEIL EINS

Avignon

Eins

Die Mitteilung traf nach Mitternacht in der Stadt ein, überbracht von einem jungen Mönch, der England im August zusammen mit zwei anderen Ordensbrüdern verlassen hatte. Alle drei waren sie in den großen Zisterzienserkonvent in Montpellier befohlen, wo Bruder Michael, der Jüngste von ihnen, Medizin studieren und die anderen beiden die berühmte Theologieschule besuchen sollten. Wie allen Reisenden, die einen weiten Weg vor sich haben, hatte man ihnen Mitteilungen anvertraut. Eine war für den Abt bei Puys, und dort war Bruder Vincent an der Ruhr gestorben, dann waren Michael und sein Gefährte nach Toulouse gegangen, wo Bruder Peter krank und ins Hospital eingewiesen wurde, in dem er, soweit Michael wusste, noch immer lag. Also war der junge Mönch jetzt allein, und er hatte nur noch eine Mitteilung übrig, ein versiegeltes Pergament, das mittlerweile recht mitgenommen wirkte, und man hatte ihm gesagt, dass er den Mann, für den das Schreiben bestimmt war,

möglicherweise verpassen würde, wenn er sich nicht noch am gleichen Abend auf den Weg machte. *«Le Bâtard»*, hatte ihm der Abt in Paville erklärt, «bewegt sich schnell von einem Ort zum anderen. Vor zwei Tagen war er noch hier, jetzt ist er in Villon, aber morgen – wer weiß?»

«Le Bâtard?»

«So wird er hier in der Gegend genannt», hatte der Abt gesagt und sich bekreuzigt, was darauf hinzudeuten schien, dass der junge englische Mönch von Glück reden konnte, wenn er die Begegnung mit dem Mann namens *le Bâtard* überlebte.

Jetzt, nach einem ganzen Tagesmarsch, blickte Bruder Michael über ein Tal hinweg zur Stadt Villon. Sie war leicht zu finden gewesen, denn als es dunkel wurde, hatten Flammen den Himmel erhellt und ihm als Leuchtturm gedient. Flüchtlinge, die ihm auf der Straße entgegenkamen, erzählten ihm, dass Villon brannte, und so musste Bruder Michael nur auf den hellen Feuerschein zugehen, um *le Bâtard* zu finden und seine Mitteilung abzugeben. Beunruhigt durchquerte er das Tal, sah die Flammen über den Stadtmauern lodern und quellende Rauchwolken in den Himmel ziehen, die hellrot leuchteten, wo sie der Abglanz des Feuers aufschimmern ließ. Der junge Mönch dachte, so müsse der Himmel des Satans aussehen. Noch immer strömten Flüchtlinge aus der Stadt, und sie rieten Bruder Michael umzudrehen und

wegzulaufen, weil in Villon die Dämonen der Hölle wüteten, und er war in Versuchung, oh so sehr in Versuchung, doch ein anderer Teil seiner jungen Seele war neugierig. Er hatte noch nie einen Kampf gesehen. Er hatte noch nie gesehen, was Männer taten, wenn sie sich in den Rausch der Gewalt stürzten, und deshalb ging er weiter und vertraute auf Gott und auf seinen kräftigen Pilgerstab, den er den ganzen Weg von Carlisle bis hierher getragen hatte.

Die meisten Feuer brannten um das westliche Stadttor, und ihre Flammen beleuchteten die massige Burg, die im Osten den Hügel krönte. Es war die Burg des Comtes de Villon, das hatte ihm der Abt bei Paville erklärt, und der Comte de Villon wurde von Söldnern belagert, die der Bischof von Lavence und der Comte de Labrouillade angeheuert hatten und die befehligt wurden von *le Bâtard*.

«Und worum geht es bei dem Streit?», hatte Bruder Michael den Abt gefragt.

«Um zwei Dinge», hatte der Abt geantwortet und dann innegehalten, bis ihm ein Diener Wein eingeschenkt hatte. «Der Comte de Villon hat einen Karren mit Fellen beschlagnahmt, der dem Bischof gehörte. Jedenfalls behauptet der Bischof das.» Er verzog das Gesicht, denn der Wein war jung und sauer. «In Wahrheit ist Villon ein gottloser Patron, und der Bischof hätte gern einen neuen Nachbarn.» Er zuckte mit den Schultern, als müsse er

zugeben, dass dieser Teil der Auseinandersetzung allzu banal war.

«Und die zweite Sache?»

Der Abt wartete einen Moment, bevor er antwortete. «Villon hat dem Comte de Labrouillade die Frau weggenommen», sagte er schließlich.

«Ah.» Bruder Michael wusste nicht, was er sonst sagen sollte.

«Männer sind immer streitlustig», hatte der Abt gesagt, «aber wenn es um Frauen geht, werden sie noch schlimmer. Man muss nur einmal an Troja denken! All diese Männer, die dort für ein einziges hübsches Mädchen umgebracht wurden!» Er sah den jungen englischen Mönch mit großem Ernst an. «Frauen haben die Sünde in die Welt gebracht, Bruder Michael, und das tun sie noch immer. Sei dankbar, dass du Mönch bist und Keuschheit gelobt hast.»

«Dank sei dem Herrn!», hatte Bruder Michael gesagt, jedoch ohne große Überzeugung.

Und nun herrschten in Villon Feuer und Tod, und all das wegen einer Frau und einer Karrenladung Felle. Bruder Michael ging über die Talstraße auf die Stadt zu, überquerte eine Steinbrücke und kam so zum westlichen Stadttor, wo er stehen blieb, denn die Tore waren von einer derartig gewaltigen Kraft aus dem steinernen Torbogen gerissen worden, dass er sich nichts vorstellen konnte, was dazu imstande wäre. Die Angeln waren aus Eisen

geschmiedet und mit Eisenbändern an den Torflügeln befestigt gewesen. Diese Eisenbänder waren länger als der Krummstab eines Bischofs, breiter als eine Männerhand und daumendick, und doch hingen die beiden Torflügel nun schief, ihre Balken waren verkohlt und gesplittert, und die massiven Angeln hatten sich zu grotesken Windungen verzogen. Es war, als hätte der Teufel persönlich seine grässliche Riesenfaust durch den Torbogen gerammt, um einen Weg in die Stadt frei zu machen. Bruder Michael bekreuzigte sich.

Er schob sich an den angekohlten Torflügeln vorbei und blieb sofort wieder stehen, denn direkt hinter dem Torbogen brannte ein Haus, und auf der gegenüberliegenden Straßenseite lag in einem Hauseingang die Leiche einer jungen Frau, bäuchlings und splitternackt, und über ihre weiße Haut zog sich ein Gittermuster aus Blutrinnsalen, die im Licht der Flammen vollkommen schwarz aussahen. Der Mönch blickte die Frau mit gerunzelter Stirn an und fragte sich, warum die Form eines Frauenrückens so erregend wirkte, und dann schämte er sich dafür, einen solchen Gedanken gehabt zu haben. Er bekreuzigte sich erneut. Der Teufel, dachte er, war an diesem Abend überall, aber ganz besonders in dieser brennenden Stadt unter den flammengefärbten Höllenwolken.

Zwei Männer, der eine in einem ramponierten Kettenhemd, der andere in einem losen Lederwams und beide mit Messern bewaffnet, stiegen über die tote Frau. Der Anblick des Mannes auf der Straße ließ sie zusammenzucken, und sie wandten sich ihm angriffsbereit und mit weit aufgerissenen Augen zu, doch dann erkannten sie das schmuddelige weiße Gewand, sahen das Holzkreuz um den Hals Bruder Michaels und rannten auf der Suche nach reicheren Opfern davon. Ein dritter Soldat übergab sich in den Rinnstein. Ein Dachbalken stürzte in ein brennendes Haus und verbreitete eine Druckwelle aus heißer Luft und wirbelnden Funken.

Bruder Michael ging die Straße hinauf, machte dabei einen Bogen um die Leichen, und dann sah er einen Mann neben einem Regenfass sitzen, der versuchte, die Blutung aus seiner Bauchwunde zum Stillstand zu bringen. Der junge Mönch war Gehilfe in der Krankenstube seines Klosters gewesen, und deshalb ging er auf den Mann zu. «Ich kann das verbinden», sagte er und kniete sich hin, aber der Verwundete knurrte ihn an und holte mit einem Messer aus, dem Bruder Michael nur entging, indem er sich zur Seite fallen ließ. Er kam wieder auf die Füße und schob sich vorsichtig rückwärts weg.

«Zieh dein Gewand aus», sagte der verwundete Mann und versuchte, dem Mönch zu folgen, aber Bruder Michael rannte inzwischen den Hügel hinauf. Fluchend brach der

Mann wieder zusammen. «Komm zurück», rief er, «komm zurück! » Über seinem Lederwams trug er einen Wappenrock, der einen goldenen Falken auf einem roten Feld zeigte, und Bruder Michael wurde klar, dass der goldene Vogel das Symbol der Verteidiger dieser Stadt war und dass der verwundete Mann hatte entkommen wollen, indem er sein Mönchsgewand stahl und es als Verkleidung benutzte, doch stattdessen wurde der Mann nun von zwei Soldaten in grün-weißen Wappenröcken gestellt, die ihm kurzerhand die Kehle durchschnitten.

Einige Männer trugen Wappenröcke, die einen gelben Bischofsstab zeigten, umgeben von vier schwarzen Wiederkreuzen, und Bruder Michael kam zu dem Schluss, dass dies die Soldaten des Bischofs sein mussten, während die Truppen, die das grüne Pferd auf einem weißen Feld trugen, dem Comte de Labrouillade dienten. Die meisten der Toten hatten den Wappenrock mit dem goldenen Falken an, und dem Mönch fiel auf, wie viele dieser Leichen von langen, englischen Pfeilen mit blutbespritzter, weißer Befiederung durchbohrt waren. Der Kampf war schon durch diesen Teil der Stadt gezogen, und nun sprang das Feuer von einem Strohdach zum nächsten über, während dort, wo es noch nicht brannte, Horden von betrunkenen, zügellosen Soldaten plünderten und vergewaltigten. Ein Säugling weinte, eine Frau schrie, dann taumelte ein Mann, dessen Augen nur noch blutende Höhlen waren, aus einer

Gasse und stieß mit dem Mönch zusammen. Der Mann zuckte wimmernd zurück und hob die Hände, um den erwarteten Schlag abzuwehren.

«Ich tue Euch nichts», sagte Bruder Michael auf Französisch, einer Sprache, die er als Novize gelernt hatte, damit er seine Ausbildung in Montpellier abschließen konnte, aber der Blinde beachtete ihn nicht und stolperte nur weiter die Straße entlang. Irgendwo, vollkommen unvereinbar mit dem Blut und dem Rauch und den Schreien, sang ein Chor, und der Mönch fragte sich, ob er träumte, doch die Stimmen waren echt, so echt wie die Schreie der Frauen und das Schluchzen der Kinder und das Bellen der Hunde.

Er bewegte sich nun mit größerer Vorsicht weiter, denn die Gassen waren dunkel und die Soldaten wie entfesselt. Er kam an einer Gerberwerkstatt vorbei, in der es brannte, und er sah einen Mann, der in einem Fass mit Urin ertränkt worden war, mit dem die Häute behandelt wurden. Auf einem kleinen Platz, auf dem eine Kreuzsäule stand, wurde er von hinten angegriffen und zu Boden geworfen, und ein bärtiger Kerl im Wappenrock des Bischofs bückte sich, um ihm den Beutel abzuschneiden, der an seinem Hanfgürtel hing. «Geh weg! Geh weg!» Bruder Michael vergaß vor Angst, wo er war, und schrie auf Englisch. Der Mann grinste und kam mit dem Messer bedrohlich nah an Michaels Augen, dann riss er selbst die Augen weit auf,

starrte entsetzt vor sich hin, und ein dunkler Blutfächer verdunkelte die flammenerhellte Nacht, als der Mann langsam vornüberkippte. Bruder Michael war mit dem Blut des Mannes bespritzt und sah, dass aus dem Hals seines Angreifers ein Pfeil ragte. Der Mann würgte, umklammerte den Schaft des Pfeils, und dann erschauerte er, als ihm das Blut aus dem offenen Mund pulste.

«Bist du Engländer, Bruder?», fragte eine englische Stimme, und als Michael aufsah, hatte er einen Mann in einem schwarzen Wappenrock vor sich, auf dem über ein weißes Wappenzeichen der schwarze Schrägstrich zur Kennzeichnung einer Bastardherkunft lief. «Bist du Engländer?», fragte der Mann noch einmal.

«Ich bin Engländer», brachte Bruder Michael heraus.

«Du hättest ihm eins überziehen sollen», sagte der Mann, hob Michaels Stab auf und zog dann den Mönch auf die Füße. «Wenn du ihm ordentlich eins übergezogen hättest, wäre er umgefallen. Die Kerle sind allesamt betrunken.»

«Ich bin Engländer», wiederholte Bruder Michael. Er zitterte. Das frische Blut fühlte sich auf seiner Haut sehr warm an. Sein ganzer Körper erschauerte.

«Du bist verdammt weit weg von zu Hause, Bruder», sagte der Mann, der einen großen Kriegsbogen über seiner muskulösen Schulter hängen hatte. Er beugte sich zu dem Angreifer des Mönchs hinunter, zog ein Messer und schnitt dem Mann den Pfeil aus dem Hals, wobei er ihn tötete.

«Pfeile sind hier schwer zu bekommen», erklärte er, «also versuchen wir, uns möglichst viele zurückzuholen. Falls du welche siehst, sammle sie ein.»

Michael strich sich das weiße Gewand glatt, dann betrachtete er das grobe Abzeichen auf dem Wappenrock seines Retters. Es zeigte ein seltsames Tier, das eine Schale in den Klauen hielt. «Du dienst …», fing er an.

«Dem Bastard», unterbrach ihn der Mann. «Wir sind die Hellequin, Bruder.»

«Die Hellequin?»

«Die Seelen des Teufels», sagte der Mann mit einem Grinsen, «und was zum Teufel hast du hier verloren?»

«Ich habe eine Mitteilung für deinen Herrn, *le Bâtard*.»

«Dann gehen wir ihn suchen. Mein Name ist Sam.»

Der Name passte zu dem Bogenschützen, der ein jungenhaftes, fröhliches Gesicht und ein bereitwilliges Lächeln besaß. Er führte den Mönch an einer Kirche vorbei, die er mit zwei anderen Hellequin bewacht hatte, weil sich ein paar Stadtbewohner in das Gotteshaus geflüchtet hatten. «Der Bastard lehnt Vergewaltigungen ab», erklärte er.

«Und das ist auch recht so», gab Michael pflichtbewusst zurück.

«Genauso gut könnte er den Regen ablehnen», sagte Sam heiter und ging voran auf einen größeren Platz, auf dem sich ein halbes Dutzend Reiter mit gezogenen Schwertern

bereithielten. Sie trugen Kettenhemd und Helm und den Wappenrock des Bischofs, und hinter ihnen war der Chor, etwa zwanzig Jungen, die einen Psalm intonierten. *«Domine eduxisti»*, sangen sie, *«de inferno animam meam vivificasti me ne descenderem in lacum.»*

«Er würde wissen, was das heißt», sagte Sam, klopfte sich auf den Wappenrock und meinte offenkundig *le Bâtard*.»

«Es heißt, dass Gott unsere Seelen aus der Hölle geführt hat», sagte Bruder Michael, «und uns das Leben geschenkt hat und uns vor der Grube bewahren wird.»

«Das ist sehr freundlich von Gott», sagte Sam. Er verbeugte sich nebenbei vor den Reitern und führte die Hand an seinen Helm. «Das ist der Bischof», erklärte er, und Bruder Michael sah einen großen Mann, dessen düsteres Gesicht von einem Helm aus Stahl umrahmt war und der unter einem Banner im Sattel saß, das einen Bischofsstab und die Kreuze zeigte. «Er wartet darauf», erklärte Sam, «dass wir das Kämpfen erledigen. Das machen sie alle. Komm und kämpf mit uns, sagen sie, und dann schütten sie sich zu, während wir das Töten erledigen. Allerdings werden wir ja auch dafür bezahlt. Pass jetzt auf, Bruder, es wird gefährlich.» Er nahm den Bogen von der Schulter, führte den Mönch durch eine Gasse und blieb an ihrem Ende stehen. Er spähte vorsichtig vor. «Verdammt gefährlich», fügte er hinzu.

Bruder Michael, fasziniert und abgestoßen zugleich von dem Gemetzel in der Stadt, beugte sich an Sam vorbei und stellte fest, dass sie den höchsten Punkt der Stadt erreicht hatten und am Rand eines weitläufigen Platzes standen, vielleicht an einem Marktplatz, und auf der gegenüberliegenden Seite sah er eine Straße, die, aus schwarzem Fels herausgehauen, zum Burgtor führte. Am Torhaus, das im Licht der von der Stadt herauflodernden Brände lag, hingen große Banner. Einige erbaten die Hilfe der Heiligen, andere zeigten das Wappen mit dem goldenen Falken. Ein Armbrustbolzen raste an die Mauer neben dem Priester und rutschte dann klappernd über das Pflaster der Gasse. «Wenn wir die Burg bis morgen vor Sonnenuntergang erobern», sagte Sam und legte einen Pfeil ein, «wird unser Geld verdoppelt.»

«Verdoppelt? Warum?»

«Weil morgen der Tag von Sankt Bertille ist», sagte Sam, «und weil die Frau unseres Auftraggebers Bertille heißt, ist der Fall der Burg ein Beweis dafür, dass Gott auf unserer Seite ist und nicht auf der Seite des Gegners.»

Dies schien Bruder Michael eine äußerst anfechtbare Theologie zu sein, aber er widersprach nicht. «Ist sie die Frau, die weggelaufen ist?»

«Dafür kann ich ihr keinen Vorwurf machen. Er ist ein Schwein, der Comte de Labrouillade, aber Ehe ist Ehe, oder? Und es muss erst einen kalten Tag in der Hölle

geben, bevor sich eine Frau ihren Gemahl selbst aussuchen kann. Trotzdem habe ich Mitleid mit ihr, weil sie mit so einem Schwein verheiratet ist.» Er spannte seinen Bogen halb, trat aus der Gasse heraus, suchte ein Ziel, fand keines und trat wieder zurück. «Die arme Frau ist also dort in der Burg», fuhr er fort, «und das Schwein bezahlt uns, damit wir sie möglichst schnell herausholen.»

Bruder Michael spähte um die Ecke und zuckte zurück, als zwei Armbrustbolzen durch den Schein des Feuers flogen. Die Bolzen rasten dicht neben ihm an die Wand, und auch sie schleuderten klappernd über das Pflaster. «Glück gehabt, was?», sagte Sam fröhlich. «Die Bastarde haben mich gesehen, auf mich gezielt, und dann hast du deine Nase rausgestreckt. Du könntest jetzt schon im Himmel sein, wenn die Kerle zu einem ordentlichen Schuss in der Lage wären.»

«Ihr werdet es nie schaffen, die Dame aus dieser Burg zu holen», tat Michael seine Meinung kund.

«Werden wir nicht?»

«Die Burg ist zu stark befestigt.»

«Wir sind die Hellequin», sagte Sam, «das heißt, dem armen Luder bleibt noch ungefähr eine Stunde mit ihrem Liebhaber. Ich hoffe, er besorgt's ihr so richtig, damit sie was hat, woran sie sich erinnern kann.»

Michael wurde rot, ohne dass Sam es bemerkte. Frauen machten Michael unsicher. Die meiste Zeit seines Lebens

hatte diese Versuchung keine Rolle gespielt, denn in der Klausur seines Zisterzienserkonvents bekam er kaum jemals eine Frau zu Gesicht, doch seit er von Carlisle abgereist war, hatte der Teufel tausend Fallstricke auf seinem Weg ausgelegt. In Toulouse hatte ihn eine Hure von hinten gepackt, ihn gestreichelt, und er hatte sich losreißen müssen, zitternd vor Scham, und dann war er auf die Knie gesunken. Die Erinnerung an ihr Lachen war wie ein Peitschenhieb auf seine Seele, genau wie die Erinnerungen an all die anderen Mädchen, die er gesehen hatte, angestarrt hatte und über die er nachgedacht hatte, und dann fiel ihm die weiße Haut der jungen Frau am Stadttor ein, und Michael wusste, dass der Teufel ihn wieder in Versuchung führte, und er wollte gerade um Stärke beten, als ihn ein Sirren ablenkte und er einen Hagel von Armbrustbolzen auf den Marktplatz niedergehen sah. Ein paar der Bolzen trafen spitz auf das Kopfsteinpflaster, sodass Funken sprühten, und Bruder Michael fragte sich, warum die Verteidiger schossen, dann sah er Männer in dunklen Umhängen aus allen Gassen auf den Platz hasten und Aufstellung nehmen. Es waren Bogenschützen, die nun begannen, die hoch aufragenden Festungsmauern zu beschießen. Es waren Scharen von Pfeilen; nicht die kurzen, ledergeflügelten Metallbolzen der Armbrustschützen, sondern englische Pfeile, weiß befiedert und lang, die leise auf die Mauerkronen zurasten, nachdem

sie von den großen Eibenholzbögen mit den Hanfsehnen geschnellt waren, die bei jedem Schuss schwirrten wie Saiten einer Harfe. Die Pfeile zitterten zunächst, wenn sie von der Sehne wegflitzten, dann stabilisierte die Befiederung ihren Flug, und sie zuckten aufwärts, weiße Blitze im Dunkel, in deren Stahlspitzen sich das Feuer spiegelte, und der Mönch stellte fest, dass die Bolzen der Verteidiger, die gerade noch wie ein dichter Schauer niedergegangen waren, plötzlich spärlich wurden. Die Bogenschützen überschütteten die Verteidiger der Burg mit Pfeilen, zwangen die Armbrustschützen, sich hinter die Brustwehr zu ducken, während andere Bogenschützen die Schießscharten in den Flankentürmen unter Beschuss nahmen. Das Geräusch, mit dem die Stahlspitzen an die Burgmauern rasten, hörte sich an wie Hagel auf Kopfsteinpflaster. Ein Bogenschütze stürzte, einen Bolzen in der Brust, rücklings um, doch er war das einzige Opfer, das der Mönch sah, und dann hörte er die Räder.

«Geh zurück», ermahnte in Sam, und der Priester trat in die Gasse zurück, als ein Karren an ihm vorbeipolterte. Es war ein kleiner, mit Holzfässchen beladener Karren, leicht genug, um von sechs Männern geschoben zu werden, doch er war mit zehn großen Pavesen verstärkt worden, jenen mannshohen Schilden, mit denen sich Armbrustschützen beim Nachladen ihrer sperrigen Waffe schützten.

«Jetzt haben sie nicht mal mehr eine Stunde Zeit», sagte Sam und trat wieder auf die Straße, als der Karren vorbeigefahren war. Er spannte seinen Langbogen und schickte einen Pfeil zum Burgtor.

Es war merkwürdig still. Bruder Michael hatte erwartet, dass eine Schlacht laut wäre, hatte erwartet, dass die Männer Gott mit lauten Rufen um ihr Seelenheil anflehten, dass vor Angst oder Schmerz die Stimmen erhoben würden, doch er hörte nur die Schreie der Frauen in der Unterstadt, das Prasseln der Flammen, die Harfentöne der Bögen, das Geräusch der Karrenräder auf dem Pflaster und das Klappern der Bolzen und Pfeile auf Stein. Ehrfürchtig sah Michael Sam zu, der immer weiter schoss und, anscheinend ohne zu zielen, einen Pfeil nach dem anderen auf die Burgmauern jagte.

«Gut, dass wir was sehen können», sagte Sam, als er den nächsten Pfeil abschnellen ließ.

«Meinst du die Brände?»

«Deswegen haben wir die Häuser angezündet», sagte Sam, «damit die Bastarde im Licht stehen.» Er ließ den nächsten Pfeil abschnellen, offenbar ohne jede Anstrengung; doch Bruder Michael hatte einmal versucht, einen Eibenbogen zu spannen, und hatte die Sehne kaum eine Handbreit zurückziehen können.

Der Karren hatte nun das Burgtor erreicht. Dort blieb er stehen, ein dunkler Schatten unter dem dunklen Torbogen,

und Bruder Michael sah einen Lichtschein aufschimmern, in sich zusammenfallen, sich wieder aufrichten und sich zu einem zarten, beständigen Glühen entwickeln, während die sechs Männer, die den Karren geschoben hatten, zu den Bogenschützen zurückrannten. Einer von ihnen stürzte, offenkundig von einem Armbrustbolzen getroffen, und zwei andere nahmen ihn an den Armen und schleppten ihn mit zurück, und in demselben Moment bekam der Mönch zum ersten Mal *le Bâtard* zu sehen.

«Das ist er», sagte Sam mit hörbarer Zuneigung, «unser verfluchter Bastard.» Bruder Michael sah einen großen Mann in einem schwarz angemalten, gegürteten Kettenhemd. Er trug hohe Stiefel, eine schwarze Schwertscheide und einen Helm, der aus einer einfachen Beckenhaube bestand, die genauso schwarz war wie sein Kettenhemd. Er hatte sein Schwert gezogen und benutzte es, um ein Dutzend Waffenknechte voranzuwinken, die sich mit überlappenden Schilden in einer Linie auf dem Platz aufstellten. Er warf einen Blick auf Bruder Michael, der feststellte, dass die Nase *le Bâtards* einmal gebrochen und seine Wange vernarbt war, aber er sah auch eine unglaubliche Kraft in diesem Gesicht, eine Wildheit, und er verstand, warum der Abt bei Paville mit solcher Ehrfurcht von diesem Mann gesprochen hatte. Bruder Michael hatte erwartet, dass *le Bâtard* ein älterer Mann wäre, und war von der Jugend dieses Soldaten mit der schwarzen Rüstung

überrascht. Dann sah *le Bâtard* Sam. «Ich dachte, du bewachst die Kirche, Sam», sagte er.

«Pockengesicht und Johnny sind noch dort», sagte Sam, «ich bin hergekommen, um diesen Mann zu Euch zu bringen.» Er machte eine Kopfbewegung in Bruder Michaels Richtung.

Der Mönch trat einen Schritt vor und fühlte die ganze Eindringlichkeit von *le Bâtards* Blick auf sich. Mit einem Mal war es ihm bang, und sein Mund wurde trocken vor Angst. «Ich habe eine Nachricht für Euch», stammelte er, «sie ist von …»

«Später», unterbrach ihn *le Bâtard*. Ein Diener hatte ihm einen Schild gebracht, den er sich mit einer Schlaufe über den linken Unterarm hängte, dann drehte er sich zur Burg um, wo es unvermittelt Feuer und Rauch spuckte. Der Rauch war schwarz und rot, Stichflammen loderten daraus empor, und die Nacht wurde vom Donner einer Explosion erschüttert, bei dem sich Bruder Michael vor Schreck auf den Boden duckte. Brennende Holzfragmente jagten in der heißen Druckwelle durch die Gasse. Rauch verhüllte den Platz, und das Echo der Explosion rollte von der anderen Talseite zurück. Vögel, die in den Spalten der Burgmauer genistet hatten, flatterten in die verqualmte Luft, und eines der großen Banner, das Sankt Joseph um Hilfe anrief, fing Feuer und loderte hell vor der Festungsanlage.
«Schießpulver», erklärte Sam lakonisch.

«Schießpulver?»

«Unser *Bâtard* ist eben ein schlauer Bastard», sagte Sam. «Das Zeug wird ziemlich schnell mit so einem Tor fertig, was? Ist aber teuer, wohlgemerkt. Das Schwein, dem die Frau weggelaufen ist, hatte den zweifachen Preis zu zahlen, damit wir das Pulver benutzen. Anscheinend will er dieses Weibsstück wirklich unbedingt zurückhaben, bei dem vielen Geld! Ich hoffe, sie ist es verdammt noch mal wert.»

Bruder Michael verstand nun, warum das Stadttor ausgesehen hatte wie von der Faust des Teufels aufgerissen. *Le Bâtard* hatte sich seinen Weg in die Stadt mit Schießpulver erzwungen, und mit demselben Rezept hatte er die großen hölzernen Flügel des Burgtores zerstört. Nun führte er seine zwanzig Waffenknechte zu den Trümmern.

«Bogenschützen!», rief ein anderer Mann, und die Bogenschützen, einschließlich Sams, folgten den Waffenknechten zum Burgtor. Sie rückten schweigend vor, und auch das war furchterregend. Diese Männer in ihren schwarz-weißen Wappenröcken, dachte Bruder Michael, hatten gelernt, im finsteren Tal des Todes zufrieden zu leben und erbarmungslos zu kämpfen. Keiner von ihnen schien betrunken zu sein. Sie waren diszipliniert, leistungsfähig und schreckenerregend.

Le Bâtard verschwand in dem Rauch. Von der Burg her waren Rufe zu hören, aber der Mönch konnte nicht

erkennen, was dort vor sich ging, allerdings waren die Angreifer offenkundig in der Burg, denn nun strömten die Bogenschützen durch den rauchverhangenen Torbogen. Weitere Männer folgten ihnen, Männer mit den Wappen des Bischofs und des Comtes, um in der todgeweihten Festung nach noch mehr Beute zu suchen.

«Es könnte gefährlich werden», warnte Sam den jungen Mönch.

«Gott ist mit uns», sagte Bruder Michael und wunderte sich über seine leidenschaftliche Erregung, die so heftig war, dass er seinen Pilgerstab umklammerte, als wäre er eine Waffe.

Von der Gasse aus hatte die Burg groß gewirkt, doch als er sich zwischen den verkohlten Flügeln des Tores hindurchgeschoben hatte, sah Bruder Michael, dass sie viel kleiner war, als es den Anschein gehabt hatte. Sie hatte keinen Außenhof und keinen großen Bergfried, sondern nur das Torhaus und einen hohen Turm, zwischen denen sich ein enger Hof erstreckte, in dem ein Dutzend sterbender Armbrustschützen in rot-goldenen Wappenröcken lagen. Ein Mann war von der Explosion am Tor ausgeweidet worden, und obwohl seine Eingeweide über den gepflasterten Hof verteilt waren, lebte er noch und stöhnte. Der Mönch blieb stehen, um ihm Beistand zu leisten, sprang jedoch zurück, als Sam dem Mann mit einer Leichtigkeit, die ebenso beiläufig wie herzlos wirkte, die

Kehle durchschnitt. «Du hast ihn umgebracht! », sagte Bruder Michael entsetzt.

«Natürlich habe ich ihn umgebracht, verdammt», sagte Sam fröhlich. «Was hast du denn von mir erwartet? Dass ich ihn abküsse? Ich hoffe, dass mir jemand den gleichen Dienst erweist, wenn ich einmal in so einer Lage bin.» Er wischte das Blut von seinem kurzen Messer. Ein Verteidiger schrie auf, als er von der Torhausbrüstung stürzte, während ein anderer Mann die Turmtreppe heruntertaumelte und an ihrem Fuß zusammenbrach.

Oben an der Treppe befand sich eine Tür, doch sie war nicht verteidigt worden, oder vielleicht hatte die Verteidiger der Mut verlassen, als das Burgtor aufgesprengt worden war, und so strömten *le Bâtards* Männer in den Turm. Bruder Michael folgte ihnen, dann drehte er sich um, als eine Trompete geblasen wurde. Ein Zug Reiter, alle in Grün und Weiß, strömte durch den Torbogen, und die Berittenen drängten mit ihren Schwertern ihre eigenen Männer aus dem Weg. Inmitten der Reiter, beschützt von ihren Waffen, saß ein grässlich fetter Mann in Rüstung auf einem mächtigen Pferd. Der Reiterzug hielt am Fuße der Treppe, und es waren vier Mann notwendig, um dem fetten Mann aus dem Sattel zu helfen und ihn auf die Füße zu stellen. «Seine Schweinelordschaft», sagte Sam hämisch.

«Der Comte de Labrouillade?»

«Einer unserer Auftraggeber», sagte Sam, «und dort ist der andere.» Der Bischof und seine Männer waren dem Comte durch das Tor gefolgt, und Sam und Michael knieten nieder, als die beiden Männer die Treppen hinaufgingen und in dem Turm verschwanden.

Sam und Bruder Michael folgten den Männern des Bischofs in den Eingangssaal und dann eine enge Treppe hinauf in eine große, hohe Säulenhalle, die von einem Dutzend qualmender Fackeln erleuchtet wurde und deren Wandteppiche den goldenen Falken auf seinem roten Hintergrund zeigten. Es waren schon mindestens sechzig Männer in der Halle, die sich nun etwas an die Wände zurückzogen, damit der Comte de Labrouillade und der Bischof von Lavence auf das Podest zugehen konnten, wo zwei Männer *le Bâtards* den besiegten Comte de Villon auf die Knie hinabgedrückt hatten. Hinter ihnen, groß und schwarz in seiner Rüstung, stand *le Bâtard* selbst mit ausdrucksloser Miene und neben ihm, ungefesselt, eine junge Frau in einem roten Kleid. «Ist das Bertille?», fragte Bruder Michael.

«Muss sie wohl sein», sagte Sam anerkennend. «Eine hübsche kleine Stute ist sie, das muss man sagen.»

Bruder Michael hielt den Atem an und bedauerte für einen gotteslästerlichen Augenblick, dass er je in den heiligen Priesterstand eingetreten war. Bertille, die treulose Comtesse de Labrouillade, war viel mehr als eine

hübsche kleine Stute, sie war eine Schönheit. Sie konnte nicht älter als zwanzig Jahre sein und hatte ein liebliches Gesicht, ohne Narben oder Spuren von Krankheit, volle Lippen und tiefbraune Augen. Ihr schwarzes Haar war gelockt, ihre Augen waren groß, und trotz ihrer entsetzten Miene war sie so entzückend, dass Bruder Michael, der selbst erst zweiundzwanzig war, zu zittern begann. Noch niemals, ging es ihm durch den Kopf, hatte er eine so schöne Erscheinung gesehen, und dann atmete er tief ein, bekreuzigte sich und betete still darum, dass ihn die Heilige Jungfrau und Sankt Michael vor der Versuchung bewahrten. «Sie ist das Geld für das Schießpulver wert, würde ich sagen», sagte Sam gutgelaunt.

Bruder Michael sah zu, als Bertilles Gemahl, der seinen Helm abgenommen hatte, unter dem sich fettiges graues Haar und ein feistes Gesicht zeigten, auf sie zuwatschelte. Der Gang mit der schweren Rüstung ließ den Comte kurzatmig werden. Er blieb ein paar Schritte vor dem Podest stehen und starrte auf das Kleid seiner Frau, auf dem in Brusthöhe das Wappen mit dem goldenen Falken prangte, das Symbol ihres besiegten Liebhabers. «Es scheint mir, Madame», sagte der Comte, «als ließe Euer Kleidergeschmack sehr zu wünschen übrig.»

Die Comtesse fiel auf die Knie und reckte ihrem Mann die gefalteten Hände entgegen. Sie wollte etwas sagen, doch es kam nur ein ersticktes Wimmern aus ihrer Kehle. In den

Tränen, die über ihre Wangen rollten, glitzerte der Abglanz der Fackeln. Bruder Michael rief sich ins Gedächtnis, dass sie eine Ehebrecherin war, eine Sünderin, eine Hure, die keine Gnade verdient hatte, und Sam warf einen Seitenblick auf den jungen Mönch und dachte, dass dieser Mönch eines Tages wegen einer Frau in Schwierigkeiten geraten würde.

«Reißt ihr dieses Wappen ab», befahl der Comte, an zwei seiner Waffenknechte gewandt, und deutete auf seine Frau. Die Schritte der beiden Männer in ihren gepanzerten Stiefeln hallten über den Steinboden, und ihre Kettenhemden klirrten, als sie auf das Podest stiegen und die Comtesse packten. Sie versuchte sich zu wehren, schrie, doch dann gab sie ihren Widerstand auf, als ihr einer der Männer die Arme auf dem Rücken festhielt und der andere ein kurzes Messer aus dem Gürtel zog.

Bruder Michael machte eine unwillkürliche Bewegung, als wollte er ihr helfen, doch Sam hielt ihn mit einer Hand zurück. «Sie ist die Frau des Comtes, Bruder», sagte der Bogenschütze leise, «was bedeutet, dass sie sein Eigentum ist. Er kann mit ihr machen, was immer er will, und wenn du dich einmischst, schlitzt er dir den Bauch auf.»

«Ich wollte nicht …», fing Bruder Michael an, aber dann schwieg er lieber, als zu lügen, denn er hatte eingreifen wollen, oder jedenfalls Widerspruch einlegen, doch nun sah er bloß zu, als der Waffenknecht den kostbaren Stoff

zerschnitt und an der Goldstickerei zerrte, sodass das geschnürte Oberteil des Kleides bis zur Taille aufriss, und der Waffenknecht schließlich das Stoffstück mit dem eingestickten Falken in der Hand hatte und es seinem Herrn vor die Füße warf. Die Comtesse, von dem zweiten Mann losgelassen, kauerte sich nieder und raffte ihr zerfetztes Kleid vor der Brust zusammen.

«Villon! », befahl der Comte. «Sieh mich an! »

Der Mann, den die beiden Soldaten *le Bâtards* festhielten, hob zögernd den Blick zu seinem Gegner. Er war jung, schön wie ein Habicht, und bis vor einer Stunde war er der Herrscher über diese Stadt, der Herr über sein Land und der Besitzer seiner Bauern gewesen. Er trug eine Rüstung mit Brustpanzer und Beinschienen, und ein Blutstreifen in seinem dunklen Haar zeigte, dass er gegen die Belagerer gekämpft hatte, doch jetzt war er in ihrer Hand und konnte nur zusehen, als der fette Comte umständlich sein Kettenhemd vor seinem Schritt hochzog. Niemand in der Halle rührte sich oder sprach ein Wort, alle beobachteten nur, wie der Comte Stahl und Leder wegzerrte, um dann, mit einem breiten Grinsen, auf den Falken zu pissen, der von dem Kleid seiner Frau abgerissen worden war. Er hatte eine wahre Ochsenblase, und der Urin plätscherte lange. Irgendwo in der Burg schrie ein Mann, und der Schrei hielt an und immer weiter an, bis er zur Erleichterung aller endlich erstarb.

Der Comte war gleichzeitig fertig, dann streckte er die Hand zu seinem Schildknappen aus, der ihm ein kleines Messer mit einer bösartig geschwungenen Klinge übergab. «Siehst du das, Villon?» Der Comte hielt das Messer hoch, sodass die Klinge das Licht einfing. «Weißt du, was das ist?»

Villon, immer noch im Griff der beiden Waffenknechte, sagte nichts.

«Das ist für dich», sagte der Comte. «Sie», er richtete die Messerspitze auf seine Frau, «wird nach Labrouillade zurückkehren, und du kommst mit, aber erst, nachdem wir dich beschnitten haben.»

Die Männer in den grün-weißen Wappenröcken grinsten aus lauter Vorfreude. Das Messer mit der verrosteten Klinge und einem abgenutzten Holzgriff war ein Kastriermesser, mit dem Schafböcke oder Kälber oder die kleinen Jungen verschnitten wurden, die für die Chöre der großen Kirchen bestimmt waren. «Zieht ihn aus», befahl der Comte seinen Männern.

«Oh Gott», murmelte Bruder Michael.

«Dreht's dir dabei den Magen um, Bruder?», fragte Sam.

«Er hat gut gekämpft», schaltete sich eine neue Stimme ein, und der Mönch sah, dass *le Bâtard* an den Rand des Podestes getreten war. «Er hat tapfer gekämpft und verdient es, wie ein Mann zu sterben.»

Einige Männer des Comtes legten ihre Hände an die Schwertgriffe, doch der Bischof winkte mit einer

Handbewegung ab. «Er hat die Gesetze Gottes und der Menschheit gebrochen», erklärte der Bischof *le Bâtard*, «und damit kein Recht mehr auf Ritterlichkeit.»

«Es ist mein Streit», knurrte der Comte de Labrouillade *le Bâtard* an, «nicht Eurer.»

«Er ist mein Gefangener», sagte *le Bâtard*.

«Als wir Euch angeworben haben», sagte der Bischof, «wurde vereinbart, dass sämtliche Gefangenen dem Comte und mir gehören werden, ganz gleich, wer sie gemacht hat. Wollt Ihr das bestreiten?»

Le Bâtard zögerte, doch es war offensichtlich, dass der Bischof die Wahrheit gesagt hatte. Der große Mann in der schwarzen Rüstung ließ seinen Blick durch die Halle schweifen, aber seine Männer waren gegenüber denen des Comtes und des Bischofs weit in der Unterzahl. «Dann bitte ich Euch», sagte er zu dem Bischof, «ihn wie einen Mann vor seinen Gott treten zu lassen.»

«Er ist ein Hurenbock und ein Sünder», sagte der Bischof, «also überlasse ich es dem Comte, mit ihm zu verfahren, wie er es wünscht. Und ich möchte Euch daran erinnern, dass Euer Entgelt davon abhängt, ob Ihr alle angemessenen Anordnungen unsererseits befolgt habt.»

«Das hier ist nicht angemessen», beharrte *le Bâtard*.

«Die Anordnung, Euch zurückzuhalten, ist angemessen», sagte der Bischof, «und diese Anordnung erteile ich Euch hiermit.»

Die Waffenknechte des Comtes stießen ihre Schilde auf den Boden, um ihr Einverständnis zu zeigen, und *le Bâtard* trat schulterzuckend zurück. Bruder Michael sah einen Waffenknecht das Kastriermesser nehmen und drängte sich hinaus auf die Treppe, wo er keuchend die raucherfüllte Luft einsog. Er wollte noch weiter weg, aber ein paar Männer des Comtes hatten in den Burgstallungen einen Ochsen entdeckt, und sie quälten das Tier, indem sie mit Speeren und Schwertern nach ihm stachen und ihm auswichen, wenn es sich zu seinen Angreifern umdrehte, und Bruder Michael wagte es nicht, mitten durch dieses bösartige Spiel auf dem Burghof zu laufen. Dann kam der erste Schrei aus der Halle hinter ihm.

Eine Hand berührte seine Schulter, und er fuhr herum, hob den schweren Pilgerstab, doch es war nur ein Priester, ein älterer Mann, der dem Mönch einen Schlauch Wein anbot. «Es scheint so», sagte der ältere Mann, «als würdest du nicht billigen, was der Comte tut.»

«Billigt Ihr es?»

Der Priester zuckte mit den Schultern. «Villon hat dem Comte die Frau weggenommen, was erwartet er? Unsere Kirche hat der Rache des Comtes ihren Segen erteilt, und zwar mit gutem Grund. Villon ist ein verabscheuenswürdiger Mann.»

«Labrouillade etwa nicht?» Bruder Michael war zu dem Schluss gekommen, dass er den fetten Comte mit seinem

schmierigen Haar und den Hängebacken hasste.

«Ich bin sein Kaplan und sein Beichtvater», sagte der alte Priester, «also weiß ich, was für ein Mensch er ist.» Er hörte sich trostlos an. «Und du», fragte er den Mönch, «was bringt dich hierher?»

«Ich habe eine Nachricht für *le Bâtard*», sagte Bruder Michael.

«Was für eine Nachricht?»

Der englische Mönch schüttelte den Kopf. «Ich habe sie nicht gelesen.»

«Du solltest Nachrichten immer lesen», sagte der ältere Mann mit einem Lächeln.

«Sie ist versiegelt.»

«Dieses Problem löst ein heißes Messer.»

Bruder Michael runzelte die Stirn. «Mir wurde gesagt, dass ich sie nicht lesen soll.»

«Von wem?»

«Vom Earl of Northampton. Er hat gesagt, die Nachricht ist dringend und persönlich.»

«Dringend?»

Bruder Michael bekreuzigte sich. «Es heißt, der Prince of Wales stellt eine neue Armee auf. Ich glaube, *le Bâtard* erhält den Befehl, sich ihr anzuschließen.» Er zuckte mit den Schultern. «Das würde jedenfalls Sinn ergeben.»

«Das würde es.»

Die Unterhaltung hatte Bruder Michael von den grauenhaften Schreien abgelenkt, die aus der Halle drangen. Nur langsam verwandelten sich die Schreie in ein klägliches Wimmern, und erst danach führte der Kaplan des Comtes den Mönch zurück in das Fackellicht der Säulenhalle. Bruder Michael sah nicht zu dem nackten Ding auf dem blutigen Boden. Er hielt sich hinten in der Halle, ließ sich die Sicht auf den kastrierten Mann von den vielen Soldaten in Rüstung verdecken.

«Wir sind fertig», sagte der Comte de Labrouillade zu *le Bâtard*.

«Wir sind fertig, Messire», stimmte *le Bâtard* zu, «nur dass Ihr uns noch das Geld für die schnelle Einnahme dieser Burg schuldet.»

«Ich schulde Euch das Geld», pflichtete ihm der Comte bei, «und es erwartet Euch in Paville.»

«Dann werden wir nach Paville gehen, Messire.» *Le Bâtard* verbeugte sich vor dem Comte, dann klatschte er in die Hände, um seine Männer auf sich aufmerksam zu machen. «Ihr wisst, was ihr zu tun habt! Also tut es!»

Die Männer *le Bâtards* mussten ihre Verwundeten einsammeln, ihre Toten bestatten und die Pfeile zurückholen, die sie im Kampf verschossen hatten. Es wurde schon hell, als *le Bâtards* Männer aus dem zerstörten Stadttor zogen, die Brücke in das Tal nahmen und sich ostwärts wandten. Die Verwundeten lagen auf

Karren, aber alle anderen ritten, und Bruder Michael, der ein paar Stunden Schlaf gehabt hatte, konnte endlich die Männer *le Bâtards* zählen. Er hatte erfahren, dass einige der Hellequin die Burg bei Castillon bewachten, die ihre Zuflucht war, aber *le Bâtard* führte dennoch eine beeindruckende Kampftruppe. Sie bestand aus über sechzig Bogenschützen, alle Engländer oder Waliser, zweiunddreißig Waffenknechten, von denen die meisten aus der Gascogne stammten, einige aber auch aus den italienischen Staaten, eine Handvoll aus dem Burgund, ein Dutzend aus England und ein paar von weiter weg, doch alle waren sie Abenteurer, die auf Geld aus waren und es mit *le Bâtard* gefunden hatten. Mit ihren Dienern und Schildknappen bildeten sie eine Kriegstruppe, die von jedem Herrn angeheuert werden konnte, der die Mittel hatte, sie zu bezahlen, allerdings musste sich jeder Herr, der gegen die Engländer oder ihre Verbündeten aus der Gascogne kämpfen wollte, anderweitig umsehen, denn solche Auftraggeber unterstützte *le Bâtard* nicht. Er sagte gern, dass er den Feinden Englands half, sich gegenseitig umzubringen, und diese Feinde Englands bezahlten ihn für seine Dienste. *Le Bâtard*s Leute waren Söldner und nannten sich die Hellequin, die Gefährten des Teufels, und sie prahlten damit, unbesiegbar zu sein, weil ihre Seelen schon zur Hölle gefahren waren.

Und Bruder Michael glaubte ihnen.

Zwei

Der Comte de Labrouillade war sehr darauf aus, schnell von Villon wegzukommen und in die Sicherheit seiner eigenen Festung zurückzukehren, die – weil sie einen Wallgraben besaß und eine Zugbrücke – vor *le Bâtards* Methode sicher war, Tore mit Schießpulver zu öffnen. Und der Comte hatte Sicherheit nötig, denn *le Bâtard*, das wusste er genau, würde bald einen Streit mit ihm anfangen. Also hatte er die Männer des Bischofs zurückgelassen, um die neu eroberte Burg bei Villon zu halten, während er sich beeilte, mit seiner Truppe aus sechzig Waffenknechten und dreiundvierzig Armbrustschützen Labrouillade zu erreichen.

Allerdings wurde sein Fortkommen von seinen Gefangenen verlangsamt. Er hatte darüber nachgedacht, Bertille noch in Villon zu züchtigen, und sogar einem seiner Diener befohlen, ihm aus den Burgstallungen eine Peitsche zu holen, doch dann hatte er die Bestrafung verschoben, um seine Rückkehr nach Hause zu beschleunigen. Dennoch wollte er Bertille erniedrigen, und dazu hatte er einen Karren aus Labrouillade mitgebracht. Dieser Karren hatte dort in den Stallungen gestanden, solange er zurückdenken konnte, und seine Ladefläche wurde von einem Käfig

eingenommen, der groß genug war, um einen Tanzbären oder einen Kampfbullen aufzunehmen, und vielleicht war der Karren genau dafür gebaut worden. Möglicherweise hatte einer seiner Vorfahren ihn aber auch für Gefangene benutzt oder für die wilden Mastiffs, die bei der Eberjagd eingesetzt wurden, doch ganz gleich, was seine ursprüngliche Funktion gewesen war, nun diente der Karren als Käfig für seine Frau. Der Comte de Villon, blutverschmiert und geschwächt, wurde auf einem anderen Karren gefahren. Falls der Mann die Fahrt überlebte, wollte ihn der Comte nackt und in Ketten auf dem Hof seiner Festung ausstellen, damit die Leute ihn verhöhnen und die Hunde ihn anpissen konnten, und diese Aussicht heiterte den Comte auf, während sie langsam Richtung Süden vorankamen.

Er hatte ein Dutzend leichtbewaffnete Reiter nach Osten geschickt. Ihre Aufgabe war es, die Söldner *le Bâtards* auszuspähen und Meldung zu geben, falls der Engländer ihn verfolgte. Doch das schien nun unwahrscheinlich, denn der Kaplan des Comtes hatte gute Nachrichten. «Ich glaube, er ist von seinem Lehnsherrn angefordert worden, Sire», erklärte er dem Comte.

«Wer ist sein Lehnsherr?»

«Der Earl of Northampton, Sire.»

«In England?»

«Ein junger Mönch ist von dort mit einer Nachricht gekommen, Sire», sagte der Kaplan, «und hat vermutet, dass *le Bâtard* den Befehl erhält, sich den Streitkräften des Prince of Wales anzuschließen. Er hat gesagt, die Nachricht sei dringend.»

«Ich hoffe, damit habt Ihr recht.»

«Es ist die beste Erklärung, Sire.»

«Und wenn Ihr recht habt, verschwindet *le Bâtard* nach Bordeaux, eh? Verschwindet einfach! »

«Allerdings könnte er zurückkommen, Sire», gab Vater Vincent zu bedenken.

«Irgendwann vielleicht, irgendwann», sagte Labrouillade leichthin. Er war unbesorgt, denn wenn *le Bâtard* in die Gascogne ging, hatte er genügend Zeit, seine Truppen zu verstärken und seine Festung zu sichern. Er zügelte sein Pferd, ließ die Karren aufholen, sodass er auf seinen nackten, blutbeschmierten Gegner herabsehen konnte. Der Comte war zufrieden. Villon stand Qualen aus, und Bertille hatte die Bestrafung einer Ehebrecherin vor sich. Das Leben, dachte der Comte, war gut.

Seine Frau schluchzte. Die Sonne stieg höher, und es wurde wärmer. Bauern knieten nieder, als der Comte vorbeikam. Die Straße stieg zu den Hügeln an, von denen die Ländereien der Villons und der Labrouillades getrennt wurden, und auch wenn es in Villon Tote gegeben hatte,

würde man in Labrouillade jubeln, denn der Comte war gerächt.

Paville lag nur einen zweistündigen Ritt von der besiegten Burg entfernt. Einst eine blühende Stadt, berühmt für ihr Kloster und ihren Wein, waren nur noch zweiunddreißig Mönche übrig, und kaum noch zweihundert Menschen lebten hier. Die Pest war gekommen, und die Hälfte der Bevölkerung lag begraben auf den Feldern neben dem Fluss. Die Stadtmauern fielen ein, und die Weinberge des Klosters wurden von Unkraut überwuchert.

Die Hellequin sammelten sich auf dem Marktplatz vor dem Kloster; die Verwundeten wurden in die Krankenstation getragen. Erschöpfte Pferde wurden zum Abkühlen herumgeführt, und Pfeile wurden repariert. Bruder Michael wollte etwas zu essen suchen, doch da kam *le Bâtard* auf ihn zu. «Sechs von meinen Männern sterben dadrin», er machte eine Kopfbewegung zum Kloster, «und es kann sein, dass auch vier andere nicht überleben. Sam hat mir erzählt, dass Ihr in einem Hospital gearbeitet habt.»

«Das habe ich», sagte der Mönch, «aber ich habe auch ein Schreiben für Euch.»

«Von wem?»

«Dem Earl of Northampton, Herr.»

«Nennt mich nicht so. Was will Billy?» *Le Bâtard* wartete auf eine Antwort, und als keine kam, runzelte er die Stirn.

«Erzählt mir bloß nicht, dass Ihr den Brief nicht gelesen habt! Was will er?»

«Ich habe den Brief nicht gelesen!», protestierte Bruder Michael.

«Ein ehrlicher Mönch? Also gibt es doch noch Wunder.» *Le Bâtard* beachtete das Schreiben nicht, das ihm Bruder Michael entgegenstreckte. «Geht und kümmert Euch um meine Verwundeten. Ich lese den Brief später.»

Bruder Michael arbeitete eine Stunde, half zwei anderen Mönchen, Wunden auszuwaschen und zu verbinden, und als er fertig war, ging er wieder hinaus in die Sonne, wo er zwei Männer erblickte, die einen großen Haufen schäbig aussehender Münzen zählten. «Die Vereinbarung lautete», sagte *le Bâtard* zu dem Abt, «dass die Bezahlung in Genovini erfolgen soll.»

Der Abt sah ihn besorgt an. «Der Comte hat darauf bestanden, die Münzen umzutauschen», sagte er.

«Und das habt Ihr erlaubt?», fragte *le Bâtard*. Der Abt zuckte mit den Schultern. «Er hat uns betrogen», sagte *le Bâtard*, «und Ihr habt es zugelassen!»

«Er hat Waffenknechte geschickt, Herr», sagte der Abt unglücklich. Labrouillade hatte zugestimmt, *le Bâtards* Entgelt in Genovini zu bezahlen, guten Goldmünzen, deren Wert überall anerkannt war, doch seit der ersten Überprüfung der Bezahlung durch *le Bâtards* Männer hatte der Comte Männer geschickt, um die Genovini durch ein

Sammelsurium aus Oboli, Écus, Agneaus, Florins, Deniers und säckeweise Pence-Münzen zu ersetzen. Keine dieser Münzen war aus Gold, und die meisten waren im Wert gefallen oder gestutzt, und auch wenn der Nennwert der Münzen die vereinbarte Summe ergab, war ihr tatsächlicher Wert nur halb so hoch. «Seine Männer haben mir versichert, dass der Wert der gleiche ist, Herr», fügte der Abt hinzu.

«Und Ihr habt ihnen geglaubt?», fragte *le Bâtard* säuerlich.

«Ich habe Widerspruch eingelegt», verkündete der Abt, der sich Sorgen darüber machte, ob er nun die übliche Vergütung für die Aufbewahrung des Geldes womöglich nicht erhalten würde.

«Ich bin sicher, dass Ihr das getan habt», sagte *le Bâtard* in einem Ton, der das Gegenteil nahelegte. Er trug immer noch seine schwarze Rüstung, hatte aber seine Beckenhaube abgenommen, sodass man sein schwarzes, kurzgeschnittenes Haar sehen konnte. «Labrouillade ist ein Narr, findet Ihr nicht auch?»

«Ein raffgieriger Narr», stimmte der Abt eifrig zu. «Sein Vater war noch schlimmer. Das Lehen Labrouillade hat einmal sämtliches Land von hier bis zum Meer umfasst, aber sein Vater hat den größten Teil der südlichen Besitzungen verspielt. Der Sohn geht vorsichtiger mit seinem Geld um. Er ist reich, gewiss, sogar sehr reich, aber

er ist nicht freigebig.» Die Stimme des Abts erstarb, und er betrachtete die Haufen aus schäbigen, verformten und geknickten Münzen. «Was werdet Ihr tun?», fragte er beklommen.

«Tun?» *Le Bâtard* schien darüber nachzudenken, dann zuckte er mit den Schultern. «Ich habe das Geld», sagte er schließlich, «so könnte man jedenfalls meinen.» Er hielt inne. «Das ist eine Angelegenheit für die Rechtsgelehrten», beschloss er dann.

«Für die Rechtsgelehrten, ja.» Der Abt konnte seine Erleichterung nicht verbergen.

«Aber nicht für die am Gerichtshof des Comtes», sagte *le Bâtard*.

«Man könnte vielleicht am Gerichtshof des Bischofs verhandeln», schlug der Bischof vor.

Le Bâtard nickte, dann sah er den Abt mit strengem Blick an. «Ich muss mich auf Eure Zeugenaussage verlassen können.»

«Gewiss, Herr.»

«Und werde gut dafür bezahlen», fügte *le Bâtard* hinzu.

«Ihr könnt auf meine Unterstützung zählen», sagte der Abt.

Le Bâtard ließ eine der Münzen von der Handfläche seiner verkrüppelten Hand hochspringen, die aussah, als wären die Finger von einem großen Gewicht zerquetscht worden. «Also überlassen wir es den Rechtsgelehrten», verkündete

er. Dann befahl er seinen Männern, den Abt mit den besten Münzen zu bezahlen, die sie in dem Ausschuss finden konnten. «Mit Euch habe ich keinen Streit», fügte er, an den erleichterten Gottesmann gewandt, hinzu. Dann drehte er sich zu Bruder Michael um, der ein Pergament aus seinem Beutel genommen hatte und versuchte, es ihm zu übergeben. «Gleich, Bruder», sagte *le Bâtard*.

Eine Frau und ein Kind näherten sich. Sie waren Bruder Michael zuvor noch nicht aufgefallen, denn sie waren mit den anderen Frauen gereist, die den Hellequin folgten und die außerhalb von Villon abgewartet hatten, als die Burg angegriffen wurde. Jetzt allerdings fiel ihm die Frau auf, sie fiel ihm auf, und er begann zu zittern. Den ganzen Tag hatte ihn schon das Bild Bertilles verfolgt, doch diese Frau war ebenso schön, wenn auch auf ganz andere Art. Bertille war dunkelhaarig, weich und sanft gewesen, während diese Frau blond, kühl und strahlend war. Sie war groß, beinahe so groß wie *le Bâtard*, und ihr goldfarbenes Haar schien in der frühen Wintersonne zu leuchten. Sie hatte einen klugen Blick, einen breiten Mund und eine lange Nase, und ihr schlanker Körper steckte in einem Kettenhemd, das mit Draht, Sand und Essig geschrubbt worden war, sodass es wie Silber glänzte. Lieber Gott, dachte der Mönch, es sollten wahrhaft Blumen in ihren Fußabdrücken emporsprießen. Das Kind, ein Junge, der etwa sieben oder

acht Jahre alt sein mochte, hatte ihr Gesicht, aber sein Haar war so schwarz wie das von *le Bâtard*.

«Meine Frau Genevieve», stellte *le Bâtard* sie vor, «und mein Sohn. Hugh. Das ist Bruder …» Er unterbrach sich, denn er kannte den Namen des Mönchs nicht.

«Bruder Michael», sagte der Mönch, unfähig, den Blick von Genevieve abzuwenden.

«Er hat eine Nachricht gebracht», sagte *le Bâtard* zu seiner Frau und bedeutete dem Mönch mit einer Geste, dass er Genevieve das gefaltete und recht mitgenommen wirkende Pergament geben sollte, auf dem das Siegel des Earls inzwischen ausgetrocknet, gesprungen und angebrochen war.

«Sir Thomas Hookton», las Genevieve von dem gefalteten Pergamentbogen ab.

«Ich bin *le Bâtard*», sagte Thomas. Er war auf den Namen Thomas getauft worden und hatte sich die längste Zeit seines bisherigen Lebens nur Thomas of Hookton genannt, obwohl er sich auch mit weiteren Titeln hätte schmücken können, denn der Earl of Northampton hatte ihm sieben Jahre zuvor den Ritterschlag erteilt, und Thomas hatte, auch wenn er als Bastard geboren war, einen Anspruch auf eine Grafschaft in der östlichen Gascogne. Dennoch war er lieber als *le Bâtard* bekannt. Das jagte den Gegnern höllische Angst ein, und ein ängstlicher Gegner war schon halb besiegt. Er nahm seiner Frau das Schreiben aus der

Hand und schob einen Finger unter das Siegel, doch dann beschloss er, mit der Lektüre des Briefs noch zu warten, steckte ihn unter seinen Schwertgürtel und klatschte in die Hände, um die Aufmerksamkeit seiner Männer auf sich zu lenken. «Wir reiten in ein paar Minuten Richtung Westen ab! Macht euch bereit!» Er wandte sich wieder zu dem Abt um und verbeugte sich. «Meinen Dank», sagte er höflich, «die Rechtsgelehrten werden zweifellos kommen und mit Euch sprechen.»

«Sie werden göttlichen Beistand erhalten», sagte der Abt beflissen.

«Und das hier», Thomas gab dem Abt noch mehr Geld, «ist für meine verwundeten Männer. Ihr werdet sie pflegen, und diejenigen, die sterben, bestattet Ihr und lest eine Messe für sie.»

«Gewiss, Herr.»

«Ich werde zurückkommen, um festzustellen, ob meine Männer gut behandelt werden.»

«Ich sehe Eurer Rückkehr mit Freude entgegen, Sire», log der Abt.

Die Hellequin stiegen auf die Pferde, und die schlechten Münzen wurden in Lederbeutel geschoben und auf die Packpferde geladen, während Thomas seinen Männern in der Krankenstation Lebewohl sagte. Dann, die Sonne stand immer noch niedrig am Osthimmel, ritten sie nach Westen. Bruder Michael saß auf einem geliehenen Pferd neben

Sam, der trotz seines jugendlichen Aussehens offenkundig einer der Anführer der Bogenschützen war. «Setzt *le Bâtard* häufig Rechtsgelehrte ein?», fragte der Mönch.

«Er hasst Rechtsgelehrte», sagte Sam. «Wenn er könnte, wie er will, würde er die Rechtsgelehrten allesamt in die Hölle fahren lassen, damit der Teufel auf sie scheißt.»

«Und dennoch setzt er sie ein?»

«Er setzt sie ein?» Sam lachte. «Das hat er dem Abt erzählt, stimmt's?» Er wies mit dem Kinn Richtung Osten. «Dahinten, Bruder, folgt uns ein halbes Dutzend Männer. Sie sind nicht besonders geschickt, wir haben sie nämlich entdeckt, und inzwischen sind sie bestimmt beim Abt und reden mit ihm. Und anschließend kehren sie zu ihrem Herrn zurück und sagen, dass sie uns nach Westen haben reiten sehen und dass seine fette Lordschaft mit einem Mann des Gesetzes rechnen muss. Bloß wird der nicht kommen. Stattdessen kommen die hier.» Er tätschelte die Gänsefedern an den Pfeilen in seiner Tasche. Einige der Federn waren seit dem Kampf bei Villon mit getrocknetem Blut besprenkelt.

«Du meinst, wir werden gegen ihn kämpfen?», sagte Bruder Michael und bemerkte nicht, dass er das Wort wir benutzt hatte, genauso wenig wie er darüber nachgedacht hatte, warum er eigentlich noch bei den Hellequin war statt auf dem Weg nach Montpellier.

«Natürlich kämpfen wir gegen ihn, verdammt», sagte Sam verächtlich. «Der verdammte Comte wollte uns aufs Kreuz legen, oder? Also werden wir südwestlich weiterreiten, sobald diese einfältigen Bastarde ihr Geplauder mit dem Abt beendet haben. Die werden uns nämlich nicht folgen, um auch wirklich sicher sein zu können, dass wir nach Westen unterwegs sind. Die gehören nämlich zu der Sorte Schafsköpfe, die nicht über ihren nächsten Becher Ale hinausdenken, aber Thomas macht das. Thomas ist ein Zwei-Becher-Denker, genau das ist er.»

Thomas hörte das Kompliment und drehte sich im Sattel um. «Nur zwei Becher, Sam?»

«So viele Becher, wie Ihr wollt», sagte Sam.

«Alles hängt davon ab», sagte Thomas, der Bruder Michael zu sich aufholen ließ, «ob der Comte de Labrouillade in der Burg bleibt, die wir für ihn erobert haben. Ich glaube nicht, dass er es tut. Er fühlt sich dort nicht sicher, und er liebt seine Bequemlichkeit, also glaube ich, dass er nach Süden reitet.»

«Und Ihr werdet auch dorthin reiten, um ihn zu treffen?»

«Um ihm eine Falle zu stellen», sagte Thomas. Er warf einen Blick über die Schulter auf die Sonne, um die Zeit zu schätzen. «Mit Gottes Hilfe, Bruder, werden wir ihm heute Nachmittag seinen Weg blockieren.» Er zog das Pergament unter seinem Gürtel heraus. «Ihr habt das nicht gelesen?»

«Nein! », beharrte Bruder Michael, und er sagte die Wahrheit. Er sah zu, als *le Bâtard* das Siegel brach und den steifen Pergamentbogen auseinanderfaltete. Dann blickte er zu Genevieve hinüber, die auf *le Bâtards* anderer Seite auf einem grauen Pferd saß. Thomas sah den sehnsüchtigen Blick des Mönchs und war belustigt. «Habt Ihr nicht gestern Abend gesehen, Bruder, was mit einem Mann geschieht, der einem anderen die Frau wegnimmt?»

Michael errötete. «Ich …», begann er, doch dann stellte er fest, dass er nichts zu sagen hatte.

«Und davon abgesehen», fuhr Thomas fort, «ist meine Frau eine Ketzerin. Sie ist von der Kirche exkommuniziert und dem Teufel überlassen worden. Ebenso wie ich. Macht Euch das keine Sorgen?»

Bruder Michael hatte immer noch nichts zu sagen.

«Und Ihr seid noch hier?», fragte Thomas.

«Hier?» Der junge Mönch wusste nicht, was diese Frage bedeutete.

«Habt Ihr keine Anordnungen zu erfüllen?»

«Ich soll nach Montpellier gehen», gestand Bruder Michael.

«Das ist dort entlang, Bruder», sagte Thomas und deutete nach Süden.

«Wir gehen nach Süden», sagte Genevieve trocken, «und ich glaube, Bruder Michael würde gern in unserer Gesellschaft reiten.»

«Würdet Ihr das?», fragte Thomas.

«Darüber wäre ich sehr glücklich», sagte Bruder Michael und fragte sich, warum seine Zustimmung so eifrig geklungen hatte.

«Dann willkommen», sagte Thomas, «bei den verlorenen Seelen des Teufels.»

Die sich nun nach Süden wandten, um einem fetten, habgierigen Comte eine Lektion zu erteilen.

Der Comte de Labrouillade kam nur langsam voran. Die Pferde waren müde, es wurde wärmer, die meisten seiner Männer litten unter den Nachwirkungen des Weins, den sie in der eroberten Stadt getrunken hatten, und die Karren rollten schwerfällig über die bucklige Straße. Doch das spielte keine Rolle, denn kurz nach der Mittagszeit kehrten die Männer, die losgeschickt worden waren, um *le Bâtard* auszukundschaften, mit den Neuigkeiten zurück, auf die Labrouillade gehofft hatte.

Die Engländer waren nach Westen geritten. «Seid ihr sicher?», knurrte der Comte.

«Wir haben ihn beobachtet, Messire.»

«Und wobei habt ihr ihn beobachtet?», fragte der Comte misstrauisch.

«Er hat das Geld gezählt, Herr, seine Männer haben die Rüstung abgelegt, und dann sind sie nach Westen geritten.

Alle. Und er hat dem Abt gesagt, er würde Rechtsgelehrte schicken und die richtige Bezahlung einfordern.»

«Rechtsgelehrte!» Der Comte lachte.

«Das hat der Abt gesagt, und er verspricht Euch, dass er in jedem Gerichtsverfahren für Euch aussagen wird.»

«Rechtsgelehrte!» Wieder lachte der Comte. «Dann wird der Streit zu unseren Lebzeiten nicht mehr beigelegt!» Nun war er in Sicherheit, und wie schnell er vorankam, hatte keine Bedeutung mehr. Er hielt in einem elenden Dorf und verlangte Wein, Brot und Käse, wofür er nichts bezahlen würde, denn seine Gegenwart war Lohn genug für die Bauern. Nach dem Essen ließ er das Kastriermesser über die Stäbe des Käfigs rattern, in dem seine Frau saß. «Willst du das Messer als Andenken haben, Bertille?», fragte er.

Bertille sagte nichts. Ihre Kehle war rau vom Schluchzen, ihre Augen waren gerötet, und ihr Blick war starr auf die rostige Klinge gerichtet.

«Ich werde dir das Haar abrasieren, Madame», verkündete ihr der Comte, «und ich werde dich auf Knien zum Altar rutschen lassen, damit du um Vergebung bittest. Und Gott mag dir vergeben, Madame, aber ich werde es nicht tun, und wenn ich mit dir fertig bin, gehst du in ein Kloster. Dort kannst du die Böden scheuern, Madame, und den Nonnen die Ordenstracht flicken, bis du dich von

deinen Sünden reingewaschen hast, und danach kannst du den Rest deiner jämmerlichen Zeit Reue üben.»

Sie sagte immer noch nichts, und der Comte, den es langweilte, dass es ihm nicht gelang, ihren Widerspruch herauszufordern, rief seine Männer, damit sie ihn in den Sattel hievten. Er hatte inzwischen die Rüstung abgelegt und trug einen leichten Wappenrock mit seinem Zeichen, und die Rüstungen seiner Männer waren zusammen mit ihren Schilden und Lanzen einigen Packpferden aufgeladen worden. Die Armbrustschützen gingen hinter weiteren Packpferden her, die Säcke voller Beutegut auf dem Rücken trugen.

Sie folgten einer Straße, die sich zwischen Kastanienbäumen in die Hügel hinaufwand. Wildschweine wühlten zwischen den Bäumen, und der Comte befahl, ein paar davon zu erlegen, denn er mochte Schweinefleisch. Die toten Tiere wurden auf den Käfig der Comtesse geworfen, sodass Tierblut auf ihr fleckiges Kleid tropfte.

Mitten am Nachmittag waren sie in der Nähe des Passes, über den sie auf die Ländereien des Comte gelangen würden. Es war hochgelegenes Gelände mit dürren Kiefern und gewaltigen Felsen, und eine Legende erzählte, dass auf dem Pass vor vielen Jahren ein Sarazenenverband gekämpft und den Tod gefunden hatte. Die Leute vom Land kamen hierher, um Flüche zu verhängen, ein Brauch, den sowohl der Comte als auch der Bischof und die Kirche

offiziell missbilligten, doch als Bertille mit ihrem Liebhaber weglief, war der Comte auf den Sarazenenpass gegangen, hatte eine Münze vergraben, drei Mal an den hohen Felsen auf dem Gipfel des Hügels geschlagen und Villon so mit einem Fluch belegt. Es hatte funktioniert, dachte er, und Villon war nur noch ein kastriertes, blutendes Häufchen Elend, das angekettet auf einem Mistkarren lag.

Die Sonne stand niedrig über den Hügeln im Westen, aber eine Stunde Tageslicht hatten sie noch, und diese Zeit sollte genügen, um mit den erschöpften Soldaten den Pass zu überqueren und dahinter die Straße zu nehmen, die hügelab nach Labrouillade führte. Die Burgglocken würden zum Sieg des Comtes geläutet werden und den neuen Abend mit Jubel erfüllen.

In diesem Moment flog der erste Pfeil.

Le Bâtard hatte dreißig Bogenschützen und zwanzig Waffenknechte nach Süden geführt, während seine übrigen Kampftruppen zusammen mit den Verwundeten, die noch reiten konnten, weiter Richtung Westen zogen. Die Pferde *le Bâtards* waren müde, aber ihr Schritt blieb stetig, als sie den Pfaden folgten, die sie in den Tagen vor dem Angriff auf Villon ausgekundschaftet hatten.

Thomas las die Nachricht des Earls of Northampton im Sattel. Er las sie einmal, dann noch einmal, und seine Miene verriet nichts. Seine Männer beobachteten ihn, weil sie

annahmen, dass der Brief ihre Zukunft beeinflussen würde, aber Thomas faltete das Pergament nur zusammen und steckte es in einen Beutel an seinem Schwertgürtel. «Hat er uns zu sich befohlen?», fragte Sam schließlich.

«Nein», sagte Thomas. «Und warum sollte er? Was könntest du dem Earl wohl nutzen, Sam?»

«Überhaupt nichts!», sagte Sam heiter. Er freute sich darüber, dass der Earl Thomas nicht zurück nach England oder gar in die Gascogne befohlen hatte. Der Earl of Northampton war Thomas' Lehnsherr, sein Dienstherr, aber der Earl war es zufrieden, Thomas und seine Männer als Söldner dienen zu lassen. Er bekam einen Anteil am Gewinn, und der Gewinn war üppig.

«Er sagt, wir müssen uns darauf vorbereiten, uns im Sommer der Armee des Prinzen anzuschließen.»

«Prinz Edward wird uns nicht brauchen», gab Sam zurück.

«Möglicherweise doch, falls der König von Frankreich beschließt, Spielchen zu spielen», sagte Thomas. Er wusste, dass der Prince of Wales Südfrankreich verwüstete und König Jean nichts tat, um ihn daran zu hindern, doch er würde etwas unternehmen müssen, wenn der Prinz eine weitere *Chevauchée* begann. Und die Versuchung war groß, dachte Thomas, denn Frankreich war schwach. Der König von Schottland, der Verbündete Frankreichs, saß als Gefangener im Tower von London, und es waren Engländer

in der Normandie, der Bretagne und in Aquitanien. Frankreich war wie ein großer Hirsch, der von Jagdhunden zerfleischt wurde.

«Und mehr steht nicht in dem Brief?», fragte Sam erstaunt.

«Doch», sagte Thomas, «aber der Rest geht dich nichts an, Sam.» Thomas stieß seinem Pferd die Fersen in die Flanken und winkte Genevieve hinter sich her. Sie ritten in den Wald, um allein zu sein. Hugh, ihr Sohn, der auf einem kleinen Wallach saß, war seiner Mutter gefolgt, und Thomas nickte, um dem Jungen zu bedeuten, dass er näher kommen durfte. «Erinnerst du dich an den Predigermönch, der nach Castillon gekommen ist?», fragte Thomas Genevieve.

«Der, den du aus der Stadt geworfen hast?»

«Er hat Unsinn gepredigt», sagte Thomas mürrisch.

«Und was für ein Unsinn war das?»

«La Malice», sagte Thomas, «ein magisches Schwert, ein neues Excalibur.» Er spuckte aus.

«Warum fällt er dir jetzt wieder ein?»

Thomas seufzte. «Weil Billy von dem gottverdammten Ding gehört hat.» *Billy* war Thomas' Dienstherr, William Bohun, der Earl of Northampton. Thomas reichte Genevieve den Brief. «Anscheinend hat ein anderer Predigermönch in Carlisle den gleichen Unsinn verbreitet. Dass es ein Schatz der Schattenfürsten ist.»

«Und der Earl weiß …», begann Genevieve unsicher, dann unterbrach sie sich.

«Dass ich einer der Schattenfürsten bin.» Alle Sieben Schattenfürsten waren tot, aber ihre Nachkommen lebten. Thomas war einer von ihnen. «Also will Billy, dass wir den Schatz suchen.» Auf die drei letzten Worte legte er eine spöttische Betonung. «Und wenn wir ihn gefunden haben, sollen wir ihn dem Prince of Wales übergeben.»

Genevieve blickte stirnrunzelnd auf den Brief. Er war natürlich auf Französisch geschrieben, der Sprache der englischen Aristokratie. «Das Schwert war im Besitze der Sieben Schattenfürsten», las sie laut, «und sie sind verflucht. Er, der über uns regieren soll, wird es finden, und er soll gesegnet sein.»

«Das ist genauso ein Unsinn», sagte Thomas. «Anscheinend sind die Predigermönche verrückt geworden. Sie verbreiten diese Geschichte überall.»

«Und wo wirst du danach suchen?»

Thomas wollte *nirgendwo* sagen und dass dieser Unsinn keinen Augenblick ihrer Zeit wert war, aber dann änderte er seine Meinung: «Da gibt es einen Ort namens Mouthoumet», sagte Thomas, «im Armagnac. Ich wüsste nicht, wo ich sonst suchen soll.»

«‹Enttäuscht uns nicht in dieser Sache›», las Genevieve die letzte Zeile des Briefes laut vor.

«Billy hat sich von diesem Wahnwitz anstecken lassen», sagte Thomas belustigt.

«Aber wir gehen ins Armagnac?»

«Wenn wir hier fertig sind», sagte Thomas.

Denn bevor der Schatz gesucht werden konnte, musste der Comte de Labrouillade gelehrt werden, dass die Gier einen Preis hat.

Also stellte *le Bâtard* ihm eine Falle.

Es regnete in Paris. Es war ein stetiger Regen, der den Unrat in den Rinnsteinen verdünnte und seinen Gestank durch die engen Straßen trieb. Bettler kauerten unter den Hausvorsprüngen und reckten ihre mageren Hände den Reitern entgegen, die hintereinander durch das Stadttor kamen. Es waren zweihundert Waffenknechte, alles große Männer auf großen Pferden, und die Reiter waren in Wollumhänge gehüllt, und ihre Köpfe wurden durch Helme vor dem Regen geschützt. Sie sahen sich um, während sie durch den Regen ritten, offenkundig verwundert von einer solch großen Stadt. Und die Bewohner von Paris, die unter den vorkragenden Obergeschossen der Gebäude Schutz vor dem Regen gesucht hatten, bemerkten, wie wild und fremdartig diese Männer aussahen – wie Krieger aus einem Albtraum. Viele waren bärtig, und alle hatten vom Wetter gegerbte und vom Kampf vernarbte Gesichter. Das waren echte Soldaten, nicht die Gefolgsleute eines großen Herrn,

die mindestens die Hälfte ihrer Zeit mit Zänkereien auf der Burg verbrachten, sondern Männer, die ihre Waffen durch Schnee und Wind und Sonne trugen, Männer, die von Schlachten gezeichnete Pferde ritten und deren Schilde so manchen Schlag abbekommen hatten. Männer, die für den Gegenwert eines Knopfs töteten. Ein Standartenträger ritt mit den Waffenknechten, und seine regendurchtränkte Flagge zeigte ein großes rotes Herz.

Hinter den zweihundert Waffenknechten kamen Packpferde, mehr als dreihundert, beladen mit Beuteln, Lanzen und Rüstungen. Geführt wurden die Packpferde von Knappen und Dienern, die Decken um sich gelegt hatten, jedenfalls erschien es den Betrachtern so. Tatsächlich bestanden ihre Gewänder aus kaum mehr als verfilzten und schmuddeligen Lumpen, die sie sich über eine Schulter geworfen und um die Mitte gegürtet hatten, und die Diener trugen keine Hosen, aber niemand lachte über sie, denn unter ihren Gürteln steckten Waffen, entweder plumpe, lange Schwerter mit einfachen Heften oder schartige Äxte und Abhäutemesser. Es waren Bauernwaffen, doch sie sahen vielbenutzt aus. Bei den Dienern waren auch Frauen. Sie waren in derselben barbarischen Manier gekleidet, und ihre bloßen Beine waren rötlich und schlammverschmiert. Sie trugen ihr Haar offen, doch kein Einwohner aus Paris wagte es, sie zu verspotten, denn diese zerlumpten Frauen

waren genauso bewaffnet wie ihre Männer und sahen auch genauso gefährlich aus.

Die Reiter und ihre Diener hielten mitten in der Stadt beim Fluss an und teilten sich dort in kleine Einheiten, die sich Unterkünfte suchten, nur eine Gruppe von einem halben Dutzend Männern, deren Diener besser gekleidet waren als die anderen, überquerte die Brücke zu einer Insel in der Seine. Sie ritten durch gewundene Gassen, bis zu einem vergoldeten Tor, an dem livrierte Speerträger Wache standen. Dahinter befanden sich ein Innenhof, Stallungen, eine Kapelle und Treppen, die in den königlichen Palast führten, und das halbe Dutzend Reiter wurde mit Verbeugungen begrüßt, ihre Pferde wurden weggeführt, und sie wurden über Treppen und Flure in ihre Quartiere geleitet.

William, Lord of Douglas und Anführer der zweihundert Waffenknechte, bekam ein Zimmer, das zum Fluss hinausging. Hornplättchen bildeten die Fensterscheiben, aber er schlug sie heraus, um die feuchte Luft in den Raum zu lassen, wo ein lebhaftes Feuer im Kamin prasselte. Der Lord of Douglas stand am Kamin, in den das französische Königswappen eingemeißelt war, während Bedienstete Bettzeug, Wein, Essen und drei Frauen hereinbrachten. «Ihr könnt Eure Wahl treffen, Messire», sagte der Haushofmeister.

«Ich nehme alle drei», sagte Douglas.

«Eine kluge Wahl, Messire», gab der Haushofmeister mit einer Verbeugung zurück, «gibt es sonst noch etwas, das Eure Lordschaft wünscht?»

«Ist mein Neffe hier?»

«Er ist hier, Messire.»

«Dann will ich ihn sehen.»

«Er wird zu Euch geschickt», sagte der Haushofmeister, «und Seine Majestät erwartet Euch zum Abendessen.»

«Richtet ihm aus, dass ich dem Abend mit Freude entgegensehe», sagte Douglas ausdruckslos. William, Lord of Douglas, war achtundzwanzig Jahre alt und sah aus wie vierzig. Er hatte einen gestutzten braunen Bart, ein von vielen Gefechten vernarbtes Gesicht und Augen, die so kalt waren wie der Winterhimmel. Er sprach vollendet Französisch, denn er hatte einen großen Teil seiner Jugend in Frankreich verbracht, um die Regeln des französischen Rittertums zu erlernen und sich im Gebrauch von Schwert und Lanze zu perfektionieren, doch seit zehn Jahren war er wieder zu Hause in Schottland, wo er Anführer des Douglas-Clans geworden war und Magnat im schottischen Ständerat. Er war gegen den Waffenstillstand mit England eingetreten, doch die übrigen Ratsmitglieder hatten ihn durchgesetzt, und deshalb hatte der Lord of Douglas seine besten Waffenknechte nach Frankreich gebracht. Wenn sie die Engländer nicht zu Hause bekämpfen konnten, dann

würde er seine Männer in Frankreich auf den alten Feind loslassen.

«Zieht euch aus», sagte er zu den drei Mädchen. Einen Augenblick lang sahen sie ihn erstaunt an, doch Douglas' grimmiger Gesichtsausdruck ließ sie gehorchen. Ein gutaussehender Mann, dachten alle drei, groß und muskulös, aber er hatte ein Kriegergesicht, hart wie eine Klinge und vollkommen mitleidlos. Es versprach eine lange Nacht zu werden. Die drei waren nackt, als Douglas' Neffe hereinkam. Er war nicht viel jünger als sein Onkel, hatte ein breites, fröhliches Gesicht und trug eine Samtjacke mit Goldstickerei über himmelblauen, hautengen Beinlingen, die in weichen Lederstiefeln steckten, von denen Quasten aus Goldfäden herabhingen. «Was zum Teufel hast du da an?», fragte Douglas.

Der junge Mann zupfte an dem bestickten Saum seiner Jacke. «Das trägt heute jeder in Paris.»

«Gütiger Gott, Robbie, du siehst aus wie eine Edinburgher Hure. Was hältst du von den dreien hier?»

Sir Robert Douglas drehte sich um und musterte die drei Mädchen. «Die in der Mitte gefällt mir», sagte er.

«Lieber Himmel, die ist so dünn, dass man sie als Stopfnadel benutzen könnte. Ich mag Mädchen mit Fleisch auf den Rippen. Also, was hat der König entschieden?»

«Abwarten.»

«Lieber Himmel», sagte Douglas erneut und ging zum Fenster, um auf den Fluss zu starren, der vom Regen gepeitscht wurde. Jauchegestank stieg von dem träge strömenden Wasser auf. «Weiß er, welche Gefahr droht?»

«Ich habe es ihm erklärt», sagte Robbie. Er war nach Paris geschickt worden, um die Bedingungen mit König Jean auszuhandeln. Die Männer seines Onkels würden vom französischen König bezahlt und ausgerüstet werden, und nun waren die Männer angekommen, und der Lord of Douglas brannte darauf, sie einzusetzen. Englische Truppen standen in Flandern, in der Bretagne und in der Gascogne, und der Prince of Wales plünderte Südfrankreich, nun wollte Douglas endlich ein paar von den Bastarden töten. Er hasste die Engländer.

«Weiß er, dass der junge Edward nächstes Jahr vermutlich Richtung Norden losschlagen wird?», fragte Douglas. Der junge Edward war der Prince of Wales.

«Ich habe es ihm gesagt.»

«Und da zögert er noch?»

«Er zögert», bestätigte Robbie. «Er liebt Feste und Musik und Vergnügungen. Für den Kampf hat er nicht viel übrig.»

«Dann müssen wir dem verdammten Kerl ein bisschen Kampfesmut beibringen, oder?»

Schottland war in den vergangenen Jahren von einem Unheil nach dem anderen heimgesucht worden. Zuletzt hatte die Pest etliche Täler entvölkert, doch schon beinahe

zehn Jahre zuvor war eine schottische Armee bei Durham geschlagen und der König von Schottland von den verhassten Engländern gefangen genommen worden. König David wurde nun im Tower von London festgehalten, und um ihn freizukaufen, sollten die Schotten ein so hohes Lösegeld zahlen, dass ihr Königreich für Jahre verarmt sein würde.

Der Lord of Douglas aber glaubte, dass der König auf eine andere Art heimgeholt werden konnte, auf eine soldatische Art, und das war der Hauptgrund, aus dem er seine Männer nach Frankreich gebracht hatte. Im Frühling würde der Prince of Wales vermutlich wieder mit einer Armee aus der Gascogne ausrücken, und diese Armee würde tun, was englische Armeen immer taten: schänden und brennen und plündern und zerstören, und der Zweck dieser *Chevauchée* bestand darin, die Franzosen zur Aufstellung einer Armee zu zwingen, und dann würden die gefürchteten englischen Bogenschützen ans Werk gehen und Frankreich würde die nächste Niederlage erleiden. Frankreichs bedeutendste Männer würden als Geiseln genommen, und England würde durch die Lösegelder noch reicher werden.

Aber der Lord of Douglas wusste, wie man Bogenschützen besiegen konnte, und das war das Geschenk, das er nach Frankreich mitgebracht hatte, und wenn er den französischen König davon überzeugen konnte, gegen den

jungen Edward zu kämpfen, sah er einen großen Sieg vor sich, und bei diesem Sieg wollte er den jungen Prinzen gefangen nehmen. Er würde ein Lösegeld fordern, ein Lösegeld, das ebenso hoch war wie das für den König von Schottland. Es konnte gelingen, dachte er, wenn sich der König von Frankreich zum Kampf entschloss.

«Und du, Robbie? Wirst du kämpfen?»

Robbie errötete. «Ich habe einen Eid abgelegt.»

«Zum Teufel mit deinem verdammten Eid.»

«Ich habe einen Eid abgelegt», beharrte Robbie. Er war Gefangener der Engländer gewesen, war aber freigelassen worden, denn sein Lösegeld wurde für sein Versprechen bezahlt, nie wieder gegen die Engländer zu kämpfen. Er hatte sich dieses Versprechen abgerungen, und das Lösegeld hatte sein Freund Thomas of Hookton bezahlt. Acht Jahre lang hatte Robbie das Versprechen nun gehalten.

«Woher kommt dein Geld, Junge?»

«Von dir, Onkel.»

«Und hast du noch etwas davon übrig?» Douglas wartete ab, sah die Scheu seines Neffen. «Also hast du es verspielt?»

«Ja.»

«Schulden?»

Robbie nickte.

«Wenn du mehr Geld willst, Junge, dann kämpfst du. Du ziehst dieses Hurenjäckchen aus und legst eine Rüstung an. Bei Gott, Robbie, du bist ein guter Kämpfer! Ich will dich! Hast du denn keinen Stolz?»

«Ich habe einen Eid abgelegt», wiederholte Robbie starrsinnig.

«Dann kannst du ihn widerrufen, verdammt. Oder ein Hungerleider werden. Du wirst schon merken, wie gleichgültig mir das ist. Und jetzt nimm diese magere Ziege und zeig, dass du ein Mann bist. Wir sehen uns beim Abendessen.»

Bei dem der Lord of Douglas versuchen würde, den König von Frankreich zum Mann zu machen.

Die Bogenschützen verteilten sich am Waldrand. Ihre Pferde waren hundert Schritt weiter hinten angepflockt und wurden von zwei Mann bewacht, die Bogenschützen aber hasteten zum Saum des Waldes, und als die ersten Reiter der schwerfälligen Kolonne des Comtes de Labrouillade auf weniger als hundert Schritt herangekommen waren, schossen sie ihre Pfeile ab.

Dass die Hellequin reich geworden waren, hatte zwei Ursachen. Die erste war ihr Anführer, Thomas of Hookton, der ein guter Soldat, ein findiger Denker und ein kluger Schlachtenlenker war, aber es gab in Südfrankreich viele Männer, die es an Klugheit mit *le Bâtard* aufnehmen

konnten. Doch was sie nicht aufzubieten hatten, war der zweite Vorteil der Hellequin; der englische Langbogen, und er war es, der Thomas und seine Männer reich gemacht hatte.

Er war eine einfache Waffe. Ein Stab aus Eibenholz, der etwas über mannshoch war und vorzugsweise aus Bäumen vom Mittelmeer gefertigt wurde. Der Bogenmacher bearbeitete den Stab, wobei das harte Kernholz zur einen und das elastische Splintholz zur anderen Seite ausgerichtet war, er bemalte ihn, um die Feuchtigkeit im Holz zu halten, dann setzte er Nocken aus Horn auf die beiden Spitzen, an denen die aus Hanffasern gedrehte Sehne befestigt wurde. Einige Bogenschützen ließen Haarsträhnen ihrer Frauen in den Bogensehnen verarbeiten und behaupteten, die Sehnen würden dadurch weniger reißen, doch Thomas hatte in zwölf Jahren des Kampfes keinen Unterschied feststellen können. Die Sehne wurde mit einer Wicklung verstärkt, wo der Pfeil auflag – und das war der Kriegsbogen: Eine Bauernwaffe aus Eibe, Hanf und Horn, die einen Pfeil aus Esche, Buche oder Birke verschoss, der eine Stahlspitze besaß und eine Befiederung aus Gänsefedern, die jeweils aus demselben Flügel einer Gans stammen mussten, damit die Federn die gleiche Krümmung aufwiesen.

Der Kriegsbogen war billig, und er war tödlich. Bruder Michael war kein schwacher Mann, aber er konnte eine

Bogensehne nicht weiter als eine Handbreit ausziehen, die Bogenschützen von Thomas dagegen spannten die Sehne bis zu ihren Ohren zurück und taten dies sechzehn oder siebzehn Mal in der Minute. Sie hatten Muskeln wie Stahl, Muskelhöcker auf ihren Rücken, breite Oberkörper, dicke Arme, und ohne all diese Muskeln war der Bogen nutzlos. Jeder Mann konnte mit einer Armbrust schießen, und eine gute Armbrust übertraf den Eibenbogen, aber sie war hundert Mal so teuer in der Herstellung, und das Nachladen dauerte fünf Mal länger: Während der Armbrustschütze den Spannhaken zurückkurbelte, um die Sehne zu spannen, kam der englische Bogenschütze auf Schussweite heran und jagte ein halbes Dutzend Pfeile los. Es waren die englischen und walisischen Bogenschützen, welche die dazu notwendige Muskelkraft besaßen, weil sie schon als Kind anfingen, mit dem Bogen zu üben, genau wie Thomas' Sohn Hugh sich darin übte. Er hatte einen kleinen Bogen, und sein Vater erwartete von ihm, dass er täglich dreihundert Pfeile abschoss. Er musste schießen und schießen und schießen, bis er nicht mehr darüber nachdenken musste, wohin der Pfeil fliegen sollte, sondern ihn einfach in dem Bewusstsein abschnellen ließ, dass er das Ziel treffen würde, und jeden Tag wuchsen seine Muskeln, bis Hugh in zehn Jahren so weit wäre, sich bei den Bogenschützen einzureihen und mit einem großen Kriegsbogen den befiederten Tod auszusenden.

Thomas hatte dreißig Bogenschützen am Waldrand. In der ersten halben Minute schossen sie mehr als hundertundfünfzig Pfeile ab, und es wurde kein Kampf, sondern ein Gemetzel. Ein Pfeil, der aus zweihundert Schritt Entfernung abgeschossen wurde, konnte ein Kettenhemd durchbohren, aber keiner der Männer des Comtes de Labrouillade war durch Rüstung oder Schild geschützt, all dies hatten sie auf die Packpferde geladen, und so ging der Pfeilhagel auf sie nieder, verwundete Männer und Pferde und verursachte augenblicklich heillose Verwirrung. Die Armbrustschützen gingen ein gutes Stück hinter den Reitern des Comtes und wurden zudem von ihren Säcken mit Beute behindert. Es würde minutenlang dauern, bis sie zum Kampf bereit waren, und Thomas gab ihnen diese Minuten nicht. Stattdessen führte er, während die Pfeile auf schreiende Pferde und gestürzte Reiter niedergingen, seine zwanzig Waffenknechte aus dem Wald gegen die Flanke des Comtes.

Thomas’ Männer saßen auf Schlachtrössern, großen Hengsten, die das Gewicht eines Mannes, seiner Rüstung und seiner Waffen tragen konnten. Die Reiter hatten keine Lanzen, denn Lanzen waren schwer und hätten ihr Vorankommen behindert, stattdessen zogen sie ihre Schwerter oder schwangen Äxte und Keulen. Viele trugen einen Schild mit dem Wappenzeichen und dem schwarzen Bastardfaden *le Bâtards*, und Thomas ließ seine Kampflinie

sofort zum Gegner umschwenken, als sie aus dem Wald heraus waren, und senkte sein Schwert, um das Signal zum Vorrücken zu geben.

Sie rückten vor, Knie an Knie. Felsen lagen auf dem hochgelegenen Wiesenplateau, und die Reihe teilte sich darum und schloss sich dahinter wieder. Die Männer waren mit Kettenhemden gerüstet. Manche hatte diese Rüstung durch Plattenpanzerungen, einen Brustpanzer oder Schulterplatten ergänzt, und alle trugen Beckenhauben, den einfachen, vorne offenen Helm, der einem Mann in der Schlacht einen freien Blick ermöglichte. Immer noch gingen die Pfeile nieder. Einige Reiter des Comtes versuchten zu entkommen, rissen an den Zügeln, um nordwärts zurückzureiten, aber die verwundeten Pferde schlugen verstört aus und behinderten sie, und von der Seite sahen sie die schwarze Reihe der Hellequin kommen, und da zogen einige voller Verzweiflung ihr Schwert. Nur wenigen gelang es, aus dem Getümmel auszubrechen und in den nördlich gelegenen Wald zurückzugaloppieren, wo sie ihre Armbrustschützen zu treffen hofften, und eine Handvoll anderer scharte sich um ihren Herrn, den Comte, in dessen Oberschenkel ein Pfeil steckte, obwohl Thomas befohlen hatte, dass er nicht getötet werden sollte. «Ein toter Mann kann seine Schulden nicht bezahlen», hatte Thomas gesagt, «also schießt auf alle anderen, aber sorgt dafür, dass Labrouillade am Leben bleibt.» Jetzt versuchte

der Comte, mit seinem Pferd umzudrehen, aber er war zu schwer, und das Pferd war verwundet, also konnte er nicht umdrehen.

Plötzlich hörte der Pfeilhagel auf. Die Bogenschützen hatten den Beschuss eingestellt, weil sie fürchteten, ihre eigenen Reiter zu treffen, und nun legten sie ihre Bögen weg, zogen ihr Schwert und rannten los, um sich dem Töten anzuschließen, das ihre Waffenknechte mit gesenkten Schwertern begonnen hatten.

Die Geräusche des Angriffs erinnerten an ein Fleischerbeil, das auf ein totes Tier trifft. Männer schrien. Einige warfen ihre Schwerter weg und hoben in stummer Ergebung die Hände. Thomas, der sich auf einem Pferderücken nicht so wohlfühlte wie mit einem Bogen, holte zu einem Hieb aus, der von einem Schwert abgelenkt wurde. Während er an dem Mann vorbeigaloppierte, schwang er seine Klinge zurück, traf aber nur harmlos auf ein Lederwams, dann riss er die Klinge wieder nach vorn, gegen den roten Schopf eines Mannes. Dieser Mann stürzte aus dem Sattel, und der Hellequin ließ sein Pferd wenden, um diesem Gegner den Rest zu geben. Ein Reiter mit einem schwarzen Hut, an dem lange, weiße Federn steckten, stieß mit seinem Schwert nach dem Bauch von Thomas. Die Klinge glitt am Kettenhemd ab, und Thomas riss sein Schwert in einem wilden Rückschwung herum, schlitzte ihm in demselben Moment das Gesicht auf, in dem

Arnaldus, einer der Gascogner unter den Hellequins, dem Mann sein Schwert in den Rücken rammte. Der Reiter des Comtes stieß ein hohes, kreischendes Jammern aus und zuckte unbeherrschbar, während ihm das Blut über das gespaltene Gesicht strömte. Er ließ sein Schwert fallen, und Arnaldus hieb erneut auf ihn ein. Der Mann kippte langsam seitlich aus dem Sattel. Ein Bogenschütze nahm die Zügel des Pferdes. Der Mann starb, und er war der Letzte, der Widerstand geleistet hatte. Die Auseinandersetzung war in wenigen Minuten beendet worden. Ein Dutzend Männer des Comtes entkamen, die übrigen waren tot oder gefangen, und auch der Comte war in der Gewalt der Hellequin. «Bogenschützen! », rief Thomas. Ihre Aufgabe war es nun, den Wald Richtung Norden zu beobachten, falls die Armbrustschützen des Comtes von dort zuschlagen wollten, aber Thomas bezweifelte, dass irgendeiner von ihnen kämpfen wollte, nachdem ihr Herr gefangen worden war. Ein Dutzend Bogenschützen sammelten Pfeile ein, schnitten sie aus toten und verwundeten Pferden, lasen sie vom Boden auf und füllten damit ihre Pfeiltaschen. Die Gefangenen wurden auf einer Seite zusammengetrieben und mussten ihre Waffen abgeben, während Thomas sein Pferd zum Comte lenkte, der auf dem Boden lag. «Messire», grüßte er ihn, «Ihr schuldet mir Geld.»

«Ihr seid bezahlt worden! », polterte der Comte.

«Sam», rief Thomas dem Bogenschützen zu, «wenn der Sire mit mir streitet, kannst du ihn mit Pfeilen spicken.» Er sprach Französisch, was Sam verstand, und der Bogenschütze legte einen Pfeil an die Sehne und widmete dem Comte ein vergnügtes Grinsen.

«Messire», wiederholte Thomas, «Ihr schuldet mir Geld.»

«Ihr hättet Euer Anliegen vor Gericht bringen können», sagte Labrouillade.

«Vor Gericht bringen? Damit es erörtert wird? Verdreht? Verzögert? Warum sollte ich Eure Rechtsvertreter die Wahrheit entstellen lassen?» Thomas schüttelte den Kopf. «Wo sind die Genovini, die Ihr von Paville mitgenommen habt?»

Der Comte überlegte, ob er behaupten sollte, die Münzen befänden sich noch in der Burg von Villon, doch der Bogenschütze mit seiner halbgespannten Waffe und *le Bâtards* Miene waren unversöhnlich, also sagte der Comte widerwillig die Wahrheit. «Sie sind in Labrouillade.»

«Dann werdet Ihr einen Eurer Waffenknechte nach Labrouillade schicken», sagte Thomas höflich, «und zwar mit dem Befehl, das Geld hierherzubringen. Und sobald das geschehen ist, Messire, lassen wir Euch gehen.»

«Ihr lasst mich gehen?» Der Comte war überrascht.

«Was könntet Ihr mir nützen?», fragte Thomas. «Es würde Jahre dauern, bevor das Lösegeld für Euch aufgebracht wäre, Messire, und in diesen Jahren würdet ihr mehr essen,

als man mit dem Lösegeld bezahlen könnte. Nein, ich werde Euch gehen lassen. Und nun, Messire, nachdem Ihr nach den Münzen geschickt habt, werdet Ihr uns wohl erlauben, den Pfeil aus Eurem Oberschenkel zu holen.»

Einer der gefangenen Waffenknechte wurde gerufen und mit einem Pferd und der Nachricht losgeschickt. Danach rief Thomas nach Bruder Michael. «Ihr wisst, wie man einen Pfeil aus dem Fleisch holt?»

Der junge Mönch sah ihn erschrocken an. «Nein, Herr.»

«Dann schaut zu, wie Sam es macht. Da könnt Ihr etwas lernen.»

«Ich will das nicht lernen», stieß Bruder Michael hervor, dann sah er beschämt zu Boden.

«Ihr wollt es nicht lernen?»

«Ich mag die Medizin nicht», gestand der Mönch, «aber mein Abt hat darauf bestanden, dass ich mich darin ausbilde.»

«Und was wollt Ihr in Wahrheit tun?»

Michael sah ihn verwirrt an. «Gott dienen?», schlug er vor.

«Dann dient ihm, indem Ihr lernt, wie man einen Pfeil aus der Wunde holt», sagte Thomas.

«Ihr solltet beten, dass es eine Ahlspitze ist», erklärte Sam dem Comte heiter. «Es wird so oder so schmerzen, aber eine Ahlspitze kann ich im Handumdrehen herausholen. Wenn es ein Fleischpfeil ist, muss ich den Bastard herausschneiden. Seid Ihr bereit?»

«Ahlspitze?», fragte der Comte mit schwacher Stimme. Sam hatte Englisch gesprochen, doch der Comte hatte ihn halbwegs verstanden.

Sam zog zwei Pfeile aus seiner Tasche. Einer hatte einen langen, schlanken Kopf ohne Widerhaken. «Eine Ahlspitze, Messire, die sich durch Rüstungen bohren kann.» Er tippte damit den zweiten Pfeil an, der einen dreikantigen Kopf mit Widerhaken hatte. «Ein Fleischpfeil», sagte er und zog ein kurzes Messer aus seinem Gürtel. «Dauert nicht lange. Seid Ihr bereit?»

«Ich lasse mich von meinem Leibarzt behandeln!», rief der Comte Thomas zu.

«Wie Ihr wünscht, Messire», sagte Thomas. «Sam? Schneide den Schaft ab und verbinde die Wunde.»

Labrouillade schrie auf, als der Pfeilschaft abgeschnitten wurde. Thomas ritt zu dem Karren, auf dem der Comte de Villon lag. Der blutbeschmierte, nackte Mann lag zusammengekrümmt auf der Seite. Thomas stieg ab, band sein Pferd an die Deichsel und rief Villons Namen. Der Comte rührte sich nicht, und Thomas stieg auf das Fuhrwerk, drehte den Mann um und sah, dass er tot war. In dem Karren schien genügend geronnenes Blut zu stehen, um ein paar Kübel damit zu füllen. Thomas verzog das Gesicht und sprang von dem Karren, dann wischte er sich seine Stiefel an dem blassen Gras ab, bevor er zu dem Käfigkarren ging, von wo aus ihn Comtesse Bertille mit weit

aufgerissenen Augen beobachtete. «Der Comte de Villon ist tot», sagte Thomas.

«Warum habt Ihr den Comte de Labrouillade nicht getötet?», fragte sie mit einer Kopfbewegung zu ihrem Mann.

«Ich töte keinen Mann, weil er mir Geld schuldet», sagte Thomas, «sondern nur, wenn er es mir nicht zahlen will.» Er zog sein Schwert und brach damit das schwache Schloss an der Käfigtür auf, dann streckte er die Hand aus, um der Comtesse auf die Wiese herunterzuhelfen. «Euer Gemahl», sagte er, «wird bald frei sein und kann gehen. Ebenso wie Ihr, Madame.»

«Ich gehe nicht mit ihm! », sagte sie trotzig. Mit großen Schritten ging sie über die Wiese zu Labrouillade. «Er kann mit den Schweinen schlafen», sagte sie und deutete auf die beiden toten Wildschweine auf dem Käfigkarren, «er wird keinen Unterschied bemerken.»

Der Comte versuchte auf die Füße zu kommen, um seine Frau zu schlagen, aber Sam, der ihm gerade die Wunde mit einem Leinenstreifen verband, den er vom Hemd eines Toten abgerissen hatte, zog das Leinen so fest zusammen, dass der Comte erneut vor Schmerz aufschrie. «Verzeiht, Messire», sagte Sam. «Haltet am besten still, Sire, es dauert nicht mehr lange.»

Die Comtesse spuckte den Comte an und ging weg.

«Schafft mir das Miststück her! », schrie der Comte.

Die Comtesse ging weiter und hielt dabei ihr zerrissenes Kleid über der Brust zusammen. Genevieve berührte sie an der Schulter, sagte etwas zu ihr und kam dann auf Thomas zu. «Was hast du mit ihr vor?»

«Ich habe kein Recht über sie, also habe ich gar nichts mit ihr vor», sagte Thomas, «aber sie kann nicht mit uns kommen.»

«Warum nicht?»

«Wenn wir hier weggehen», sagte Thomas, «müssen wir nach Mouthoumet. Wir müssen uns den Weg dorthin womöglich erkämpfen. Wir können keine Behinderung gebrauchen, keine nutzlosen Mäuler stopfen.»

Genevieve lächelte kurz, dann sah sie zu den Armbrustschützen hinüber, die am Waldrand saßen. Keiner von ihnen hatte eine Waffe in der Hand, stattdessen sahen sie einfach nur zu, wie ihr Herr gedemütigt wurde. «Du bist hart geworden, Thomas», sagte sie leise.

«Ich bin Soldat.»

«Du warst auch Soldat, als wir uns zum ersten Mal begegnet sind», sagte Genevieve, «und ich war eine Gefangene, der Ketzerei angeklagt, exkommuniziert und zum Tode verurteilt, aber du hast mich trotzdem von dort weggebracht. Was war ich anderes als ein nutzloses Maul, das du stopfen musstest?»

«Sie wird uns nichts als Ärger einbringen», sagte Thomas gereizt.

«Und war das bei mir nicht genauso?»

«Aber was sollen wir mit ihr anfangen?», fragte er.

«Sie wegbringen. Von diesem Schwein von einem Ehegemahl», sagte Genevieve, «von einer Zukunft in einem Kloster. Davon, dass die Nonnen ihr das Gesicht zerkratzen, weil sie ihre Schönheit hassen. Sie muss tun, was ich getan habe. Ihre Zukunft finden.»

«Ihre Zukunft», sagte Thomas, «besteht darin, Unfrieden unter den Männern zu stiften.»

«Gut», sagte Genevieve, «Männer bereiten den Frauen schließlich auch genügend Ärger. Ich werde sie beschützen.»

«Lieber Gott im Himmel», sagte Thomas entnervt, dann drehte er sich zu Bertille um. Sie war, dachte er, wirklich eine außerordentliche Schönheit. Seine Männer starrten sie mit unverhohlener Begierde an, und das konnte er ihnen kaum vorwerfen. Männer würden für eine Frau wie Bertille sterben. Bruder Michael hatte einen Umhang gefunden, den er nun ausschüttelte, zu Bertille trug und ihr anbot, damit sie ihn über ihr zerschnittenes Kleid ziehen konnte. Sie sagte etwas zu ihm, und der junge Mönch wurde so rot wie die Abendwolken im Westen. «Es sieht so aus», sagte Thomas, «als hätte sie schon einen Beschützer.»

«Das kann ich besser», sagte Genevieve, ging zum Pferd des Comtes und zog das blutverschmierte Kastriermesser aus einer Schlinge am Sattelknauf. Dann trat sie zu dem

Comte, der beim Anblick des Messers zusammenzuckte. Finster starrte er die Frau in dem silbrig schimmernden Kettenhemd an, die ihn verächtlich musterte. «Eure Frau wird mit uns reiten», erklärte ihm Genevieve, «und wenn Ihr irgendeinen Versuch unternehmt, sie zurückzuholen, dann werde ich selbst Euch beschneiden. Ganz langsam. Und Ihr werdet wie das Schwein quieken, das Ihr seid.» Sie spuckte ihn an und ging davon.

Noch ein Feind mehr, dachte Thomas.

Die Genovini kamen, als die Dämmerung in Dunkelheit überging. Die Münzen wurden auf zwei Packpferde geladen, und nachdem Thomas überprüft hatte, dass die Summe stimmte, ging er zu Labrouillade. «Ich werde alle Münzen behalten, Messire, die schlechten und die guten. Ihr habt mich zwei Mal bezahlt, die zweite Zahlung war für den Ärger, den Ihr mir heute verursacht habt.»

«Ich werde Euch töten», sagte der Comte.

«Es war uns ein Vergnügen, in Euren Diensten zu stehen, Messire», sagte Thomas. Er saß auf, dann führte er seine Männer und alle erbeuteten Pferde westwärts. Die ersten Sterne blinkten am Himmel. Mit einem Mal war es kalt, denn es war ein Nordwind aufgekommen, der schon den Geruch nach Winter mitbrachte.

Und im nächsten Frühling, dachte Thomas, würde es wieder Krieg geben. Aber zuerst musste er ins Armagnac.

Und so ritten die Hellequin nach Norden.

Drei

Es wäre für Fra Ferdinand leicht gewesen, ein Pferd zu stehlen. Die Armee des Prince of Wales hatte ihre Pferde außerhalb von Carcassonne gelassen, und die paar Männer, die sie bewachten, waren gelangweilt und müde. Die Schlachtrösser, die großen Pferde, die von Waffenknechten geritten wurden, waren besser bewacht, die Pferde der Bogenschützen aber nur eingepfercht, und der Predigermönch hätte ein Dutzend davon stehlen können, aber ein einzelner Mann auf einem Pferd ist auffällig, bietet sich Wegelagerern geradezu als Opfer an, und Fra Ferdinand wollte nicht den Verlust von *La Malice* riskieren, also ging er lieber zu Fuß.

Er brauchte zehn Tage bis nach Hause. Vier Tage lang reiste er mit einer Gruppe von Händlern, die ein Dutzend Waffenknechte dafür bezahlt hatten, ihre Waren zu beschützen, doch dann nahmen sie die Straße zum südlich gelegenen Montpellier, und Fra Ferdinand setzte seinen Weg nordwärts fort. Einer der Händler hatte ihn gefragt, warum er die schartige Klinge bei sich habe, und der Mönch hatte die Frage mit einem achtlosen Schulterzucken beantwortet. «Das ist nur ein altes Schwert», hatte er gesagt, «vielleicht taugt es noch als Heumesser.»

«Sieht aus, als könnte es nicht mal Butter schneiden», hatte der Händler gesagt, «am besten lasst Ihr es einschmelzen.»

«Vielleicht mache ich das wirklich.»

Er hatte unterwegs Neuigkeiten erfahren, allerdings konnte man sich auf die Erzählungen Reisender nie verlassen. Es hieß, die plündernde englische Armee habe Narbonne und Villefranche niedergebrannt, andere sagten, selbst Toulouse sei gefallen. Die Händler hatten gemurrt. Die englische *Chevauchée* war eine Strategie, um die Kraft eines Landes zu brechen, um seine hochgestellten Herren durch Steuerzahlungen ausbluten zu lassen, seine Mühlen abzufackeln, seine Weinstöcke herauszureißen, ganze Städte dem Erdboden gleichzumachen, und das Einzige, was eine solch zerstörerische Macht aufhalten konnte, war eine andere Armee, doch der König von Frankreich war immer noch weit weg im Norden, und der Prince of Wales wütete im Süden. «König Jean sollte hierherkommen», hatte einer der Händler gesagt, «und das englische Prinzchen töten, sonst hat er bald kein Frankreich mehr, über das er herrschen kann.»

Fra Ferdinand hatte dazu geschwiegen. Die anderen Reisenden fürchteten ihn ein wenig. Er war hager, ernst und geheimnisvoll, doch seine Weggefährten waren dankbar, dass er nicht predigte. Die Dominikaner waren ein Predigerorden, dazu bestimmt, in Armut durch die Welt zu

ziehen und die Menschen zur Frömmigkeit anzuhalten, und als die Händler nach Süden abbogen, gaben sie Fra Ferdinand Geld, und er hatte den Verdacht, dass sie ihn bezahlten, weil er sie in Frieden gelassen hatte. Er nahm das Almosen an, erteilte den Stiftern einen Segen, und setzte seinen Weg nach Norden allein fort.

Er hielt sich in bewaldeten Gebieten auf, um unliebsame Begegnungen zu vermeiden. Er wusste, dass es *Coredors* gab, Banditen und Strauchdiebe, die nichts dabei fanden, einen Mönch auszurauben. Die Welt, dachte er, war schlecht geworden, und er betete um Gottes Beistand, und seine Gebete wurden erhört, denn er sah keine Banditen und begegnete keinem Feind, und spät an einem Dienstagabend kam er nach Agout, dem Dorf am südlichen Fuß der Hügel, wo der Turm stand. Er ging in das Gasthaus, und dort erfuhr er es.

Der Comte de Mouthoumet war tot. Er hatte Besuch von einem Priester in Begleitung von Waffenknechten gehabt, und als der Priester ging, war der Comte de Mouthoumet tot gewesen. Inzwischen war er beerdigt worden, die Waffenknechte aber waren im Turm geblieben, bis ein Engländer gekommen war und gegen sie kämpfte, wobei der Engländer drei Männer des Priesters getötet hatte und die übrigen davongelaufen waren.

«Sind die Engländer noch hier?»

«Sie sind auch weg.»

Fra Ferdinand ging am nächsten Tag zu dem Turm, wo er die Haushälterin Sire de Mouthoumets antraf, eine geschwätzige Frau, die sich hinkniete, um den Segen des Mönchs zu empfangen, aber selbst in dem Augenblick kaum ihr Geschnatter unterbrach, in dem er ihr den Segen erteilte. Sie erzählte ihm, wie der Priester gekommen war, «ein Grobian! », und dann war der Priester wieder gegangen, und die Männer, die er zurückließ, hatten den Turm und das Dorf durchsucht. «Das waren Unmenschen», sagte sie. «Franzosen! Und doch Unmenschen! Hinterher sind die Engländer gekommen.» Die Engländer, sagte sie, hatten Wappenröcke getragen, die ein seltsames Tier zeigten, das eine Schale emporhielt.

«Die Hellequin», sagte Fra Ferdinand.

«Hellequin?»

«Auf diesen Namen sind sie stolz. Für diesen Stolz sollten die Männer bestraft werden.»

«Amen.»

«Aber die Hellequin haben den Sire de Mouthoumet nicht getötet?», fragte der Mönch.

«Er war schon unter der Erde, als sie kamen.» Die Frau bekreuzigte sich. «Nein, die Franzosen haben ihn umgebracht. Sie kamen aus Avignon.»

«Avignon! »

«Der Priester kam von dort. Er hieß Vater Calade.» Sie bekreuzigte sich erneut. «Er hatte grüne Augen, und ich

mochte ihn nicht. Unserem Sire wurde das Augenlicht genommen! Der Priester hat ihm die Augen ausgestochen!»

«Gütiger Gott», sagte Fra Ferdinand leise. «Woher wisst Ihr, dass er aus Avignon kam?»

«Das haben sie selbst gesagt! Die Männer, die er hiergelassen hat, haben es uns erzählt. Sie haben gesagt, wenn wir ihnen nicht geben, was sie haben wollen, würde der Heilige Vater höchstselbst einen Fluch über uns alle verhängen.» Sie hielt gerade lange genug inne, um sich wieder zu bekreuzigen. «Die Engländer haben uns das auch gefragt. Ihr Anführer hat mir nicht gefallen. Eine seiner Hände hat wie die Pranke des Teufels ausgesehen, wie eine Klaue. Er war höflich», räumte sie widerwillig ein, «aber unbarmherzig. Ich habe ihm an der Hand angesehen, dass er böse war.»

Fra Ferdinand wusste, wie abergläubisch die alte Frau war. Sie war eine gute Seele, aber sie sah Vorzeichen in den Wolken, den Blumen, den Hunden, dem Rauch; einfach in allem. «Haben sie nach mir gefragt?»

«Nein.»

«Gut.» Der Mönch hatte vor einiger Zeit in Mouthoumet eine Zuflucht gefunden. Er war es müde geworden, über die Straßen Frankreichs zu ziehen. Der alte Mann hatte ihn zum Bleiben eingeladen. Sie hatten miteinander gesprochen, miteinander gegessen und Schach gespielt, und der Comte hatte Fra Ferdinand all die alten

Geschichten von den Schattenfürsten erzählt. «Die Engländer werden zurückkommen, glaube ich», sagte der Mönch nun, «und die Franzosen vielleicht auch.»

«Warum?»

«Weil sie etwas suchen.»

«Sie haben schon gesucht! Sie haben sogar die frischen Gräber geöffnet, aber sie haben nichts gefunden. Die Engländer sind nach Avignon geritten.»

«Wisst Ihr das genau?»

«Das haben sie gesagt. Dass sie Vater Calade nach Avignon folgen.» Erneut bekreuzigte sie sich. «Was kann ein Priester aus Avignon hier wollen? Und weshalb sind die Engländer nach Mouthoumet gekommen?»

«Deshalb», sagte Fra Ferdinand und zeigte ihr die Klinge.

«Wenn das alles ist», sagte sie böse, «dann gebt es ihnen!»

Der Comte de Mouthoumet hatte befürchtet, dass die Engländer auch die Gräber von Carcassonne plündern würden, und deshalb den Mönch gebeten, *La Malice* zu retten. Fra Ferdinand vermutete, dass der alte Mann die Klinge auch selbst gern berührt hätte, gern selbst dieses Wunderding gesehen hätte, das seine Vorfahren gehütet hatten – eine Reliquie mit solch enormen Kräften, dass ihr Besitz die Seele eines Mannes ohne Umwege ins Himmelreich bringen würde. Der alte Mann hatte ihn so flehentlich gebeten, dass Fra Ferdinand zugestimmt hatte. Er hatte *La Malice* gerettet, aber seine Mitbrüder

predigten, das Schwert sei der Schlüssel zum Paradies, und in der gesamten Christenheit gierten Männer nach dieser Klinge. Warum predigten sie das? Er vermutete, dass er selbst daran schuld war. Nachdem ihm der Comte die Legende von *La Malice* erzählt hatte, war der Mönch pflichtbewusst nach Avignon gegangen und hatte die Geschichte dem Generalsuperior seines Ordens weitergegeben, und der Generalsuperior, ein guter Mann, hatte gelächelt und dann gesagt, solche Geschichten würden immer wieder erzählt und keine hätte jemals der Wahrheit entsprochen. «Weißt du noch, vor zehn Jahren», hatte der Generalsuperior gefragt, «als die Pest ausgebrochen ist? Und wie die ganze Christenheit geglaubt hat, der Heilige Gral wäre aufgetaucht? Und davor, was war das noch? Ah ja, da war es die Lanze von Sankt Georg! Und das war ebenfalls Unsinn, aber ich danke dir, Bruder, dass du es mir erzählt hast.» Er hatte Fra Ferdinand mit einem Segen weggeschickt, aber hatte der Generalsuperior vielleicht anderen von der Reliquie erzählt? Und jetzt hatte sich das Gerücht dank der Predigermönche in ganz Europa ausgebreitet. «‹Er, der über uns regieren soll, wird es finden, und er soll gesegnet sein›», sagte der Mönch.

«Was bedeutet das?», fragte die alte Frau.

«Es bedeutet, dass manche Männer bei der Gottessuche den Verstand verlieren», erklärte Fra Ferdinand, «es

bedeutet, dass jeder machthungrige Mann nach einem Zeichen Gottes sucht.»

Die alte Frau runzelte die Stirn, weil sie nicht verstand, was Fra Ferdinand damit sagen wollte, aber sie hielt ihn ohnehin für einen seltsamen Patron. «Die Welt hat den Verstand verloren», sagte sie und nickte. «Es heißt, die englischen Teufel hätten halb Frankreich niedergebrannt. Wo ist der König?»

«Wenn die Engländer kommen», sagte Fra Ferdinand, «oder sonst irgendjemand, dann sagt ihnen, dass ich nach Süden gegangen bin.»

«Ihr geht weg?»

«Ich bin hier nicht sicher. Vielleicht komme ich wieder, wenn dieser ganze Irrsinn vorbei ist, aber jetzt gehe ich in die hohen Berge bei Spanien. Dort werde ich mich verstecken.»

«In Spanien! Dort haben sie Teufel! »

«Ich werde in die Berge gehen», versicherte ihr Fra Ferdinand, «ganz nah zu den Engeln.» Und am nächsten Morgen ging er nach Süden, und erst als er schon eine ganze Weile außer Sichtweite des Dorfes war und sich davon überzeugt hatte, dass er nicht beobachtet wurde, wandte er sich nordwärts. Er hatte eine lange Reise vor sich und einen Schatz zu behüten.

Er würde *La Malice* ihrem rechtmäßigen Besitzer zurückgeben. Er würde ins Poitou gehen.

Ein kleiner Mann mit dunkelbrauner Haut und einem weiß besprenkelten schwarzen Schopf hockte auf einem hohen Gerüst und trug mit einem Pinsel braune Pigmentfarbe auf die gewölbte Decke auf. Er sagte etwas in einer Sprache, die Thomas nicht verstand.

«Sprecht Ihr Französisch?», fragte Thomas.

«Wir müssen hier alle Französisch sprechen», sagte der Maler, der in diese Sprache gewechselt war, sie jedoch mit einem grauenhaften Akzent verunstaltete, «natürlich sprechen wir Französisch. Seid Ihr gekommen, um mir Ratschläge zu erteilen?»

«Zu was?»

«Zu dem Fresko natürlich, Ihr Narr. Gefällt Euch die Farbe der Wolken nicht? Sind die Oberschenkel der Jungfrau zu dick? Die Köpfe der Engel zu klein? Das haben sie mir gestern erklärt», er deutete mit seinem Pinsel auf die Decke, wo fliegende Engel zu Ehren der Jungfrau Trompete spielten. «Ihre Köpfe sind zu klein, behaupten sie, aber von wo aus haben sie die Engel angeschaut? Von der obersten Sprosse meiner Leiter! Vom Boden aus sind sie meisterhaft. Selbstverständlich sind sie meisterhaft. Schließlich bin ich derjenige, der sie gemalt hat. Und ich habe auch die Zehen der Jungfrau gemalt», er tupfte ärgerlich mit dem Pinsel Farbe auf die Decke, «und die gottverdammten Dominikaner haben mir erklärt, das wäre

Ketzerei. Ketzerei! Die Zehen der Jungfrau zu zeigen! Lieber Jesus im Himmel, in Siena habe ich sie sogar mit entblößten Brüsten gemalt, aber dort hat mir keiner damit gedroht, mich auf den Scheiterhaufen zu werfen.» Er tupfte weiter mit dem Pinsel, dann lehnte er sich zurück. «Es tut mir leid, *ma chérie*», sagte er zu dem Bild der Jungfrau Maria über sich, «du darfst keine Brüste haben, und jetzt hast du auch noch deine Zehen verloren, aber sie werden wiederkommen.»

«Werden sie das?», fragte Thomas.

«Der Putz ist trocken», knurrte der Maler, als sei die Antwort selbstverständlich, «und wenn Ihr ein Fresko übermalt, wenn es trocken ist, dann blättert diese Farbe ab wie die Krätze von einer Hure. Es dauert ein paar Jahre, aber dann tauchen ihre ketzerischen Zehen wieder auf, allerdings wissen die Dominikaner das nicht, weil sie verdammte Esel sind.» Er wechselte in seine Muttersprache und brüllte auf Italienisch seine beiden Gehilfen an, die mit einem riesigen Stößel frischen Gips in ein Fass rührten. «Und das sind auch Esel», fügte er, an Thomas gewandt, hinzu.

«Müsst Ihr auf feuchten Putz malen?», fragte Thomas.

«Seid Ihr hierhergekommen, um Euch in Malerei unterrichten zu lassen? Dann müsst Ihr mich verdammt noch mal bezahlen. Wer seid Ihr?»

«Mein Name ist d’Evecque», sagte Thomas. Er wollte sich in Avignon nicht mit seinem richtigen Namen zu erkennen geben. Er hatte zahlreiche Feinde in der Kirche, und Avignon war die Stadt des Papstes, was bedeutete, dass es hier vor Priestern, Klosterbrüdern und Predigermönchen wimmelte. Er war hierhergekommen, weil ihm diese unangenehme Frau in Mouthoumet versichert hatte, der geheimnisvolle Vater Calade wäre nach Avignon geritten. Inzwischen allerdings überkam Thomas langsam das Gefühl, dass er seine Zeit vergeudete. Er hatte ein Dutzend Priester gefragt, ob sie einen Vater Calade kannten, und keiner hatte etwas mit dem Namen anfangen können. Also hatte er sich noch ein wenig in der Stadt umgesehen, und schließlich hatte er, der von der Kirche Verstoßene, nicht widerstehen können, dem mächtigen Festungspalast des Papsttums einen Besuch abzustatten. Auch in Rom gab es einen Papst, denn die Kirche war durch das Schisma gespalten. Aber in Avignon war die Macht konzentriert, und Thomas staunte vor den Reichtümern, die in dem enormen Gebäude zur Schau gestellt wurden.

«Nach Eurer Aussprache zu schließen», sagte der Maler, «würde ich sagen, Ihr seid Normanne. Oder vielleicht Engländer, eh?»

«Normanne», sagte Thomas.

«Und was tut ein Normanne so weit weg von zu Hause?»

«Ich möchte den Heiligen Vater sehen.»

«Natürlich wollt Ihr das. Aber was tut Ihr hier? In der *Salle des Herses*?»

Die *Salle des Herses* war ein Raum, der von der großen Audienzhalle der Papstresidenz abging und einst den Mechanismus beherbergt hatte, mit dem das Fallgitter des Palasttores abgesenkt wurde, doch die Konstruktion aus Winden und Wellen war schon lange ausgebaut worden, sodass der Raum nun in eine weitere Kapelle umgewandelt werden konnte. Thomas zögerte etwas mit der Antwort, dann sagte er die Wahrheit. «Ich habe eine Stelle zum Pissen gesucht.»

«Die Ecke dahinten», der Maler deutete mit seinem Pinsel in die Richtung, «in das Loch unter dem Bild von Sankt Joseph. Da huschen die Ratten hinein, also tut mir einen Gefallen und ertränkt ein paar von den Biestern. Und was wollt Ihr vom Heiligen Vater? Die Vergebung Eurer Sünden? Einen Passierschein in den Himmel? Einen seiner Chorknaben?»

«Nur einen Segen», sagte Thomas.

«Damit bittet Ihr um sehr wenig, Normanne. Ihr müsst um viel bitten, dann bekommt Ihr vielleicht ein wenig. Oder vielleicht auch gar nichts. Dieser Heilige Vater ist nicht anfällig für Bestechung.» Der Maler stieg von dem Gerüst herunter, begutachtete seine Arbeit mit einer Grimasse und ging dann zu einem Tisch, auf dem kleine Töpfe mit Farbpigmenten standen. «Es ist gut, dass Ihr kein

Engländer seid! Der Heilige Vater mag die Engländer nicht.»

Thomas knöpfte seine Hose zu. «Nein?»

«Nein», sagte der Maler, «und woher ich das weiß? Weil ich alles weiß. Ich male, und sie beachten mich nicht, weil sie mich nicht sehen können! Ich bin Giacomo auf dem Malergerüst, und sie reden unter mir. Nicht hier drin», knurrte er, als wäre der Raum, den er ausmalte, die Mühe nicht wert, «aber ich übermale auch die nackten Brüste der Engel im Konklavesaal, und dort reden sie. Schnatter, schnatter, schnatter! Wie die Gänse stecken sie die Köpfe zusammen und schnattern, und Giacomo ist auf dem Gerüst über ihnen damit beschäftigt, Brüste zu verstecken, also vergessen sie, dass ich dort oben bin.»

«Und was sagt der Heilige Vater über die Engländer?»

«Ihr wollt mein Wissen? Dann zahlt Ihr.»

«Soll ich ein bisschen Farbe auf Eure Decke streichen?»

Giacomo lachte. «Wie ich höre, Normanne, will der Heilige Vater, dass die Franzosen die Engländer besiegen. Es sind drei französische Kardinäle hier, die ihm ständig in den Ohren liegen, dabei braucht er ihre Aufmunterung gar nicht. Er hat vom Burgund verlangt, an der Seite Frankreichs zu kämpfen. Er hat Botschaften nach Toulouse, in die Provence, in die Dauphiné und sogar in die Gascogne geschickt und den Männern erklärt, es sei ihre Pflicht, England Widerstand entgegenzusetzen. Der Heilige Vater

ist Franzose, das darf man nicht vergessen. Er will, dass Frankreich wieder stark wird, stark genug, um der Kirche Steuern zu zahlen. Die Engländer sind hier nicht beliebt», er hielt inne und warf Thomas einen listigen Blick zu, «also ist es sehr gut, dass Ihr kein Engländer seid, was?»

«Ja, das ist gut», sagte Thomas.

«Der Heilige Vater wäre imstande, einen Engländer zu verfluchen», sagte Giacomo und lachte in sich hinein. Dann stieg er wieder auf sein Gerüst und sprach dabei weiter. «Die Schotten haben Männer geschickt, die für Frankreich kämpfen sollen, worüber der Heilige Vater höchst erfreut ist! Er sagt, die Schotten sind treue Söhne der Kirche, und er will, dass die Engländer», er hielt inne, um einen Pinselstrich auszuführen, «bestraft werden. Ihr seid also den ganzen weiten Weg gekommen, um einen Segen zu erhalten?»

Thomas war ans andere Ende des Raumes zu einem alten, verblassten Wandgemälde gegangen. «Um einen Segen zu erhalten», sagte er, «und um nach einem Mann zu suchen.»

«Ah! Wer?»

«Vater Calade?»

«Calade!» Giacomo schüttelte den Kopf. «Ich kenne einen Vater Callait, aber keinen Calade.»

«Stammt Ihr aus Italien?», fragte Thomas.

«Durch die Gnade Gottes stamme ich aus Corbola. Das ist eine venezianische Stadt», sagte Giacomo, stieg flink

wieder von dem Gerüst und ging zu dem Tisch, wo er sich die Hände an einem Tuch abwischte. «Natürlich komme ich aus Italien! Wenn Ihr etwas gemalt haben wollt, fragt Ihr einen Italiener. Wenn Ihr etwas hingesudelt, hingeschmiert oder hingekleckst haben wollt, fragt Ihr einen Franzosen. Oder Ihr fragt diese beiden Esel», er deutete auf seine Gehilfen, «Schwachköpfe! Rühren immer mehr Gips hinein! Auch wenn sie Italiener sind, haben sie das Hirn von Franzosen. Nichts als Grütze zwischen den Ohren!» Er nahm eine Lederpeitsche in die Hand, als wollte er einem seiner Gehilfen eins überziehen, dann aber fiel er unvermittelt auf die Knie. Die beiden Gehilfen knieten sich auch hin, und dann sah Thomas, wer den Raum betreten hatte, riss sich die Mütze vom Kopf und kniete ebenfalls nieder.

Der Heilige Vater war hereingekommen, begleitet von vier Kardinälen und einem Dutzend weiterer Priester. Papst Innozenz lächelte den Maler abwesend an, dann schaute er zu den neuen Fresken hinauf.

Thomas hob den Kopf, um den Papst zu betrachten. Innozenz VI., seit nunmehr drei Jahren Papst, war ein alter Mann mit lichtem Haar, hagerem Antlitz und zitternden Händen. Er trug einen roten Umhang mit weißem Pelzbesatz und ging leicht gebeugt, als wäre sein Rückgrat verkrümmt. Er zog den rechten Fuß nach, seine Stimme aber war fest. «Du leistest gute Arbeit, mein Sohn», sagte

er zu dem Italiener, «ausgezeichnete Arbeit! Wahrhaftig, diese Wolken sehen echter aus als echte Wolken!»

«Alles zur Ehre Gottes», murmelte Giacomo, «und zu Eurem Ruhm, Heiliger Vater.»

«Und für dein eigenes Ansehen, mein Sohn», sagte der Papst, dann hob er eine Hand zum flüchtigen Segen in Richtung der beiden Gehilfen. «Und bist du auch ein Maler, mein Sohn?», fragte er Thomas.

«Ich bin Soldat, Heiliger Vater», sagte Thomas.

«Von wo?»

«Aus der Normandie, Heiliger Vater.»

«Ah!» Innozenz war entzückt. «Hast du einen Namen, mein Sohn?»

«Guillaume d'Evecque, Heiliger Vater.»

Einer der Kardinäle, dessen rotes Gewand über dem dicken Bauch eines Vielfraßes gegürtet war, wandte den Blick unvermittelt von der Decke ab und sah aus, als wollte er Widerspruch einlegen. Dann aber sagte er nichts, starrte Thomas jedoch unheilvoll an. «Und sag mir, mein Sohn», Innozenz hatte nichts von der Reaktion des Kardinals bemerkt, «hast du den Engländern den Lehnseid geschworen?»

«Nein, Heiliger Vater.»

«So viele Normannen haben das getan! Aber das muss ich dir nicht erzählen. Ich weine um Frankreich! Zu viele sind umgekommen, und es ist an der Zeit, dass Frieden in der

Christenheit einkehrt. Ich segne dich, Guillaume.» Er streckte die Hand aus, und Thomas stand auf, ging zu ihm, kniete erneut nieder und küsste den Fischerring, den der Papst über seinem bestickten Handschuh trug. «Du hast meinen Segen», sagte Innozenz und legte Thomas die Hand auf den bloßen Kopf, «und meine Gebete.»

«Und ich werde für Euch beten, Heiliger Vater», sagte Thomas, der sich fragte, ob er der erste Exkommunizierte war, der je von einem Papst gesegnet worden war. «Ich werde um ein langes Leben für Euch beten», fügte er als höfliche Floskel hinzu.

Die Hand auf seinem Kopf zitterte. «Ich bin ein alter Mann, mein Sohn», sagte der Papst, «und meine Ärzte erklären mir, ich hätte noch viele Jahre vor mir! Aber Ärzte lügen, nicht wahr?» Er lachte leise. «Vater Marchand sagt, sein *Calade* würde zeigen, dass ich noch ein langes Leben habe, aber da traue ich noch eher meinen Schwindlerärzten.»

Thomas hielt den Atem an, mit einem Mal wurde ihm sein Herzschlag bewusst. Ein kühler Hauch schien durch den Raum zu streichen, dann zitterte die Hand des Papstes erneut, und Thomas begann wieder zu atmen. «*Calade*, Heiliger Vater?», fragte er.

«Ein Vogel, der die Zukunft voraussagt», erklärte der Papst und nahm die Hand von Thomas' Kopf. «Wir leben wahrhaftig in einem Zeitalter der Wunder, wenn Vögel die

Gabe der Prophezeiung haben! Ist es nicht so, Vater Marchant?»

Ein hochgewachsener Priester verbeugte sich vor dem Papst. «Eure Heiligkeit ist Wunder genug.»

«Oh nein! Das Wunder befindet sich hier! In der Malerei! Sie ist exquisit. Ich gratuliere dir, mein Sohn», sagte der Papst, an Giacomo gewandt.

Thomas warf einen verstohlenen Blick auf Vater Marchant. Er war ein schlanker Mann mit eher dunklem Teint und grünen Augen, bezwingenden Augen, beängstigenden Augen, die mit einem Mal direkt auf Thomas gerichtet waren, der seinen Blick auf die mit den gekreuzten Petrus-Schlüsseln bestickten Schlupfschuhe des Papstes senkte.

Der Papst segnete Giacomo und hinkte dann, erfreut über die Fortschritte der neuen Fresken, aus dem Raum. Sein Gefolge schloss sich ihm an, bis auf den fetten Kardinal und den grünäugigen Priester. Thomas wollte sich erheben, doch der Kardinal legte ihm eine schwere Hand auf den Kopf und drückte ihn wieder nach unten. «Wiederholt Euren Namen», forderte der Kardinal.

«Guillaume d'Evecque, Euer Eminenz.»

«Und ich bin Kardinal Bessières», sagte der Mann mit dem roten Gewand und ließ seine Hand auf Thomas' Kopf liegen. «Kardinal Bessières, Kardinal und Erzbischof von Livorno, päpstlicher Legat des Königs Jean von Frankreich, den Gott über allen irdischen Monarchen segnen möge.» Er

hielt inne, offenkundig wartete er darauf, dass Thomas seine letzten Worte wiederholte.

«Möge Gott Seine Majestät segnen», sagte Thomas pflichtbewusst.

«Ich habe gehört, dass Guillaume d’Eveque gestorben ist», sagte der Kardinal drohend.

«Mein Cousin, Euer Eminenz.»

«Und wie ist er gestorben?»

«Die Pest», sagte Thomas unbestimmt. Sire Guillaume d’Evecque war ein Gegner von Thomas gewesen und zu seinem Freund geworden, und er war an der Pest gestorben, aber zuvor hatte er an Thomas’ Seite gekämpft.

«Er hat für die Engländer gekämpft», sagte der Kardinal.

«Das habe ich auch gehört, Euer Eminenz, und es ist eine Schande für unsere Familie. Aber ich kannte meinen Cousin kaum.»

Der Kardinal zog seine Hand weg, und Thomas stand auf. Der Priester mit den grünen Augen starrte das verblasste Gemälde an der hinteren Wand an. «Habt Ihr das gemalt?», fragte er Giacomo.

«Nein, Vater», antwortete Giacomo, «es ist ein sehr altes Gemälde und schlecht gemacht, also ist es vermutlich von einem Franzosen oder einem Mann aus dem Burgund an diese Wand geschmiert worden. Der Heilige Vater wünscht, dass ich es ersetze.»

«Dann rate ich Euch, dies nicht zu vergessen.»

Der Ton des Priesters zog die Aufmerksamkeit des Kardinals auf sich. Er hatte Thomas stirnrunzelnd angesehen, als würde er die Wahrheit seiner Worte bezweifeln, doch nun lenkte ihn das Bild ab. Das verblasste Gemälde zeigte Sankt Petrus, der daran zu erkennen war, dass er in einer Hand zwei goldene Schlüssel hielt, und der einem knienden Mönch ein Schwert überreichte. Die beiden Männer waren auf einem verschneiten Feld dargestellt, doch die Stelle um den knienden Mann war frei von Schnee. Der Mönch griff nach dem Schwert, beobachtet von einem zweiten Mönch, der ängstlich hinter einem halb geöffneten Fensterladen eines kleinen, schneebedeckten Hauses herausspähte. Der Kardinal betrachtete das Bild lange, wirkte zunächst überrascht, dann aber begann er vor Wut zu zittern. «Wer ist der Mönch?», fragte er Giacomo.

«Das weiß ich nicht, Euer Eminenz», antwortete der Italiener.

Der Kardinal sah den grünäugigen Priester fragend an, der jedoch nur mit den Schultern zuckte. Der Kardinal blickte finster vor sich hin. «Warum habt Ihr das Bild noch nicht übermalt?», wollte er dann von Giacomo wissen.

«Weil der Heilige Vater befohlen hat, dass die Decke vor den Wänden ausgemalt werden soll, Euer Eminenz.»

«Dann übermalt es jetzt!», knurrte der Kardinal. «Übermalt es, bevor Ihr die Decke fertigstellt.» Er sah

Thomas an. «Warum seid Ihr hier?», fragte er.

«Um den Segen des Heiligen Vaters zu erhalten, Euer Eminenz.»

Kardinal Bessières runzelte die Stirn. «Wo habt Ihr Logis genommen?», fragte er.

«Neben der Kirche Saint Bénézet, Euer Eminenz», log Thomas. In Wahrheit hatte er Genevieve, Hugh und ein Dutzend seiner Männer in einem Gasthaus jenseits der großen Brücke warten lassen, weit weg von der Kirche Saint Bénézet. Er log, weil das Letzte, was er wollte, war, dass Kardinal Bessières ein plötzliches Interesse für Guillaume d'Evecque entwickelte. Thomas hatte den Bruder des Kardinals getötet, und wenn Bessières erfuhr, wer Thomas wirklich war, dann würde auf dem großen Platz vor dem päpstlichen Palast nur allzu bald der Scheiterhaufen eines Ketzers brennen.

«Ich möchte wissen», sagte der Kardinal, «wie die Dinge in der Normandie stehen. Ich werde nach der Non nach Euch schicken lassen. Vater Marchant wird Euch abholen.»

«Das werde ich», sagte der Priester und ließ seine Worte wie eine Drohung klingen.

«Ich bin sehr geehrt, Eurer Eminenz behilflich sein zu dürfen», sagte Thomas und hielt den Kopf gesenkt.

«Seht zu, dass dieses Bild wegkommt», sagte der Kardinal zu Giacomo, und dann ging er mit seinem grünäugigen Begleiter hinaus.

Der Italiener, immer noch kniend, atmete tief und hörbar aus. «Er hat Euch nicht gemocht.»

«Mag er überhaupt irgendjemanden?»

Giacomo stand auf und schrie seine Gehilfen an. «Der Putz wird hart, wenn sie ihn nicht ständig rühren! », erklärte er Thomas seinen Ärger. «Sie haben nur Grütze im Kopf. Es sind Mailänder, Ihr versteht? Also sind sie Dummköpfe. Aber Kardinal Bessières ist kein Dummkopf, und er wäre ein gefährlicher Feind, mein Freund.» Giacomo konnte davon nichts wissen, aber der Kardinal war längst Thomas' Feind, wenn Bessières Thomas auch glücklicherweise noch nie zuvor gesehen und nicht die geringste Ahnung hatte, dass der Engländer überhaupt in Avignon war. Giacomo ging zu dem Tisch, auf dem seine Pigmente in kleinen Tontiegeln aufgereiht standen. «Und Kardinal Bessières», fuhr er fort, «macht sich Hoffnungen, der nächste Papst zu werden. Innozenz ist schwach, Bessières nicht. Wir haben vielleicht schon bald einen neuen Heiligen Vater.»

«Warum gefällt ihm dieses Gemälde nicht?», fragte Thomas und deutete auf die hintere Wand.

«Vielleicht, weil er Geschmack hat? Oder vielleicht, weil es aussieht, als hätte ein Hund es gemalt, der sich den Pinsel in den Hintern gesteckt hat?»

Thomas starrte das alte Bild an. Der Kardinal hatte wissen wollen, welche Geschichte es erzählte, doch weder Giacomo noch der grünäugige Priester hatten ihm antworten

können, und er wollte das Gemälde unbedingt zerstören lassen, sodass auch kein anderer die Antwort finden konnte. Und das Bild erzählte eine Geschichte. Petrus übergab ein Schwert an einen Mönch im Schnee, und der Mönch musste einen Namen haben, aber wer war er? «Wisst Ihr wirklich nicht, was das Gemälde bedeutet?», fragte Thomas.

«Eine Legende?», sagte der Italiener leichthin.

«Aber welche Legende?»

«Petrus hatte ein Schwert», sagte Giacomo, «und ich vermute, dass er es hier der Kirche übergibt. Er hätte es lieber benutzen sollen, um dem Maler die Hand abzuhacken und uns vor dem Anblick dieser Schmiererei zu bewahren.»

«Aber normalerweise wird das Schwert im Garten Gethsemane dargestellt», sagte Thomas. Er hatte an vielen Kirchenwänden Gemälde von der Szene vor der Verhaftung Jesu gesehen, in der Petrus ein Schwert gezogen und einem Diener des Hohepriesters ein Ohr abgeschnitten hatte, doch er hatte noch nie gesehen, dass Petrus in einem Schneesturm abgebildet wurde.

«Also kannte der Holzkopf, der das gemalt hat, seine Bibel nicht», sagte Giacomo.

Doch auf Bildern hatte alles eine Bedeutung. Wenn ein Mann eine Säge hielt, war es Sankt Simon, denn Simon war bei seinem Martyrium in Stücke gesägt worden.

Weintrauben sollten die Menschen an die Eucharistie erinnern, König David hatte eine Harfe, der heilige Thaddäus einen Knüppel, Sankt Georg stand vor einem Drachen, Sankt Denis wurde immer mit seinem eigenen abgeschlagenen Kopf in der Hand dargestellt; alles hatte eine Bedeutung, doch Thomas hatte keinerlei Vorstellung davon, was dieses alte Gemälde sagen wollte. «Sollten Maler nicht all diese Symbole kennen?»

«Was für Symbole?»

«Das Schwert, die Schlüssel, der Schnee, der Mann am Fenster!»

«Das Schwert ist das Petrusschwert, die Schlüssel sind die Schlüssel zum Himmel! Müsst Ihr noch lernen, wie man an der Mutterbrust saugt?»

«Und der Schnee?»

Giacomo sah mürrisch vor sich hin, offensichtlich behagte ihm diese Frage nicht. «Der Tölpel konnte eben kein Gras malen», entschied er schließlich, «also hat er einfach billige Kalkfarbe verschmiert! Es hat keine Bedeutung! Morgen schlagen wir es ab und malen etwas Schönes hin.»

Doch von wem auch immer die Szene gemalt worden war, er hatte sich die Mühe gemacht, die Stelle um den knienden Mann von Schnee freizuhalten, und er hatte das Gras recht gut gemalt, durchsetzt mit kleinen gelben und blauen Blumen. Also hatte der getaute Schnee doch eine Bedeutung, ebenso wie die Gegenwart des zweiten Mönchs,

der furchtsam aus dem Fenster der Hütte herauslugte. «Habt Ihr Zeichenkohle?», fragte Thomas.

«Natürlich habe ich Zeichenkohle!» Giacomo deutete auf den Tisch mit den Pigmenten.

Thomas ging zur Tür und sah hinaus in die große Audienzhalle. Von Kardinal Bessières oder dem grünäugigen Priester war nichts zu sehen; dann nahm er ein Stück Zeichenkohle und ging zu dem merkwürdigen Gemälde. Er schrieb etwas darauf.

«Was tut Ihr da?», fragte Giacomo.

«Ich will, dass der Kardinal das sieht», sagte Thomas.

Er hatte in großen Buchstaben *Calix Meus Inebrians* auf den Schnee geschrieben. «Meine Tasse macht mich betrunken?», fragte Giacomo ratlos.

«Es stammt aus einem Psalm Davids», sagte Thomas.

«Aber was bedeutet es?»

«Der Kardinal wird es wissen.»

Giacomo runzelte die Stirn. «Lieber Herr Jesus», sagte er, «Ihr spielt ein gefährliches Spiel.»

«Danke, dass ich hier pissen konnte», sagte Thomas. Der Maler hatte recht, es war gefährlich, aber er würde Vater Calade einladen, ihm aus dieser Stadt voller Feinde zu folgen, und Thomas ging davon aus, dass sich der Priester mit den unglaublich grünen Augen als Vater Calade entpuppen würde. Der Priester mit den grünen Augen interessierte sich für ein altes, schlecht gemaltes Bild von

zwei Mönchen und Sankt Petrus, doch das Zentrum der Darstellung bildete nicht der kniende Mönch und auch nicht die in einen Umhang gehüllte Gestalt von Petrus, sondern das Schwert.

Und Thomas, auch wenn er nicht sicher sein konnte, war mit einem Mal davon überzeugt, dass dieses Schwert einen Namen hatte: *La Malice*.

An diesem Tag, lange vor dem Stundengebet zur Non und bevor ihn irgendjemand finden und ihn der Folter durch die Kirche ausliefern konnte, verließen Thomas und seine Gefährten Avignon.

Es wurde wärmer. Das rechte Wetter für einen Feldzug, und in ganz Frankreich wetzten Männer die Klingen, bewegten die Pferde und warteten auf den Einberufungsbefehl des Königs. Die Engländer schickten Verstärkungstruppen in die Bretagne und die Gascogne, und die Leute gingen davon aus, dass König Jean eine große Armee aufstellen würde, um sie niederzuschlagen, doch stattdessen zog er mit einer kleinen Armee vor eine Besitzung Navarras in der Normandie, zur Burg von Breteuil, und ließ dort einen Belagerungsturm vor die kahlen Festungsmauern stellen.

Es war ein monströses Gebilde, höher als ein Kirchturm, bestand aus einem Gerüst mit drei Ebenen und ruhte auf zwei Eisenachsen mit vier Rädern aus massivem, starkem

Ulmenholz. Vorne und an den Seiten war der Turm mit Eichenplanken verkleidet, um zu verhindern, dass die drei Plattformen von der Burg aus mit Armbrustbolzen durchlöchert wurden, und nun, in der kühlen Morgendämmerung, nagelten Männer steife Lederhäute über die hölzerne Einrüstung. Sie arbeiteten kaum hundert Schritt vor der Burg, und von Zeit zu Zeit schoss ein Verteidiger mit der Armbrust auf sie, doch sie waren zu weit entfernt, und die Reichweite der Bolzen war zu kurz. Vier Flaggen wehten oben auf dem Turm, zwei mit der französischen Lilie und zwei mit einer Axt, dem Symbol von Frankreichs Schutzheiligem, dem Märtyrer Sankt Denis. Die Flaggen spielten in den Böen. Nachts hatte es einen Sturm gegeben, und noch immer herrschte starker Westwind.

«Ein Regenschauer», sagte der Lord of Douglas, «und dieses verdammte Ding ist nicht mehr zu gebrauchen. Dann schaffen sie es nie, es vom Fleck zu bewegen! Es wird im Schlamm einsinken.»

«Gott ist auf unserer Seite», sagte sein junger Begleiter sanft.

«Gott», sagte der Lord of Douglas bitter.

«Wacht über uns», sagte der junge Mann. Er war hochgewachsen und schlank, kaum älter als zwanzig oder einundzwanzig Jahre und auffällig gutaussehend. Sein blondes Haar war aus der hohen Stirn zurückgestrichen,

seine blauen Augen blickten freundlich in die Welt, und sein Mund schien immer zu einem Lächeln bereit. Er stammte aus der Gascogne, wo sein Lehen von den Engländern beschlagnahmt worden war, sodass er kein Einkommen mehr aus seinen Ländereien bezog. Zum Glück war Sire Roland de Verrec als einer der berühmtesten Turnierreiter Frankreichs bekannt. Einige hatten behauptet, Joscelyn de Berat wäre der bessere Mann, aber in Auxerre hatte Roland Joscelyn drei Mal geschlagen und anschließend den Meister Walther von Siegenthaler mit seiner Schwertkunst in Bedrängnis gebracht. In Limoges war er der einzige Mann gewesen, der nach einem erbitterten Gefecht im Blankwaffenturnier noch aufrecht stand, und in Paris hatten die Frauen geseufzt, als er zwei hartgesottene Ritter besiegt hatte, die doppelt so alt und um ein Vielfaches erfahrener waren als er. Roland de Verrec erhielt die Siegesprämien zu Recht, denn er war unbezwingbar.

Und eine Jungfrau.

Sein schwarzer Schild trug das Symbol der weißen Rose, der Rose ohne Dornen – die Blume der Jungfrau Maria und ein stolzer Ausweis seiner eigenen Lauterkeit. Die Männer, die er besiegte, hielten ihn für verrückt, die Frauen, die ihm zusahen, glaubten, er würde sich vergeuden, doch Roland de Verrec hatte sein Leben dem Rittertum, der Heiligkeit und der Tugend gewidmet. Er war berühmt für seine Jungfräulichkeit, und er wurde dafür auch verspottet, doch

nie in seiner Hörweite oder der Reichweite seines flinken Schwerts. Er wurde auch für seine Unverdorbenheit bewundert, sogar darum beneidet, denn es hieß, er sei von einer Erscheinung der Jungfrau Maria selbst zu einem Leben in Reinheit bestimmt worden. Sie war ihm erschienen, als er erst vierzehn Jahre zählte, hatte ihn berührt und ihm gesagt, er sei gesegnet vor allen Männern, wenn er keusch bliebe, ebenso wie sie keusch geblieben war. «Du wirst heiraten», hatte sie ihm erklärt, «aber bis dahin gehörst du mir.» Und er gehörte ihr.

Männer mochten über Roland spotten, aber die Frauen seufzten sehnsuchtsvoll. Eine hatte sich so weit vergessen, dass sie ihm sagte, er sei schön. Sie hatte die Hand ausgestreckt und seine Wange berührt. «All diese Kämpfe und keine einzige Narbe! », hatte sie gesagt, und er war vor ihr zurückgezuckt, als hätten ihn ihre Finger verbrannt, und hatte dann erklärt, alle Schönheit sei nur ein Abglanz der Gnade Gottes. «Wenn ich etwas anderes glauben würde», hatte er ihr gesagt, «könnte mich die Eitelkeit in Versuchung führen.» Aber vielleicht litt er wirklich unter dieser Versuchung, denn er kleidete sich mit übermäßiger Sorgfalt, und seine Rüstung war immer blank gescheuert: gescheuert mit Sand, Essig und Draht, bis sie die Sonne mit blendender Helligkeit zurückwarf. Allerdings nicht an diesem Tag, denn die Wolken hingen niedrig, grau und düster über Breteuil.

«Es wird regnen», knurrte der Lord of Douglas, «und dieser verdammte Turm wird sich nirgendwohin bewegen.»

«Er wird uns den Sieg bringen», sagte Roland de Verrec mit ruhiger Zuversicht. «Der Bischof von Châlons hat ihn gestern Abend gesegnet; der Turm wird uns nicht im Stich lassen.»

«Er sollte überhaupt nicht hier sein», grollte Douglas. Die schottischen Ritter waren von König Jean gerufen worden, um den Angriff auf Breteuil zu unterstützen, doch die Verteidiger waren keine Engländer sondern ebenfalls Franzosen. «Ich bin nicht hierhergekommen, um Franzosen zu töten», sagte Douglas, «ich bin gekommen, um Engländer zu töten.»

«Diese Männer sind aus Navarra», sagte Roland de Verrec, «es sind Gegner Frankreichs, und unser König will sie besiegen.»

«Breteuil ist ein gottverdammter kleiner Misthaufen! », protestierte der Lord of Douglas. «Zum Teufel, welche Bedeutung hat es? In Breteuil ist kein einziger verfluchter Engländer! »

Roland lächelte. «Wer immer in Breteuil ist, Messire», sagte er leise, «ich erfülle das Gebot meines Königs.»

Statt gegen die Engländer in Calais, in der Gascogne und der Bretagne vorzugehen, hatte der König von Frankreich beschlossen, an der Grenze zur Normandie das Königreich Navarra zu bekämpfen. Die Ursache für die

Auseinandersetzung war unklar und der Feldzug eine Verschwendung der spärlichen Mittel, denn Navarra konnte Frankreich nicht gefährlich werden, und doch hatte König Jean beschlossen zu kämpfen. Es ging offensichtlich um einen Familienstreit, einen, den der Lord of Douglas nicht nachvollziehen konnte. «Sollen sie doch hier verrotten», sagte er, «während wir gegen England marschieren. Wir sollten den jungen Edward jagen, stattdessen pissen wir im Grenzland der Normandie auf den Funken eines lächerlichen Aufstandes.»

«Der König will Breteuil», sagte Roland.

«Er will sich den Engländern nicht stellen», sagte der Lord of Douglas, und er wusste, dass er recht hatte. Seit die schottischen Ritter nach Frankreich gekommen waren, hatte der König immer nur gezögert. Jean hatte an einem Tag beschlossen, nach Süden zu ziehen, am nächsten war es der Westen, und am dritten Tag blieb er doch genau dort, wo er war. Nun endlich griff er Navarra an. Navarra! Aber die Engländer waren aus ihren Festungen in der Gascogne ausgerückt und verwüsteten erneut das Binnenland. Eine weitere Armee sammelte sich an der englischen Südküste, zweifellos um in der Normandie oder der Bretagne zu landen, und König Jean war in Breteuil! Der Lord of Douglas hätte bei diesem Gedanken anfangen können zu weinen. Geht nach Süden, hatte er den französischen König gedrängt, geht nach Süden und macht

ein Ende mit diesem Milchbart Edward, nehmt den Bastard gefangen, trampelt die Eingeweide seiner Männer in den Dreck, und dann setzt Ihr ihn hinter Schloss und Riegel, damit Ihr ihn gegen den schottischen König austauschen könnt, der im Kerker verrottet. Doch stattdessen belagerten sie Breteuil.

Die beiden Männer standen auf der obersten Plattform des Turms. Roland de Verrec hatte sich freiwillig gemeldet, um den Angriff zu führen. Der Belagerungsturm würde vorwärtsgerollt werden, geschoben von einem Dutzend Männer, von denen einige den Armbrustbolzen zum Opfer fallen würden, doch andere würden sie ersetzen, und schließlich würde der ganze Turm an die Festungsmauer stoßen, und Rolands Männer würden die Taue der Zugbrücke an der Vorderseite der obersten Plattform durchhacken. Die Zugbrücke würde nach vorn auf die Festungsmauer kippen und einen breiten Übergang auf die Befestigungsanlage von Breteuil bilden, und dann würden die Angreifer mit ihrem Kriegsruf auf den Lippen hinüberströmen, und diese ersten Männer, die Männer, deren Tod am wahrscheinlichsten war, mussten die eroberte Festungsmauer so lange halten, bis die Hundertschaften der Truppen des französischen Königs die Leitern zum Turm erklommen hatten. Wegen der Kettenhemden, Panzerrüstungen, Schilde und Waffen würde das seine Zeit dauern, und diese Zeit mussten die

ersten Männer, die über die Zugbrücke gingen, mit ihrem Leben erkaufen. Es war eine große Ehre, zu diesen ersten Angreifern zu gehören, und Roland de Verrec hatte den König von Frankreich auf Knien um die Gewährung dieses Privilegs angefleht.

«Warum?», hatte der König Roland gefragt, und Roland hatte erklärt, er liebe Frankreich und wolle seinem König dienen und dass er noch nie in einer Schlacht gekämpft hatte, sondern nur bei Turnieren, und dass es an der Zeit sei, seine Talente einer edlen Sache zu widmen, und all das war die Wahrheit. Doch der eigentliche Grund, aus dem Roland de Verrec den Angriff führen wollte, war, dass er sich nach einer heldenhaften Tat sehnte, nach einer Berufung, einer Herausforderung, die seiner Reinheit würdig war. Der König in seiner Gnade hatte Roland schließlich gestattet, den Angriff zu führen, und diese Gnade anschließend einem zweiten Mann zugebilligt, nämlich Robbie, dem Neffen des Lords of Douglas.

«Du willst wohl sterben», hatte der Lord of Douglas Robbie am Vorabend zugeknurrt.

«Ich will morgen Abend im Festungssaal feiern», hatte Robbie geantwortet.

«Aber wozu?», hatte der Lord of Douglas wissen wollen. «Wozu soll das hier gut sein, gottverdammt noch mal?»

«Sprecht mit ihm», bat der Lord of Douglas nun Roland de Verrec. Deshalb war Douglas überhaupt auf den Turm

gekommen, um Roland de Verrec, der den Ruf des größten Narren und galantesten Ritters von Frankreich hatte, dazu zu bringen, Robbie an seine Pflichten zu erinnern. «Robbie respektiert Euch», erklärte er Roland, «er bewundert Euch, er will sein wie Ihr, also sagt ihm, dass es seine Christenpflicht ist, gegen die Engländer zu kämpfen und nicht an diesem erbärmlichen Ort hier zu sterben.»

«Er hat einen Eid abgelegt», sagte Roland de Verrec, «er hat geschworen, nicht gegen die Engländer zu kämpfen, und diesen Eid hat er fromm und aus freiem Willen geleistet. Ich kann ihm nicht raten, ihn zu brechen, Messire.»

«Zum Teufel mit seinem Eid! Sprecht mit ihm!»

«Ein Mann kann nicht seinen Eid brechen und seine Seele behalten», sagte Roland ruhig, «Euer Neffe wird sich mit seinem Kampf hier großes Ansehen erwerben.»

«Zum Teufel mit dem Ansehen», sagte der Lord of Douglas.

«Messire», wandte sich Roland an den Schotten, «wenn ich Euren Neffen davon überzeugen könnte, gegen die Engländer zu kämpfen, würde ich es tun. Euer Glaube, dass er auf mich hören würde, schmeichelt mir, aber mein christliches Gewissen macht es mir unmöglich, ihm zu einem Eidbruch zu raten. Das wäre unritterlich.»

«Und zum Teufel mit dem Rittertum», sagte der Lord of Douglas, «und zum Teufel mit Breteuil, und zum Teufel mit

Euch allesamt.» Er stieg die Leiter hinunter und sah Robbie böse an, der mit den vierzig anderen Waffenknechten wartete, die den Angriff über die Zugbrücke führen würden. «Du verdammter Narr! », rief er wütend.

Es dauerte eine Stunde, bis die letzten Lederhäute festgenagelt und mit Wasser getränkt worden waren, und bis dahin war von Westen her leichter Regen aufgezogen. Die Reihe der Waffenknechte verschwand im Turm, die Tapfersten erstiegen die Leitern bis zur obersten Plattform, sodass sie die Ersten wären, die über die Zugbrücke gingen. Robbie Douglas war einer von ihnen. Er hatte sich mit Lederwams und Kettenhemd gerüstet, sich aber mit Ausnahme der Beinschienen und einer Schiene für den rechten Unterarm gegen Plattenrüstungen entschieden. Sein linker Arm wurde von seinem Schild geschützt, auf dem das rote Herz der Douglas prangte.

Sein Schwert war alt, alt, aber gut, mit einem einfachen Heft aus Holz, in dem ein Fingernagel von Sankt Andreas, dem Schutzpatron Schottlands. verborgen war. Das Schwert hatte einem anderen seiner Onkel gehört, Sir William Douglas, Ritter von Liddesdale, aber er war von den Lords of Douglas bei einer Familienfehde ermordet worden. Danach hatte man Robbie gezwungen, vor dem Lord of Douglas das Knie zu beugen und ihm Gefolgschaft zu schwören. «Jetzt bist du mein Mann», hatte der Lord of Douglas gesagt, der wusste, wie sehr Robbie Sir William

gemocht hatte. «Und wenn du nicht mein Mann bist, dann bist du niemandes Mann, und wenn du niemandes Mann bist, dann bist du ein Vogelfreier, und wenn du ein Vogelfreier bist, kann ich dich töten. Also, wem gehörst du?»

«Dir», hatte Robbie kleinlaut gesagt und das Knie gebeugt. Nun, als er oben auf dem Turm zu Roland de Verrec trat, fragte er sich, ob er die richtige Wahl getroffen hatte. Er hätte zurück zu Thomas of Hookton reiten können, um sich dem Schutz seiner Freundschaft zu unterstellen, aber er hatte seine Wahl getroffen, hatte seinem Onkel Gefolgschaft geschworen, und nun würde er über eine Zugbrücke seinem sehr wahrscheinlichen Tod entgegenstürmen, seinem Tod auf der Wallmauer einer Festung, die ihm nichts bedeutete, die Schottland nichts bedeutete und allen anderen ebenfalls sehr wenig. Warum also hatte er sich diesem Angriff angeschlossen? Weil, dachte er, dies sein Geschenk an seine Familie war. Eine Geste, mit der er den Franzosen die Kampfestugenden der Schotten beweisen konnte. Dies war eine Schlacht, an der er sich reinen Gewissens beteiligen konnte, selbst wenn sie seinen Tod bedeutete.

Eine Stunde nach dem Hellwerden befahl der König seinen Armbrustschützen vorzurücken. Es waren achthundert Männer, die meisten aus Genua, einige wenige auch aus dem deutschen Reich, und jeder Armbrustschütze

hatte einen Begleiter, der einen großen Schild trug, die Pavese, die dem Schützen Deckung bot, wenn er die Armbrust nachlud. Die Armbrustschützen und ihre Schildträger bildeten geschlossene Reihen auf den Seiten des Turmes, durch dessen unterstes Teil nun lange Stangen geschoben wurden, an denen die Männer die riesige Vorrichtung vorwärtsschieben konnten.

Hinter dem Turm nahmen zwei Reihen Waffenknechte Aufstellung, jene Männer, die den ersten Angreifern auf die Leitern folgen würden, um Breteuils Festungsanlagen zu stürmen. Der Wind war immer noch lebhaft genug, um die bunten Flaggen wehen zu lassen; eine flatternde Parade von Löwen und Kreuzen, Hirschen und Sternen, Streifen und Greifen – die Baronie Frankreichs sammelte sich zum Angriff. Priester gingen an der Linie entlang und segneten die Männer, versicherten ihnen, dass Gott Frankreich bevorzugte, dass der Abschaum aus Navarra verurteilt war, zur Hölle zu fahren, und dass Gott den Angriff unterstützen werde. Dann erschien ein neues Banner, ein blaues Banner mit goldenen Lilien, und die Waffenknechte jubelten, als ihr König durch ihre Linien ritt. Er trug eine Plattenrüstung, die glänzend poliert worden war, und einen roten Samtumhang, der sich im Wind hob. Sein Helm glitzerte, und um den Helm lief eine diamantenbesetzte Goldkrone. Sein Pferd, ein weißes Schlachtross, hob seine Hufe sehr hoch, als Jean von Frankreich zwischen seinen Soldaten

hindurchritt, ohne nach rechts oder links zu schauen. Bei den langen Stangen schließlich, an denen Bauern den Turm voranrollen würden, hielt er sein Pferd an und ließ es umdrehen, und weil die Männer dachten, er werde etwas sagen, breitete sich Stille über dem Feld aus, doch der König hob nur die linke Hand, als wolle er seine Leute segnen, und der Jubel setzte von neuem ein. Einige Männer knieten nieder, andere betrachteten ehrfürchtig das lange, bleiche Gesicht des Königs, das von seinem polierten Helm umrahmt wurde. Jean le Bon, Jean der Gute, wurde er genannt, nicht weil er gut war, sondern weil er die irdischen Freuden genoss, die das Vorrecht des Königs waren. Er war kein großer Kämpfer, seine Wutausbrüche waren berüchtigt, und er stand in dem Ruf, unentschlossen zu sein, doch in diesem Moment war das Rittertum Frankreichs bereit, für ihn zu sterben.

«Hat nicht viel Sinn, wenn der Mann auf einem verdammten Pferd sitzt», schnauzte der Lord of Douglas, der mit einem halben Dutzend seiner Schotten hinter dem Turm wartete. Er trug ein einfaches Lederwams, denn er hatte nicht vor, sich an dem Angriff zu beteiligen. Er hatte seine Kompanie nach Frankreich gebracht, um Engländer zu töten, nicht um ein paar Männer aus Navarra zu erledigen. «Auf einem verdammten Pferd kann man keine Festungsmauer hinaufreiten.»

Seine Männer knurrten ihre Zustimmung, dann erstarrten sie, als der König, gefolgt von seinen Höflingen, auf sie zuritt. «Kniet nieder, ihr Bastarde», befahl ihnen Douglas.

König Jean hielt sein Pferd dicht vor Douglas an. «Kämpft Euer Neffe heute?», fragte er.

«Das tut er, Euer Majestät», sagte Douglas.

«Wir sind ihm dankbar», sagte König Jean.

«Ihr wärt uns noch dankbarer, wenn Ihr uns in den Süden führen würdet, Sire», sagte Douglas, «damit wir dort den Milchbart Edward of Wales töten.»

Der König blinzelte. Douglas, der sich als Einziger von den Schotten nicht auf ein Knie hinabgelassen hatte, rügte ihn in aller Öffentlichkeit, doch der König lächelte zum Zeichen, dass er es ihm nicht übelnahm. «Wir werden in den Süden gehen, wenn diese Sache geregelt ist», sagte der König. In seiner dünnen Stimme schwang Gereiztheit mit.

«Ich bin froh, das zu hören, Sire», sagte der Lord of Douglas hitzig.

«Es sei denn, etwas anderes kommt dazwischen», schränkte der König ein, hob die Hand zu einem vagen Segen und ritt weiter. Der Regen wurde stärker.

«Es sei denn, etwas anderes kommt dazwischen», sagte der Lord of Douglas wild. «Die Engländer schleifen sein Land, und er denkt, etwas könnte dazwischenkommen?» Er spuckte aus, dann drehte er sich um, weil Jubel von den wartenden Waffenknechten ankündigte, dass der Turm

endlich in Richtung der Festungsmauern gerollt wurde. Trompeten wurden geblasen. Ein großes Banner, das Sankt Denis zeigte, hing von der Spitze des Turms herab. Die Flagge zeigte den Märtyrer mit seinem abgeschlagenen Kopf in der Hand.

Der große Belagerungsturm holperte, als er vorwärtsgeschoben wurde, und Robbie musste sich an einer der Streben festhalten, mit denen die Zugbrücke gesichert war. An den Stangen, die durch die Basis des Turms geschoben worden waren, sodass sie seitlich herausragten, drückten Dutzende Männer das Gefährt vorwärts, die von anderen Männern mit Peitschen angetrieben wurden und von Trommlern, die einen stetigen Takt auf großen, mit Ziegenfell bespannten Pauken schlugen, die wie Kanonen klangen.

«Wir sollten Kanonen haben», knurrte der Lord of Douglas.

«Zu kostspielig.» Geoffrey de Charny, einer der mächtigsten Kriegsherren König Jeans, war zu dem schottischen Lord getreten. «Kanonen kosten Geld, mein Freund, und Schießpulver kostet Geld, und Frankreich hat kein Geld.»

«Es ist reicher als Schottland.»

«Die Steuern werden nicht eingetrieben», sagte Geoffrey düster. «Wer wird all diese Männer bezahlen?» Er deutete auf die wartenden Soldaten.

«Schickt doch sie los, um die Steuern einzuholen.»

«Sie würden das Geld behalten.» Geoffrey bekreuzigte sich. «Betet, dass wir in Breteuil einen Kasten mit Gold finden.»

«In Breteuil gibt es nichts außer einer Bande verdammter Kerle aus Navarra. Wir sollten nach Süden marschieren!»

«Das meine ich auch.»

«Und warum tun wir es dann nicht?»

«Weil der König es nicht befohlen hat.» Geoffrey beobachtete den Turm. «Aber er wird es tun», fügte er leise hinzu.

«Er wird?»

«Ich glaube, dass er es tun wird», sagte Geoffrey. «Der Papst drängt ihn zum Krieg, und er weiß, dass er die verfluchten Engländer nicht wieder halb Frankreich verwüsten lassen kann. Und deshalb, ja, er wird es tun.»

Douglas wünschte, de Charny klänge ein wenig überzeugter, aber er sagte nichts weiter und ging hinter dem Franzosen her, um mitzuverfolgen, wie der Turm schwankend und knarrend über das Feld rollte. Die Armbrustschützen rückten vor, hielten sich auf gleicher Höhe mit dem Turm, und nach fünfzig Schritt kamen die ersten Armbrustbolzen von der Burgfestung, und die Schützen stürmten vor und schossen zurück. Ihre Aufgabe war einfach: Sie sollten die Verteidiger zwingen, sich hinter die Brustwehr zu kauern, während der hohe Turm

weiterrollte. Die Bolzen zischten auf die Mauern zu, schlugen klappernd an den Stein und ließen die großen Banner zucken, die von den Zinnen herabhingen; Bolzen um Bolzen flog, dann duckten sich die Schützen hinter ihre Pavesen und drehten an den dicken Handwinden, um die Sehnen zu spannen. Die Verteidiger schossen zurück, und bald trafen die ersten Bolzen den Turm.

Robbie hörte sie. Er sah die Zugbrücke unter den auftreffenden Bolzen erbeben, aber die Brücke, die wie eine Wand vor der obersten Plattform hochgeklappt war, bestand aus dicken, mit Leder bespannten Eichenplanken, und kein Bolzen der Männer aus Navarra durchdrang das Leder und das Holz. Sie trafen nur mit stetigem Getöse auf das Hindernis, und unter Robbie bewegte sich der Turm wankend und knarrend und holpernd vorwärts. Robbie konnte am rechten Ende der Zugbrücke durch eine Lücke spähen, und er sah, dass die Burg noch zweihundert Schritt entfernt war. Große Banner hingen an der Festungsmauer, viele davon waren von Armbrustbolzen durchbohrt worden. Die Trommeln dröhnten, Trompetenklänge hallten über das Feld, und der Turm rollte einige wenige Schritt weiter, neigte sich, wenn es eine Bodensenke gab, und ein paar Armbrustbolzen von den Wällen trafen die keuchenden Bauern. Noch mehr Bauern wurden herangetrieben, um die Verwundeten oder Toten zu ersetzen, und Waffenknechte brüllten sie an, schlugen mit der Peitsche

nach ihnen, und der große Turm schwankte weiter, schneller inzwischen, so schnell, dass Robbie sein Schwert zog und zu einem der schweren, gedrehten Taue hinaufsah, mit denen die Zugbrücke gehalten wurde. An jeder Seite verlief ein solches Hanftau, und wenn der Turm nahe genug an der Festungsmauer war, sollten sie durchgehackt werden, um die schwere Brücke auf die Festungsmauer krachen zu lassen. Jetzt würde es nicht mehr lange dauern, dachte er, und küsste das Heft seines Schwertes, in dem die Reliquie von Sankt Andreas versteckt war.

«Euer Onkel», sagte Roland de Verrec, «ist wütend auf Euch.» Der Franzose wirkte vollkommen ruhig, während der Turm vorwärtsschaukelte und die Bolzen der Verteidiger in der Zugbrücke stecken blieben.

«Er ist immer wütend», sagte Robbie, der sich unbehaglich fühlte in der Gesellschaft Roland de Verrecs. Der junge Franzose war zu beherrscht, zu selbstsicher, und Robbie, der sich in keiner einzigen Sache sicher war, fühlte sich ihm weit unterlegen.

«Ich habe ihm erklärt, dass Ihr Euren Eid nicht brechen könnt», sagte Roland. «Er wurde Euch doch nicht aufgezwungen, oder?»

«Nein.»

«Was habt Ihr empfunden, als Ihr ihn abgelegt habt?», fragte der Franzose.

Robbie dachte nach. «Dankbarkeit», sagte er nach einer Weile.

«Dankbarkeit?»

«Ein Freund hat mich während der Pest gepflegt. Ich hätte sterben müssen, aber ich bin nicht gestorben. Er hat mir das Leben gerettet.»

«Gott hat Euch das Leben gerettet», stellte Roland richtig, «und das hat er zu einem bestimmten Zweck getan. Ich beneide Euch. Ihr seid auserwählt worden.»

«Auserwählt?», fragte Robbie und klammerte sich an die Strebe, als der Turm einen Ruck machte.

«Ihr hattet die Pest, und doch habt Ihr überlebt. Gott braucht Euch aus einem bestimmten Grund. Ich erweise Euch meine Ehre.» Roland de Verrec hob sein Schwert zum Gruß. «Ich beneide Euch», sagte er noch einmal.

«Mich beneiden?», fragte Robbie überrascht.

«Ich bin auf der Suche nach einer Berufung», sagte Roland.

Und dann blieb der Turm stehen.

Er blieb mit einem solchen Ruck stehen, dass die Männer darin zur Seite geschleudert wurden. Ein Rad war in ein Loch gefahren, und kein noch so angestrengtes Schieben konnte das Rad befreien, stattdessen ließ das Schieben den Turm nur weiter nach links kippen. «Halt», rief ein Mann. «Halt! »

Die Verteidiger jubelten. Armbrustbolzen jagten durch den schwachen Regen und trafen die Bauern, die den Turm geschoben hatten. Blut färbte die Erde, und Männer schrien, als sich die dicken Geschosse in ihr Fleisch bohrten und ihnen die Knochen zerschmetterten.

Geoffrey de Charny rannte nach vorn. Er trug ein Kettenhemd und einen Helm, aber keinen Schild. «Die Hebel», rief er, «die Hebel! » Er hatte gehofft, dass so etwas nicht geschehen würde, aber die Franzosen waren darauf vorbereitet, und mit kräftigen Eichenstangen ausgerüstete Männer eilten zu der festgefahrenen Seite des Turms, wo sie ambossartige Holzblöcke ablegten, die als Stützbasis genutzt werden sollten. Weitere Männer brachten kübelweise Steine, um das Loch auszufüllen, damit später das hintere Rad darüberrollen konnte.

Die Armbrustschützen auf der Festungsmauer schossen weiter. Zwei, drei Männer gingen zu Boden, dann brüllte Geoffrey den nächsten Pavesenträgern zu, dass sie die Schilde bringen sollten, um die Männer zu schützen, die an den Hebeln arbeiteten, all das kostete Zeit, und die Verteidiger ließen es noch mehr Bolzen hageln. Einige Verteidiger aus Navarra wurden von den Armbrustbolzen der Franzosen getroffen, aber es waren nur wenige, denn sie konnten hinter den steinernen Zinnen in Deckung gehen, wenn sie ihre Armbrüste spannten. Geoffrey de Charnys Leben schien wie durch Zauberei geschützt, denn

obwohl er keinen Schild hatte und die Bolzen um ihn zischten, wurde er nicht getroffen, als er die Männer einteilte, die sich auf die schweren Eichenhebel stützen sollten, um den Turm freizubekommen. «Jetzt! », rief er, und die Männer versuchten, den gewaltigen Turm mit den langen Eichenstangen hochzuhieven.

Und dann kam der erste Brandsatz von der Burg.

Es war ein Armbrustbolzen, um den mit einem Lederstreifen in Pech getränktes Kleinholz gewickelt worden war, und das brennende Holz hinterließ eine schwarze, schwankende Rauchspur in der Luft, als der Bolzen von der Festungsmauer abschnellte und im unteren Teil des Turms stecken blieb. Die Flamme züngelte kurz auf, dann erlosch sie, doch ein Dutzend weitere Feuerpfeile folgten.

«Wasser! Wasser! », rief Roland de Verrec. Auf der obersten Plattform standen vorsorglich einige Kübel bereit, doch der schwankende Turm hatte viel von dem Wasser herausschwappen lassen, und Rolands Männer schütteten das, was übrig war, über die Zugbrücke, sodass das Wasser an der Vorderseite des Turms hinunterfloss, um die zuvor eingeweichten Lederhäute noch einmal zu befeuchten. Mehr und mehr Feuerpfeile trafen den Turm, sodass seine Vorderseite an vielen Stellen qualmte, aber der Rauch stammte nur von den brennenden Pfeilen. Bislang schützte das nasse Leder den Turm.

«Drücken!», rief Geoffrey de Charny, und die Männer an den Hebeln pressten die Stangen herunter, die Hebel bogen sich, der Turm knarrte, dann barst einer der Hebel und schleuderte ein halbes Dutzend Männer zu Boden. «Bringt eine andere Stange!»

Es dauerte fünf Minuten, bis eine andere Stange geholt war, dann drückten die Männer wieder die Hebel nieder, den Bauern wurde befohlen, den Turm gleichzeitig nach vorn zu schieben, und ein paar Waffenknechte eilten heran, um zu helfen. Der Beschuss mit Armbrustbolzen wurde dichter. Weitere Brandpfeile trafen dieses Mal auf die rechte Seite, und einer blieb unter dem Rand einer Lederhaut in der Eichenverplankung stecken. Niemand bemerkte etwas davon. Es begann zu brennen, die Flammen leckten zwischen dem Leder und den Planken empor, und obwohl Rauch zwischen den steifen Lederhäuten herausquoll, qualmte es schon an so vielen anderen Stellen, dass es niemandem auffiel.

Dann änderten die Armbrustschützen aus Navarra ihre Taktik. Einige verschossen weiter Brandpfeile aus den Schießscharten der Festungsmauer, während die anderen hoch in die Luft zielten, sodass die Bolzen in den Himmel jagten, am höchsten Punkt einen Moment stillzustehen schienen, um dann senkrecht auf die nach oben offene Plattform des Turms niederzugehen. Die meisten dieser Bolzen gingen fehl, doch Roland, der um seine Männer

fürchtete, befahl ihnen, ihre Schilde über den Kopf zu halten, was bedeutete, dass sie das Wasser, das in Lederkübeln gebracht wurde, nicht ausgießen konnten. Der Turm schwankte inzwischen, weil einige Männer versuchten, ihn seitlich hochzudrücken, und andere von hinten schoben. Brandgeruch breitete sich aus.

«Zieht ihn zurück! », riet der Lord of Douglas Geoffrey de Charny zu. Ein Armbrustbolzen raste vor den Füßen des Schotten in die Erde, und er trat wütend dagegen. Die Trommeln wurden weiter geschlagen, die Trompeten klangen durcheinander, die Verteidiger verhöhnten die Franzosen, die wieder auf die Hebel drückten und vergebens versuchten, den Turm weiterzuschieben, und nun enthüllten die Verteidiger aus Navarra ihre letzte Waffe.

Es war ein Katapult in Form einer übergroßen Armbrust, das auf der Festungsmauer aufgebaut worden war und von vier Männern mit Metallkurbeln gespannt wurde. Es verschoss Bolzen von drei Fuß Länge und dem Durchmesser eines Männerhandgelenks, und ursprünglich hatte die Festungsmannschaft die Waffe versteckt halten wollen, bis der Turm nur noch hundert Schritt entfernt war, doch nun brachte das Durcheinander des französischen Angriffs sie dazu, sie einzusetzen. Sie zogen den großen Holzschirm weg, der die Waffe verborgen hatte, und ließen den Metallbolzen abschnellen.

Der Bolzen raste in die Vorderseite des Turms, ließ Funken sprühen, und eine der Lederhäute wölbte sich, sodass die Planken darunter freilagen, und dann trafen drei Feuerpfeile das nackte Holz, während das Katapult mühsam nachgespannt wurde.

«Zieht das verdammte Ding zurück!», knurrte der Lord of Douglas. Vielleicht konnte der Turm rückwärts aus dem Loch gezogen werden, sodass die Senke gefüllt und das Belagerungsgerät wieder vorwärtsbewegt werden konnte.

«Seile!», rief Geoffrey de Charny. «Holt Seile!»

Die Waffenknechte der Franzosen, die das Geschehen beobachteten, waren still geworden. Der Turm stand leicht geneigt und war in einen Rauchschleier gehüllt, aber es war nicht zu erkennen, warum er sich nicht weiterbewegte; das wussten nur die Männer, die dicht am Geschehen waren. Der König, der immer noch auf seinem weißen Pferd saß, ritt ein wenig weiter nach vorn, dann hielt er an. «Und Gott ist auf unserer Seite?», wollte er von einem Kaplan wissen.

«Er kann auf keiner anderen Seite sein, Sire.»

«Warum ist dann …», begann der König zu fragen, beschloss jedoch, lieber auf die Antwort zu verzichten. An der rechten Seite des Turms verdichteten sich nun die Rauchwolken und erzitterten, als ein zweiter Katapultbolzen traf. Ein Waffenknecht hinkte mit einem Armbrustbolzen im Oberschenkel von den Hebeln weg,

während Schildknappen mit Armen voller Seile heraneilten, aber es war zu spät.

Plötzlich brannte es auf der mittleren Plattform. Zuerst war nur eine dichte Rauchwolke zu sehen, dann loderten Flammen durch das Grau. Die Planken auf der rechten Seite standen in Brand, und es war nicht genügend Wasser da, um das Feuer zu löschen. «Gott kann sehr wankelmütig sein», sagte der König bitter und wandte sich ab. Ein Mann auf der Festungsmauer schwenkte eine Flagge, um die französische Niederlage zu feiern. Die Trommeln und Trompeten schwiegen. In dem Turm schrien Männer, einige sprangen in Panik hinunter, um dem Inferno zu entkommen.

Roland bemerkte nichts von dem Feuer, bis der Rauch durch die Luke der Leiteröffnung zu ihm heraufstieg. «Runter! », rief er. «Runter! » Die ersten Männer stiegen hastig die Leiter hinunter, doch eine Schwertscheide verfing sich in den Leitersprossen, und dann rasten Flammen durch die Luke, und der Mann, dessen Schwertscheide hängen geblieben war, begann zu schreien. Er wurde in seinem Kettenhemd geröstet. Ein anderer Mann sprang an ihm vorbei und brach sich das Bein, als er aufkam. Der brennende Mann schluchzte nun nur noch, und Roland eilte ihm zu Hilfe, versuchte, die Flammen mit bloßen Händen auszuschlagen. Robbie tat nichts. Er war verflucht, anders konnte es nicht sein. Was immer er auch

berührte, verwandelte sich zu Asche. Einst hatte er Thomas enttäuscht, nun enttäuschte er seinen Onkel, er hatte geheiratet, aber seine Frau war bei der Geburt ihres ersten Kindes gestorben und das Kind mit ihr. Verflucht, dachte Robbie und rührte sich immer noch nicht, als der Rauch dichter wurde und die Flammen um ihn an der Plattform leckten, und dann schlingerte der ganze Turm, als ein dritter Katapultbolzen traf. Drei Männer waren noch mit ihm auf der obersten Plattform, und sie drängten ihn, sich in Sicherheit zu bringen, doch er konnte sich nicht bewegen. Roland trug einen Verwundeten die Leiter hinunter, und Gott musste den jungfräulichen Ritter lieben, denn ein heftiger Luftwirbel blies die Flammen und den Rauch von ihm weg, als er die Sprossen hinunterstieg. «Geht! », schrie ein Mann Robbie zu, aber er war zu niedergeschlagen, um sich zu bewegen.

«Ihr geht», erklärte er den anderen Männern, «geht einfach.» Er zog sein Schwert, dachte, er könne zumindest mit einer Klinge in der Hand sterben, und er sah zu, als die drei Männer versuchten, die Gerüststreben an der offenen Rückseite des Turms hinunterzusteigen, doch alle wurden von den wütenden Flammen versengt und sprangen ab, um ihr Leben zu retten. Einer blieb unverletzt, weil sein Fall von Männern unter ihm gedämpft wurde, die beiden anderen aber brachen sich die Knochen. Inzwischen brannte eine der vier Flaggen auf der Turmspitze, die

Bourbonenlilien wurden zu glühender Asche, und dann fiel der Turm in sich zusammen. Er brach zuerst langsam, knarrend und funkensprühend, dann schneller, als das große Gefährt umkippte wie ein stolzes, untergehendes Schiff. Männer rannten von dem Turm weg, und noch immer rührte sich Robbie nicht. Roland war unten angekommen, und Robbie war allein und ritt den brennenden Turm seinem Untergang entgegen, klammerte sich an die dicken Streben, und wurde zwischen Flammen und dichtem Rauch herausgeschleudert, als der Turm auf dem Boden aufkam, und zwei Franzosen sahen ihn und rannten in den Rauch, um ihn dort wegzuziehen. Er hatte bei dem Aufprall das Bewusstsein verloren, doch als ihm die Männer Wasser ins Gesicht spritzten und ihm das Kettenhemd auszogen, stellten sie fest, dass er wie durch ein Wunder unverletzt geblieben war.

«Gott hat Euch gerettet», sagte einer der Männer. Auf der Festungsmauer von Breteuil jubelten die Männer aus Navarra. Ein Armbrustbolzen traf in die Planken des umgestürzten Turms, der nun nur noch ein loderndes Flammenmeer war. «Wir müssen Euch hier wegbringen», sagte Robbies Retter.

Der zweite Mann brachte Robbie sein Schwert, während der erste ihm auf die Füße half und ihn zu den französischen Zelten führte. «Roland?», fragte Robbie. «Wo ist Roland?» Ein letzter Armbrustbolzen verfolgte ihn und

landete im Schlamm, ohne etwas anzurichten. Robbie hielt sein Schwert fest gepackt. Er lebte, doch warum? Er hätte am liebsten geweint, aber er wagte es nicht, denn er war Soldat, doch Soldat für wen? Denn wenn er als Schotte nicht gegen die Engländer kämpfen konnte, zu was war er dann nütze?

«Gott hat Euch gerettet, mein Freund», sagte Roland de Verrec zu Robbie. Der Franzose streckte die Hand aus, um Robbie zu stützen. «Ihr habt eine heilige Bestimmung», sagte er.

«Turnier!», knurrte eine zweite Stimme.

Robbie, immer noch halb benommen, sah seinen Onkel, den Lord of Douglas, im Rauch des brennenden Turms stehen. «Turnier?», fragte Robbie.

«Der König kehrt nach Paris zurück und wünscht ein Turnier! Ein Turnier! Die Engländer pissen überall auf sein Land, und er will Spiele abhalten!»

«Das verstehe ich nicht», murmelte Robbie.

«Gab es nicht jemanden, der die Laute gespielt hat, während seine Stadt brannte?»

«Nero», sagte Robbie, «glaube ich.»

«Wir sollen ein Turnier abhalten, während die Engländer ganz Frankreich bepissen. Nein, nicht pissen, während sie überall in König Jeans wertvollem Land ihre stinkenden Scheißhaufen hinterlassen, und kümmert ihn das auch nur einen Rattenfurz? Er will ein Turnier! Also hol dein Pferd,

pack deine Sachen und mach dich zum Aufbruch bereit. Turnier! Ich hätte in Schottland bleiben sollen!»

Robbie sah sich nach Roland um. Warum, wusste er nicht genau, aber er bewunderte den jungen Franzosen, und wenn irgendjemand erklären konnte, welche Absicht Gott damit verband, dass er ihnen diese Niederlage auferlegt hatte, war es Roland. Aber Roland war in ein eindringliches Gespräch mit einem Mann vertieft, dessen Wappenrock Robbie unbekannt war. Das Wappen zeigte ein aufsteigendes grünes Pferd auf einem weißen Feld, und Robbie hatte keinen anderen Mann in König Jeans Armee dieses Wappen tragen sehen. Der Mann sprach ernst und leise zu Roland, der offenbar einige Fragen stellte, bevor er in die ausgestreckte Hand des Mannes einschlug, und als sich Roland zu Robbie umdrehte, war seine Miene glücklich. Die übrigen Männer aus König Jeans Armee mochten niedergeschlagen sein, weil die Hoffnung Frankreichs zu einem brennenden Holzhaufen auf einem feuchten Feld geworden war, aber Roland de Verrec strahlte geradezu vor Freude. «Ich habe eine Berufung erhalten», erklärte er Robbie. «Eine Berufung!»

«In Paris findet ein Turnier statt», sagte Robbie, «ich bin sicher, dass Ihr dort gebraucht werdet.»

«Nein», sagte Roland. «Eine Maid ist in Not! Sie wurde ihrem rechtmäßigen Gemahl entrissen, verschleppt von einem Lump, und mir wurde ihre Rettung übertragen.»

Robbie starrte den jungfräulichen Ritter nur an. Roland hatte diese Worte in vollkommenem Ernst gesagt, als glaubte er tatsächlich, ein Ritter aus einem der Heldenlieder zu sein, das die Troubadoure sangen.

«Ihr werdet großzügig entlohnt werden, Sire», sagte der Ritter mit dem grün-weißen Wappenrock.

«Die Ehre ist Lohn genug», sagte Roland de Verrec, fügte dann aber hastig hinzu, «doch sollte Euer Herr, der Comte, mir ein bescheidenes Zeichen des Dankes darbieten, bin ich ihm natürlich sehr verbunden.»

Er verbeugte sich vor Robbie. «Wir werden uns wiedersehen», sagte er, «und vergesst nicht, was ich gesagt habe. Ich seid verschont worden, weil Ihr eine große Aufgabe vor Euch habt. Ihr seid gesegnet. Und ich bin es auch! Eine Berufung! »

Der Lord of Douglas sah Roland de Verrec beim Weggehen nach. «Ist er wirklich noch Jungfrau?», fragte er ungläubig.

«Er schwört es», sagte Robbie.

«Kein Wunder, dass sein rechter Arm so verdammt muskulös ist», sagte der Lord of Douglas, «aber närrisch ist er trotzdem wie ein Sack voller Wiesel.» Er spuckte aus.

Roland de Verrec hatte eine Berufung, und Robbie war eifersüchtig.

TEIL ZWEI

Montpellier

Vier

Vergib mir», sagte Thomas leise zu dem Kruzifix über dem Hauptaltar der kleinen Kirche von Saint Sardos, die unterhalb der Burg von Castillon d'Arbizon stand.

«Was soll er Euch vergeben, Thomas?», fragte der Priester.

«Er weiß es.»

«Und Ihr nicht?»

«Lest einfach die Messe für mich, Vater», sagte Thomas.

«Für Euch? Oder für die Männer, die Ihr getötet habt?»

«Für die Männer, die ich getötet habe», sagte Thomas. «Habe ich Euch genügend Geld gegeben?»

«Ihr habt mir genügend Geld gegeben, um eine neue Kirche zu bauen», sagte der Priester. «Reue ist eine kostspielige Sache, Thomas.»

Thomas musste beinahe lächeln. «Sie waren Soldaten, Vater», sagte er, «und sie sind im Gehorsam für ihren Dienstherrn gestorben. Ich schulde ihnen den Frieden im Jenseits, oder nicht?»

«Ihr Lehnsherr war ein Ehebrecher», sagte Vater Levonne streng. Vater Medous, sein Vorgänger, war ein Jahr zuvor gestorben, und der Bischof von Berat hatte Vater Levonne geschickt, um ihn zu ersetzen. Thomas hatte den Verdacht gehabt, der Neue wäre ein Spion, denn der Bischof war ein Unterstützer des Comtes de Berat, dem Castillon d'Arbizon früher gehört hatte und der die Stadt zurückhaben wollte, doch es sah so aus, als hätte der Bischof den Priester weggeschickt, um einen Plagegeist loszuwerden. «Ich habe das Gewissen des Bischofs gezwickt», hatte Levonne Thomas erklärt.

«Gezwickt?»

«Ich habe gegen die Sünde gepredigt, Sire», hatte Levonne gesagt, «und dem Bischof haben meine Predigten nicht gefallen.»

Seit diesem Gespräch nannte Vater Levonne Thomas beim Namen, und Thomas hatte es sich angewöhnt, bei dem jungen, ernsthaften Priester Rat einzuholen, und jedes Mal, wenn er von einem Vorstoß in feindliches Gebiet zurückkehrte, kam er in die Kirche von Saint Sardos, beichtete und bezahlte, damit Messen für die Männer gelesen wurden, die er getötet hatte. «Und wenn der Comte de Villon ein Ehebrecher war», fragte Thomas nun, «hat er es dann verdient, kastriert und umgebracht zu werden? Wenn das stimmt, Vater, müsst Ihr hier die halbe Stadt hinrichten lassen.»

«Nur die halbe?», fragte Vater Levonne belustigt. «Was mich angeht», fuhr er fort, «hätte ich es vorgezogen, Gott über die Strafe Villons entscheiden zu lassen, aber vielleicht hat Gott Euch ja als sein Werkzeug eingesetzt.»

«Habe ich falsch gehandelt?»

«Das müsst Ihr mir sagen.»

«Lest einfach die Messen, Vater», sagte Thomas.

«Und die Comtesse de Labrouillade», sprach Vater Levonne weiter, «eine schamlose Ehebrecherin, ist hier auf der Burg.»

«Wollt Ihr, dass ich sie töte?»

«Gott wird über ihr Schicksal bestimmen», sagte der Priester sanft, «aber das will der Comte de Labrouillade möglicherweise nicht abwarten. Er wird seinen Anspruch auf sie geltend machen. Die Stadt floriert, Thomas. Ich möchte nicht, dass Labrouillade oder irgendwer sonst hier einmarschiert. Schickt die Comtesse weg, weit weg.»

«Labrouillade wird nicht hierherkommen», entgegnete Thomas, «er ist nichts weiter als ein fetter Narr, und er fürchtet mich.»

«Der Comte de Berat ist auch ein Narr», sagte der Priester, «und ein reicher Narr dazu und ein tapferer, und er sucht Verbündete, um gegen Euch zu kämpfen.»

«Nur weil er bei jedem seiner früheren Versuche verloren hat», sagte Thomas. Er hatte die Stadt und die Burg von dem Comte erobert, der seither zwei Mal versucht hatte,

seinen Besitz zurückzugewinnen, und zwei Mal gescheitert war. Die Stadt lag an der südlichen Grenze der Comté de Berat und wurde von hohen Stadtmauern und dem Fluss geschützt, der den hohen Bergfels, auf dem die Stadt lag, an drei Seiten umfloss. Oberhalb der Stadt, auf dem höchsten Punkt des felsigen Steilhangs, erhob sich die Burg. Sie war nicht groß, aber hoch gelegen und wehrhaft, und sie besaß ein neues, gemauertes Torhaus mit einem Turm, das den alten Zugang ersetzte, der von einer Kanone zerschossen worden war. Das Banner des Earls of Northampton mit den Löwen und den Sternen wehte über dem Torhaus und über dem Bergfried, doch jeder wusste, dass es Thomas of Hookton war, *le Bâtard*, der die Burg erobert hatte. Von diesem Stützpunkt aus ritten seine Hellequin ostwärts und nordwärts in feindliches Gebiet.

«Der Comte wird es wieder versuchen», warnte Levonne, «und das nächste Mal wird er vielleicht von Labrouillade unterstützt.»

«Und nicht nur von Labrouillade», sagte Thomas grimmig.

«Habt Ihr Euch neue Feinde gemacht?», fragte Levonne mit gespieltem Tadel. «Da bin ich sehr erstaunt.»

Thomas blickte zu dem Kruzifix auf. Die Kirche von Saint Sardos war arm gewesen, als sie die Stadt erobert hatten, doch nun glänzte sie vor Reichtum. Die Heiligenstatuen waren neu bemalt und mit Ketten aus Halbedelsteinen behängt. Die Jungfrau trug eine Silberkrone. Die

Kerzenhalter und Altargefäße waren aus vergoldetem Silber; an den Wänden prangten Bilder von Sankt Sardos, Sankt Agnes und dem Jüngsten Gericht. Thomas hatte all das bezahlt, ebenso wie er den Kirchenschmuck in zwei weiteren Kirchen der Stadt bezahlt hatte. «Ich habe mir neue Feinde gemacht», sagte er, den Blick immer noch auf den blutbefleckten Christus an seinem vergoldeten Bronzekreuz gerichtet, «aber zunächst, Vater, erzählt mir, welcher Heilige auf einem Fleck kniet, von dem der Schnee weggeschmolzen ist.»

«Auf einem Fleck, von dem der Schnee weggeschmolzen ist?», fragte Vater Levonne erheitert, dann aber sah er, dass es Thomas ernst war. «Sankt Eulalia vielleicht?»

«Eulalia?», fragte Thomas.

«Sie wurde verfolgt», sagte Vater Levonne, «ihre Peiniger warfen sie nackt auf die Straße, um sie zu beschämen, aber der Gnadenreiche Herr hat einen Schneesturm geschickt, um ihre Blöße zu bedecken.»

«Nein», sagte Thomas, «ich habe einen Mann gesehen, und der Schnee schien vor ihm zurückzuweichen.»

«Ist es dann der heilige Wenzel? Der König? Es heißt, der Schnee sei dort geschmolzen, wo er gegangen ist.»

«Es war ein Mönch», sagte Thomas, «und auf dem Bild kniet er im Gras, und überall um ihn liegt Schnee, aber nicht dort, wo er kniet.»

«Wo war dieses Bild?»

Thomas erzählte ihm von seiner Begegnung mit dem Papst in der Salle des Herses in Avignon und von dem alten Bild dort an der Wand. «Der Mann ist nicht allein», sagte er, «ein anderer Mönch beobachtet ihn von einer Hütte aus, und Petrus überreicht ihm ein Schwert.»

«Ah», sagte Vater Levonne in einem seltsam bedauernden Ton, «das Petrusschwert.»

Thomas runzelte die Stirn. «Ihr lasst es klingen, als sei es etwas Böses. Ist das Schwert böse?»

Vater Levonne ging nicht auf die Frage ein. «Ihr habt gesagt, Ihr seid dem Heiligen Vater begegnet. Wie war er?»

«Er war recht schwach», sagte Thomas, «und sehr liebenswürdig.»

«Wir wurden aufgefordert, für seine Gesundheit zu beten», sagte der Priester, «was ich auch tue. Er ist ein guter Mann.»

«Er hasst uns», sagte Thomas. «Die Engländer.»

Vater Levonne lächelte. «Wie gesagt, er ist ein guter Mann.» Er lachte, dann wurde er wieder ernst. «Es ist nicht überraschend», sagte er zurückhaltend, «dass sich im Palast des Heiligen Vaters ein Bildnis des Petrusschwerts befindet. Vielleicht bedeutet es nur, dass das Papsttum den Gebrauch des Schwertes aufgegeben hat. Ein Bildnis, um zu zeigen, dass wir unsere Waffen abgeben müssen, wenn wir gottgefällig leben wollen.»

Thomas schüttelte den Kopf. «Es ist eine Geschichte, Vater. Warum sonst sollte ein anderer Mönch das Geschehen von einer Hütte aus beobachten? Warum die vom Schnee befreite Stelle? Bilder erzählen Geschichten! » Er deutete an die Kirchenwände. «Warum malen wir diese Bilder dorthin? Um den Ungebildeten Geschichten nahezubringen.»

«Dann kenne ich diese Geschichte nicht», sagte Vater Levonne, «auch wenn ich vom Petrusschwert gehört habe.» Er bekreuzigte sich.

«Das Schwert auf dem Bild», sagte Thomas, «hatte eine breite Vorderkante. Mehr wie ein Falchion.»

«La Malice», sagte Vater Levonne leise.

Thomas schwieg einige Augenblicke. «Das Schwert war im Besitze der Sieben Schattenfürsten», zitierte er dann die Sätze, die von den Predigermönchen in der Christenheit verbreitet wurden, «und sie sind verflucht. Er, der über uns regieren soll, wird es finden, und er soll gesegnet sein.»

«Das Schwert des Fischers», sagte Vater Levonne. «Das ist nicht irgendein Schwert, Thomas, sondern *das* Schwert. Das Schwert, das Petrus zum Missfallen Jesu eingesetzt hat, und aufgrund dieser Missbilligung heißt es, die Klinge sei verflucht.»

«Erzählt mir davon.»

«Ich habe Euch schon alles erzählt, was ich weiß! », sagte Vater Levonne. «Es ist nichts weiter als eine alte

Geschichte, aber darin heißt es, *La Malice* trägt Jesu Fluch in ihrer Klinge, und wenn das stimmt, muss *La Malice* eine schreckliche Macht besitzen. Warum sonst sollte die Waffe diesen Namen tragen?»

«Und Kardinal Bessières sucht sie», sagte Thomas.

Levonne warf ihm einen scharfen Blick zu. «Bessières?»

«Und er weiß, dass ich auch nach ihr suche.»

«Oh lieber Gott, Ihr sucht Euch wirklich mächtige Gegner, Thomas.»

Thomas erhob sich von den Knien. «Bessières», sagte er, «ist ein Teufelsschiss.»

«Er ist ein Kirchenfürst», sagte Levonne in mildem Erstaunen.

«Er ist ein Fürst der Scheißhaufen», sagte Thomas, «und ich habe seinen Bruder keine Viertelmeile von hier umgebracht.»

«Und Bessières will Rache?»

«Er weiß nicht, wer seinen Bruder getötet hat. Allerdings kennt er mich, und jetzt wird er mich verfolgen, weil er denkt, ich wüsste, wo *La Malice* ist.»

«Und wisst Ihr es?»

«Nein, aber ich lasse es ihn glauben.» Thomas beugte das Knie vor dem Altar. «Ich lasse einen Köder vor seiner Nase baumeln, Vater. Ich habe ihn dazu eingeladen, mich zu verfolgen.»

«Warum?»

Thomas seufzte. «Mein Lehnsherr», sagte er und meinte den Earl of Northampton, «will, dass ich *La Malice* suche. Und Bessières sucht auch danach, glaube ich. Das Problem ist, dass ich nicht weiß, wie ich sie finden soll, Vater, aber ich will in Bessières' Nähe sein, falls er sie vor mir entdeckt. Schare deine Feinde dicht um dich, ist das ein guter Rat?»

«*La Malice* ist eine Vorstellung, Thomas», sagte Vater Levonne, «eine Vorstellung, um die Gläubigen zu begeistern. Ich bezweifle, dass es dieses Schwert überhaupt gibt.»

«Aber einst muss es *La Malice* gegeben haben», sagte Thomas, «und warum ist da dieses Bild von Petrus, der das Schwert einem Mönch überreicht? Es muss im Besitz des Mönchs gewesen sein! Also will ich wissen, welcher Heilige auf einer Stelle ohne Schnee kniend gemalt wird.»

«Gott weiß es», sagte Levonne, «aber ich nicht. Vielleicht ist es ein Heiliger, der nur in einer kleinen Region bekannt ist. Wie unser Sankt Sardos hier.» Er deutete auf das Wandgemälde von Sankt Sardos, einem Ziegenhirten, der Wölfe vom Lamm Gottes wegjagte. «Ich hatte noch nie von Sardos gehört, bevor ich hierherkam», fuhr der Priester fort, «und ich glaube nicht, dass zehn Meilen entfernt schon jemals ein Mensch von ihm gehört hat! Die Welt ist voller Heiliger, es sind Tausende! Jedes Dorf hat einen Heiligen, den sonst keiner kennt.»

«Jemand muss es wissen.»

«Ein Gelehrter, ja.»

«Ich dachte, Ihr wärt ein Gelehrter, Vater.»

Vater Levonne lächelte traurig. «Ich weiß nicht, wer Euer Heiliger ist, Thomas, aber ich weiß, dass diese Stadt und ihre guten Leute vernichtet werden, wenn Eure Feinde hierherkommen. Vielleicht erobern Eure Feinde nicht die Burg, aber die Stadt kann sich nicht lange verteidigen.»

Thomas lächelte. «Ich habe zweiundvierzig Waffenknechte, Vater, und dreiundsiebzig Bogenschützen.»

«Nicht genügend, um die Stadtmauern zu halten.»

«Und Sire Henri Courtois befehligt die Garnison der Burg. Er wird nicht einfach zu schlagen sein. Und warum sollten meine Gegner hierherkommen. *La Malice* ist nicht hier! »

«Das weiß der Kardinal nicht. Ihr setzt die Sicherheit all dieser guten Leute aufs Spiel», sagte Vater Levonne.

«Diese guten Leute zu beschützen ist meine Aufgabe und Sire Henris Verantwortung.» Thomas redete schroffer, als er es beabsichtigt hatte. «Ihr betet, und ich kämpfe, Vater. Und ich werde nach *La Malice* suchen. Zuerst gehe ich nach Süden.»

«Nach Süden? Warum?»

«Um einen Gelehrten zu finden, natürlich», sagte Thomas. «Einen Mann, der alle Geschichten kennt.»

«Ich habe das Gefühl, Thomas», sagte der Priester, «dass *La Malice* ein böses Ding ist. Denkt an das, was Jesus gesagt hat, als Petrus das Schwert zog.»

«‹Stecke dein Schwert in die Scheide›», zitierte Thomas.

«Das ist ein Befehl unseres Erlösers! Unsere Waffen aufzugeben. *La Malice* hat Sein Missfallen erregt, Thomas, also sollte es nicht gefunden werden, es sollte zerstört werden.»

«Zerstört?», fragte Thomas, dann drehte er sich um, weil Hufgeklapper und das Quietschen ungefetteter Radachsen laut durch die Straße hallten. «Wir können später darüber streiten, Vater», sagte er, ging mit langen Schritten durchs Kirchenschiff und zog die Tür auf, sodass ihn der Frühlingssonnenschein blendete. Die Birnbäume blühten weiß um den Brunnen, von wo ein Dutzend Frauen ein schwerfälliges Fuhrwerk beobachteten, das von sechs Pferden gezogen wurde. Etwa zwanzig Reiter begleiteten den Wagen, die bis auf zwei Fremde alle zu Thomas' Männern gehörten. Einer dieser Fremden trug eine kostspielige Plattenrüstung unter einem kurzen, schwarzen Wappenrock, auf den eine weiße Rose gestickt war. Sein Gesicht wurde durch einen Turnierhelm verborgen, den eine schwarz gefärbte Feder krönte, und sein weißes Pferd, ein Schlachtross, trug einen schwarz-weiß gestreiften Überwurf. Der Mann wurde von einem Diener begleitet, der ein Banner trug, auf dem ebenfalls die weiße Rose zu sehen war.

«Diese Kerle haben unten an der Straße gewartet.» Ein berittener Bogenschütze deutete mit dem Daumen auf die

Fremden mit ihrem Weiße-Rose-Wappen. Der Bogenschütze trug, wie die übrigen Männer, die den Pferdewagen bewachten, das Wappen der Hellequin mit dem Fabeltier, das eine Schale trug. «Die Bastarde sind zu acht, aber wir haben gesagt, dass nur zwei in die Stadt kommen dürfen.»

«Thomas of Hookton?», sagte der Reiter mit der Rüstung fragend. Seine Stimme klang gedämpft unter dem großen Helm.

Thomas beachtete den Mann nicht. «Wie viele Fässer?», fragte er den Bogenschützen und nickte zu dem Fuhrwerk.

«Vierunddreißig.»

«Guter Gott», sagte Thomas unzufrieden, «nur vierunddreißig? Wir brauchen einhundertvierunddreißig!»

Der Bogenschütze zuckte mit den Schultern. «Die verdammten Schotten haben anscheinend den Waffenstillstand gebrochen. Der König braucht jeden Pfeil in England.»

«Er wird die Gascogne verlieren, wenn er keine Pfeile schickt», sagte Thomas.

«Thomas of Hookton!» Der Reiter trieb sein Pferd näher zu Thomas.

Thomas beachtete ihn immer noch nicht. «Hattet ihr Schwierigkeiten auf der Straße, Simon?», fragte er den Bogenschützen.

«Überhaupt keine.»

Thomas ging an dem Reiter vorbei zu dem behäbigen Fuhrwerk und zog sich auf die Ladefläche, wo er sein Messer nahm, um einen Fassdeckel aufzustemmen. In dem Fass waren Pfeile. Sie waren lose hineingesteckt, damit die Befiederung nicht beschädigt wurde. Thomas zog ein paar heraus und spähte an ihrem Schaft entlang. «Sehen recht gut aus», räumte er widerwillig ein.

«Wir haben ein Dutzend verschossen», sagte Simon, «und sie sind ganz gerade geflogen.»

«Seid Ihr Thomas of Hookton?» Der Ritter der weißen Rose hatte sein Schlachtross dicht an den Wagen getrieben.

«Ich spreche mit Euch, wenn ich fertig bin», sagte Thomas auf Französisch, dann wechselte er wieder zu Englisch. «Sehnen, Simon?»

«Säckeweise.»

«Gut», sagte Thomas, «aber nur vierunddreißig Fässer?» Eine seiner ständigen Sorgen war die Versorgung seiner gefürchteten Bogenschützen mit Pfeilen. Neue Bögen konnte er in Castillon d'Arbizon beschaffen, denn die Eiben in dieser Gegend waren gut geeignet, um zu den langen Bogenstäben verarbeitet zu werden, und Thomas war, wie ein halbes Dutzend seiner Männer, ein recht geübter Bogenbauer, doch keiner von ihnen verstand es, englische Pfeile zu machen. Sie sahen schlicht genug aus: ein Eschenschaft mit einer Stahlspitze und einer Befiederung aus Gänsefedern; doch es gab keine gekappten Eschen in

der Nähe der Stadt, zudem konnten die Schmiede die nadelspitzen Ahlköpfe nicht herstellen, die imstande waren, eine Rüstung zu durchbohren, und niemand wusste, wie man die Federn band und verklebte. Ein guter Bogenschütze konnte fünfzehn Pfeile in der Minute abschnellen lassen, und im Kampf konnten Thomas' Männer in zehn Minuten zehntausend Pfeile abschießen, und auch wenn manche Pfeile wieder benutzt werden konnten, gingen viele im Kampf zu Bruch, und deshalb war Thomas gezwungen, Ersatz für die hunderttausend Pfeile zu kaufen, die von Southampton nach Bordeaux verschifft und dann an die englischen Garnisonen verteilt wurden, die König Edwards Land in der Gascogne schützten. Thomas legte den Deckel auf das Fass zurück. «Diese Ladung sollte uns für ein paar Monate genügen», sagte er, «aber Gott weiß, dass wir mehr brauchen.» Er sah den Reiter an. «Wer seid Ihr?»

«Mein Name ist Roland de Verrec», sagte der Mann. Er sprach Französisch mit einem Akzent aus der Gascogne.

«Ich habe von Euch gehört», sagte Thomas, und das war kaum überraschend, denn von Roland de Verrec wurde in ganz Europa mit Ehrfurcht gesprochen. Es gab keinen besseren Turnierkämpfer. Und dann, das versteht sich, war da noch die Legende von seiner Jungfräulichkeit, die ihm durch eine Erscheinung der Jungfrau Maria auferlegt

worden war. «Wollt Ihr den Hellequin beitreten?», fragte Thomas.

«Ich wurde von dem Comte de Labrouillade mit einer Mission betraut …», begann Roland.

«Der fette Bastard wird Euch sehr wahrscheinlich betrügen», unterbrach ihn Thomas, «und wenn Ihr mit mir reden wollt, Verrec, dann nehmt diesen verdammten Kübel vom Kopf.»

«Mein Herr der Comte gibt mir den Auftrag …», setzte Roland erneut an.

«Ich habe gesagt, nehmt diesen verdammten Kübel vom Kopf», unterbrach Thomas ihn erneut. Er war auf den Pferdewagen gestiegen, um die Pfeile in Augenschein zu nehmen, aber auch, weil er von der Ladefläche auf den berittenen Mann herabsehen konnte. Es war immer unangenehm, sich mit einem Reiter zu streiten, wenn man selbst zu Fuß war, doch nun war es an Roland, sich unbehaglich zu fühlen. Etwa zwanzig Männer von Thomas, durch die Fremden auf der Straße neugierig geworden, waren vom offenen Burgtor herangekommen. Bei ihnen war auch Genevieve, die Hugh an der Hand hielt.

«Ihr werdet mein Gesicht sehen», sagte Roland, «wenn Ihr meine Herausforderung annehmt.»

«Sam», rief Thomas zum Wehrgang des Torhauses hinauf, «siehst du diesen Tölpel?» Er deutete auf Roland. «Halte

dich bereit, um ihm einen Pfeil durch den Kopf zu schießen.»

Sam grinste, setzte einen Pfeil auf die Sehne und spannte den Bogen bis zur Hälfte. Roland, der nicht verstanden hatte, was gesagt worden war, sah dort hinauf, wohin Thomas gerufen hatte. Er musste den Kopf zurücklegen, um die Bedrohung durch die Sehschlitze seines Helmes zu erkennen.

«Das ist ein Pfeil aus englischer Esche», sagte Thomas, «mit einem geschäfteten Eichenkopf und einer nadelscharfen Ahlspitze. Sie wird Euren Helm durchdringen, Euch ein hübsches Loch in den Kopf bohren und in dem Hohlraum zum Stillstand kommen, in dem sich normalerweise Euer Gehirn befinden sollte. Also stellt Ihr Euch Sam entweder für seine Zielübungen zur Verfügung, oder Ihr nehmt den verdammten Helm ab.»

Er nahm den Helm ab. Thomas' erster Eindruck war, ein Engelsgesicht vor sich zu haben, sanft und blauäugig und umrahmt von blondem Haar, das durch die Ausfütterung des Helms zusammengepresst worden war, sodass es nun dicht wie eine Kappe um seinen Kopf lag, während die unteren Enden in störrischen Locken abstanden. Es sah so seltsam aus, dass Thomas lachen musste. Auch seine Männer lachten. «Er sieht aus wie ein Gaukler, den ich auf dem Jahrmarkt von Towcester gesehen habe», sagte einer.

Roland, der nicht verstand, warum die Männer lachten, runzelte die Stirn. «Warum machen sie sich über mich lustig?», fragte er empört.

«Sie halten Euch für einen Gaukler», sagte Thomas.

«Ihr wisst, wer ich bin», sagte Roland großartig, «und ich bin gekommen, um Euch herauszufordern.»

Thomas schüttelte den Kopf. «Wir halten hier keine Turniere ab», sagte er. «Wenn wir kämpfen, kämpfen wir richtig.»

«Glaubt mir», sagte Roland, «das tue ich auch.» Er trieb sein Pferd näher an den Wagen, vielleicht hoffte er, Thomas einschüchtern zu können. «Mein Auftraggeber de Labrouillade fordert, dass Ihr seine Gemahlin zurückschickt», sagte er.

«Die Bibel lehrt uns, dass der Hund zu seinem Erbrochenen zurückkehrt», sagte Thomas, «und der Hündin Eures Herrn steht es frei, zu ihm zurückzukehren, wann immer sie will. Sie braucht Eure Hilfe nicht.»

«Sie ist eine Frau», sagte Roland barsch, «und besitzt keine Freiheit außer dem Willen ihres Herrn.»

Thomas nickte zur Burg hin. «Wem gehört das? Mir oder Eurem Herrn?»

«Euch, für den Moment.»

«Dann, für den Moment, Roland von wo auch immer, besitzt die Comtesse de Labrouillade die Freiheit, zu tun,

was sie wünscht, denn sie ist in meiner Burg, nicht in Eurer.»

«Wir können das», sagte Roland, «im Kampf entscheiden. Ich fordere Euch heraus! » Er zog seinen Handschuh aus und warf ihn auf das Fuhrwerk.

Thomas grinste. «Und was genau soll dieser Kampf entscheiden?»

«Wenn ich Euch töte, Thomas of Hookton, werde ich das Weib mitnehmen.»

«Und wenn ich Euch töte?»

Roland lächelte. «Mit Gottes Hilfe werde ich Euch töten.»

Thomas achtete nicht weiter auf den Handschuh, der zwischen zwei Fässer gefallen war. «Ihr könnt Eurem fetten Herrn berichten, Roland, dass er, wenn er seine Frau zurückwill, lieber selber kommen und sie holen soll, statt seinen Gaukler zu schicken.»

«Dieser Gaukler», gab Roland zurück, «ist mit zwei Taten beauftragt worden. Die rechtmäßige Gemahlin meines Herrn zurückzufordern und Euch für Eure Anmaßung zu bestrafen. Also, werdet Ihr kämpfen?»

«In dieser Aufmachung?», fragte Thomas. Er trug Hose, Hemd und weite Schuhe.

«Ich werde Euch Zeit geben, um eine Rüstung anzulegen», sagte Roland.

«Jeanette! », rief Thomas einer der Frauen am Brunnen zu. «Lass deinen Kübel in den Brunnen hinunter, *Chérie*,

füll ihn, dann ziehst du ihn wieder hoch!»

«Jetzt sofort?», fragte sie.

«Jetzt sofort», sagte Thomas, dann bückte er sich, um den Handschuh aufzuheben, der aus Leder und mit Stahlschuppen besetzt war. Er überreichte ihn Roland. «Wenn Ihr nicht aus der Stadt seid, bis Jeanette den Kübel aus dem Brunnen hochgezogen hat, lasse ich Euch von meinen Bogenschützen zur Strecke bringen. Und jetzt geht und sagt Eurem fetten Meister, er soll selbst kommen und seine Frau holen.»

Roland sah zu Jeanette hinüber, die mit beiden Händen das Seil einholte, an dem der Kübel hing. «Ihr besitzt keine Ehre, Engländer», sagte er stolz, «und dafür werde ich Euch töten.»

«Geht und steckt Euren Kopf in die Abortgrube», sagte Thomas.

«Ich werde …», begann Roland.

«Sam!», unterbrach ihn Thomas. «Töte sein Pferd nicht. Das will ich behalten!»

Er hatte auf Französisch gerufen, und endlich schien Roland die Drohung ernst zu nehmen, denn er ließ sein Schlachtross umdrehen und trabte, gefolgt von seinem Standartenträger, hügelabwärts zum südlichen Stadttor.

Thomas warf Jeanette eine Münze zu, dann ging er zur Burg hinauf. «Was wollte er?», fragte Genevieve.

«Mit mir kämpfen. Er ist Labrouillades neuer Held.»

«Er hätte darum gekämpft, Bertille zurückzubekommen?»

«Dazu wurde er geschickt, ja.»

Bruder Michael eilte über den Burghof heran. «Ist er wegen der Comtesse gekommen?»

«Was kümmert Euch das, Bruder?»

Der junge Mönch wirkte durcheinander. «Ich habe mir Sorgen gemacht», sagte er lahm.

«Nun, Ihr könnt aufhören, Euch Sorgen zu machen», sagte Thomas, «denn morgen bringe ich Euch von hier weg.»

«Weg?»

«Ihr hattet eigentlich vor, nach Montpellier zu gehen, nicht wahr? Also brechen wir morgen beim Hellwerden auf. Packt Eure Sachen, falls Ihr welche habt.»

«Aber …»

«Morgen», sagte Thomas, «beim Hellwerden.»

Denn in Montpellier gab es eine Universität, und Thomas brauchte einen Gelehrten.

Der Lord of Douglas war wütend. Er hatte zweihundert der besten Kämpfer Schottlands nach Frankreich gebracht, und statt sie auf die Engländer loszulassen, hielt der König von Frankreich ein Turnier ab.

Ein verdammtes Turnier! Aber wenn Jean de France das so wollte, würde der Lord of Douglas mitspielen, und als der Franzose einen Buhurt vorschlug, fünfzehn der besten Ritter König Jeans gegen fünfzehn Schotten, nahm Douglas

einen seiner Krieger beiseite. «Schlagt sie schnell nieder», knurrte Douglas.

Der Mann, hager und hohlwangig, nickte nur. Er hieß Sculley, trug als einziger der Waffenknechte des Lords of Douglas keinen Helm und hatte sein dunkles, von grauen Strähnen durchsetztes Haar zu Zöpfen geflochten, in die er viele kleine Knochen gesteckt hatte, und es wurde gemunkelt, dass jeder dieser Knochen vom Finger eines getöteten Engländers stammte, wenn es auch niemand wagte, Sculley zu fragen, ob diese Geschichte stimmte. Die Knochen konnten schließlich ebenso gut von schottischen Kampfgefährten stammen.

«Schlagt sie nieder und sorgt dafür, dass sie liegen bleiben», sagte Douglas.

Sculley grinste breit und humorlos. «Sollen wir sie töten?»

«Nein, bei Gott, du verdammter Narr! Das ist ein verfluchtes Turnier! Schlagt sie einfach zu Boden, Mann, hart und schnell.»

Wetten wurden abgeschlossen, und der größte Teil des Geldes wurde auf die Franzosen gesetzt, besaßen sie doch prächtige Pferde, schimmernde Rüstungen, und jeder der fünfzehn war ein anerkannter Turnierkämpfer. Sie paradierten auf ihren Schlachtrössern vor den Rängen, von denen aus der König und sein Hofstaat zuschauten, und sie warfen herablassende Blicke auf die Schotten, deren Pferde kleiner und deren Rüstungen altmodischer waren. Die

Franzosen hatten große Helme mit Auspolsterung und Federbusch, während die Schotten Beckenhauben trugen, die kaum mehr waren als Schädelkappen mit einer Verlängerung, die den Nacken schützte. Sculley trug gar keinen Helm und ließ sein großes Falchion in der Scheide stecken, weil er lieber mit der Keule zuschlug.

«Jeder Ritter, der um Schonung bittet, wird sie erhalten», las ein Herold aus den Regeln vor, die jeder kannte, sodass niemand zuhörte. «Es wird mit stumpfen Lanzen gekämpft. Schwertspitzen dürfen nicht eingesetzt werden. Pferde dürfen nicht verkrüppelt werden.» Er leierte weiter die Regeln herunter, während der König einem Diener einen kleinen Beutel überreichte, mit dem dieser davoneilte, um das Geld auf das großartige französische Aufgebot zu setzen. Der Lord of Douglas hatte viel Geld auf seine eigenen Männer gesetzt. Er hatte sich gegen eine Teilnahme entschieden, nicht weil er den Buhurt fürchtete, sondern weil er niemandem etwas beweisen musste, und nun beobachtete er seinen Neffen, Sir Robbie, und fragte sich, ob der Jüngling durch seine Zeit am französischen Hof verweichlicht war. Doch wenigstens konnte Robbie Douglas kämpfen, weshalb er einer der fünfzehn war, und sein Schild zeigte das rote Herz der Douglas. Einer der französischen Ritter kannte Robbie offensichtlich, denn er war dort hinübergeritten, wo die Schotten sich

bereitmachten, und die beiden waren in ein Gespräch vertieft.

Ein fetter Kardinal, der den König schon den ganzen Tag umschmeichelt hatte, schlängelte sich zwischen den gepolsterten Sitzen hindurch zu dem freien Platz neben Douglas. Die meisten Männer machten einen Bogen um den hageren, düsteren, grimmigen Schotten, aber der Kardinal lächelte zur Begrüßung. «Wir haben uns noch nicht kennengelernt», sagte er leutselig. «Mein Name ist Bessières, Kardinal und Erzbischof von Livorno, päpstlicher Legat des Königs Jean von Frankreich, den Gott über allen irdischen Monarchen segnen möge. Mögt Ihr Mandeln?»

«Ich esse sie recht gern», gab der Lord of Douglas widerwillig zu.

Der Kardinal streckte ihm mit plumpen Händen eine Schale Mandeln entgegen. «Nehmt, so viel Ihr wollt, Messire. Sie kommen von meinen eigenen Ländereien. Wie ich höre, habt Ihr auf Eure eigene Seite gesetzt?»

«Was hätte ich anderes tun können?»

«Ihr hättet auf Euer Geld aufpassen können», sagte der Kardinal heiter, «und ich vermute, das tut Ihr auch. Also sagt mir, Messire, was wisst Ihr, das ich nicht weiß?»

«Ich weiß, wie man kämpft», sagte Douglas.

«Dann lasst mich eine andere Frage stellen», sagte der Kardinal. «Wenn ich Euch ein Drittel meines Gewinns

schenken und eine hohe Summe setzen wollte, würdet Ihr mir dann raten, auf die Schotten zu wetten?»

«Ihr wärt dumm, es nicht zu tun.»

«Ich glaube, Dummheit hat mir noch niemals jemand vorgeworfen», sagte Bessières. Dann rief der Kardinal einen Diener und übergab ihm einen schweren Beutel voller Münzen. «Auf die Schotten», befahl er, dann wartete er, bis der Diener gegangen war. «Ihr seid nicht zufrieden, Messire», sagte er zu Douglas, «und heute sollte ein Freudentag sein.»

Douglas sah den Kardinal mürrisch an. «Und worüber sollte man sich freuen?»

«Den Sonnenschein, Gottes Segen, den guten Wein.»

«Während die Engländer in der Normandie und der Gascogne wüten?»

«Ah, die Engländer.» Bessières lehnte sich auf seinem Stuhl zurück und stellte die Schale mit den Mandeln auf seinem dicken Bauch ab. «Der Heilige Vater drängt uns zu einem Friedensschluss. Einem immerwährenden Frieden.» Er klang höhnisch. Es hatte eine Zeit gegeben, und sie war noch gar nicht lange vergangen, da hatte Louis Bessières sicher geglaubt, Papst zu werden. Das Einzige, was er dazu vorweisen musste, war der Heilige Gral, die begehrteste Reliquie der Christenheit, und um sicher zu sein, dass er ihn vorweisen konnte, hatte er enorme und kostspielige Anstrengungen auf sich genommen, um einen gefälschten

Gral herstellen zu lassen, doch die Schale war ihm aus den Händen geschlagen worden, und so war das Amt nach dem Tod des alten Papstes an einen anderen Mann gegangen. Dennoch hatte Bessières die Hoffnung nicht aufgegeben. Denn durch die Gnade Gottes war der neue Papst krank und konnte jeden Augenblick sterben.

Der Tonfall des Kardinals überraschte Douglas. «Wollt Ihr keinen Frieden?»

«Gewiss will ich Frieden», sagte der Kardinal, «ich bin sogar vom Heiligen Vater damit beauftragt, die Bedingungen mit den Engländern auszuhandeln. Möchtet Ihr noch ein paar Mandeln?»

«Ich dachte, der Papst will die Niederlage der Engländer», sagte Douglas.

«Das stimmt.»

«Und doch drängt er zu einem Friedensschluss?»

«Der Papst kann keinen Krieg befürworten», sagte Bessières, «also predigt er Frieden und schickt mich zu den Verhandlungen.»

«Und Ihr?», sagte Douglas und ließ die halb ausgesprochene Frage zwischen ihnen schweben.

«Ich verhandle», sagte Bessières leichthin, «und ich werde Frankreich den Frieden geben, den der Heilige Vater wünscht, aber selbst er weiß, dass der einzige Weg, auf dem Frankreich den Frieden erhalten kann, der Sieg

über die Engländer ist. Daher, ja, Messire, der Weg zum Frieden führt über den Krieg. Noch Mandeln?»

Eine Trompete rief die beiden Rittergruppen zu den Enden des Tjostplatzes. Marschälle überprüften, ob Holzklötze auf die Lanzenspitzen gesteckt worden waren, damit sie keine Schilde oder Rüstungen durchbohren konnten.

«Es wird Krieg geben», sagte Douglas, «und wir spielen hier Turnier.»

«Seine Majestät fürchtet England», sagte Bessières geradeheraus. «Die Bogenschützen beunruhigen ihn.»

«Bogenschützen können geschlagen werden», sagte Douglas leidenschaftlich.

«Das können sie?»

«Ja, das können sie. Es gibt eine Methode.»

«Nur hat sie noch niemand herausgefunden», stellte der Kardinal fest.

«Weil sie Narren sind. Weil sie denken, dass man nur auf dem Pferderücken Krieg führen kann. Mein Vater war bei Bannockburn dabei. Wisst Ihr etwas über diese Schlacht?»

«Leider nein», sagte der Kardinal.

«Wir haben die englischen Bastarde vernichtet, sie in Stücke gerissen, die Bogenschützen und alle anderen. Es kann gelingen. Es ist schon einmal gelungen. Es muss gelingen.»

Der Kardinal sah zu, wie die französischen Ritter eine Reihe aus zehn Männern bildeten. Die übrigen fünf würden ein paar Schritt hinter ihnen angreifen, um das Durcheinander auszunutzen, das der Angriff der ersten zehn verursachen würde. «Wen man am meisten fürchten muss», sagte Bessières und deutete mit einer Mandel hinüber, «ist der Barbar mit dem farbenprächtigen Schild.» Er zeigte auf einen Mann auf einem großen Pferd, der mit einer schimmernden Plattenrüstung angetan war und einen Schild hielt, auf dem sich eine geballte rote Faust auf einem orange und rot-weiß gestreiften Feld reckte. «Sein Name ist Joscelyn de Berat», sagte der Kardinal, «er ist zwar ein Dummkopf, aber ein großer Kämpfer. Er ist seit fünf Jahren unbesiegt, mit Ausnahme natürlich von Roland de Verrec, der heute leider nicht hier ist.»

Joscelyn de Berat war der Mann, mit dem Robbie Douglas gesprochen hatte, bevor sich die Ritter an die Enden der Kampfbahn zurückzogen. «Wo liegt Berat?», fragte Douglas.

«Im Süden», gab Bessières vage zurück.

«Woher könnte mein Neffe ihn kennen?»

Bessières zuckte mit den Schultern. «Das kann ich Euch nicht sagen, Messire.»

«Mein Neffe war im Süden», sagte Douglas, «bevor die Pest ausgebrochen ist. Er ist mit einem Engländer gereist.» Er spuckte aus. «Einem verfluchten Bogenschützen.»

Der Kardinal erschauerte. Er kannte die Geschichte, kannte sie nur allzu gut. Der verfluchte Bogenschütze war Thomas of Hookton, dem Bessières sowohl den Verlust des Grals als auch des Throns Petri anlastete. Der Kardinal wusste auch von Robbie Douglas, in Wahrheit war er nur seinetwegen zu dem Turnier gekommen. «Euer Neffe ist hier?», fragte er.

«Auf dem Schecken», sagte Douglas und nickte zu den Schotten, deren Bewaffnung sich im Vergleich zu ihren Rivalen geradezu jämmerlich ausnahm.

«Ich würde gern mit ihm sprechen», sagte der Kardinal. «Hättet Ihr die Freundlichkeit, ihn zu mir zu schicken?» Doch bevor der Lord of Douglas noch antworten konnte, winkte der König, ein Herold senkte sein Banner, und die Reiter gaben ihren Pferden die Sporen.

Augenblicklich bereute Bessières seine Wette. Die schottischen Pferde wirkten derart mager gegen die prachtvollen Schlachtrösser der Franzosen, und die Franzosen ritten in engem Verband, Knie an Knie, wie es Rittern anstand, während die Schotten, die am Anfang langsamer waren, sofort Lücken entstehen ließen, durch die ihre Gegner reiten konnten. Sie hatten sich entschieden, in einer einzigen breiten Linie zu reiten, alle fünfzehn nebeneinander, und nun ritten sie schneller, ihre Linie wurde noch ungeordneter, während die Franzosen langsamer ritten, Position hielten und erst in leichten

Galopp fielen, als die beiden Gruppen nur noch fünfzig Schritt voneinander entfernt waren. Der Kardinal warf einen Seitenblick auf den Lord of Douglas, um festzustellen, ob der Schotte seine Befürchtungen teilte, aber Douglas hatte ein hämisches Grinsen auf dem Gesicht, als wisse er, was gleich kommen werde.

Die Hufschläge waren laut, wurden aber noch von den Rufen der Menge übertönt. Der König, der eine außerordentliche Vorliebe für das Lanzenstechen hatte, beugte sich erwartungsvoll auf seinem Platz vor, und der Kardinal sah die Franzosen der vorderen Reihe ihre Schilde heben, ihre Lanzen anlegen und sich für den Aufprall wappnen. Gespannte Ruhe senkte sich über die Menge, als hielten alle den Atem an.

Der Kardinal verstand nicht ganz genau, was als Nächstes geschah, beziehungsweise verstand es nicht, bis es ihm bei dem Fest erklärt wurde, wo Karaffen benutzt wurden, um die Reiter zu symbolisieren, doch als er zusah, während der Zusammenprall stattfand, verstand er es überhaupt nicht.

Die Schotten hatten so jämmerlich gewirkt, doch im allerletzten Moment waren sie mit einem Mal zur Mitte geschwenkt, um eine Reiterkolonne mit drei Reitern in der vordersten Reihe zu bilden, und diese Kolonne rammte sich durch die Reihe der Franzosen wie ein Nagel durch ein Stück Velinpapier. Schottische Lanzen krachten auf Schilde, Franzosen wurden gegen die hohen Hinterzwiesel ihrer

Sättel geworfen, und die Kolonne stieß durch die Linie und traf heftig auf die zweite, kleinere Gruppe der französischen Reiter, die nicht damit gerechnet hatten, an der Eröffnung des Kampfes beteiligt zu sein, und nicht auf den Angriff gefasst waren. Eine Lanze traf einen Franzosen unten an seinem Helm und riss, obwohl die Lanze abgestumpft war, den Helm auf, sodass der Mann über den Hinterzwiesel rücklings vom Pferd fiel. Ein Pferd schrie. Die Schotten weiter hinten in der Kolonne hatten ihre Lanzen weggeworfen und ihre Schwerter gezogen oder schwenkten lange, bleibeschwerte Keulen, und nun scherten sie aus. Die meisten befanden sich mittlerweile hinter ihren Gegnern, die damit blind für ihre Angriffe waren. Ein weiterer Franzose ging zu Boden und wurde an seinem Fuß, der im Steigbügel hängen geblieben war, aus dem Kampf gezogen.

Soweit es der Kardinal erkennen konnte, herrschte heillose Verwirrung, aber es war klar, dass die Schotten gewannen. Zwei weitere Franzosen fielen, und Sculley, deutlich erkennbar, weil er keinen Helm trug, schlug mit seiner Keule auf einen Helm mit prächtigem Federbusch ein, wieder und wieder, mit verzerrtem Gesicht in den Steigbügeln stehend, und der Reiter, offenkundig betäubt, glitt zu Boden, während sich Sculley schon dem nächsten Gegner zuwandte und dieses Mal seitlich mit der Keule ausholte, sodass sie auf die Sehschlitze des Helms traf. Der

Mann zuckte zurück, stürzte im selben Augenblick vom Pferd; und die Schotten suchten sich neue Gegner, kamen sich in ihrem Eifer, die französischen Ritter zu besiegen, gegenseitig in die Quere. Joscelyn de Berat nahm sein Pferd zurück und wehrte Robbie Douglas und einen anderen Mann ab. Joscelyn war ein schneller und gefährlicher Schwertkämpfer, doch es gelang Sculley, hinter ihn zu kommen, und er ließ die Keule auf seinen unteren Rücken niederfahren, und Joscelyn, der wusste, dass er keine drei Mann abwehren konnte, rief, dass er sich ergab, und dann musste Robbie Douglas rasch sein Pferd zwischen Joscelyn und Sculley treiben, damit die Keule nicht noch einmal in einem so heftigen Schlag niederfuhr, die dem Franzosen das Rückgrat hätte brechen können.

Sculley schwenkte ab, sah einen Franzosen mit gezogenem Schwert schwankend auf die Füße kommen, also trat er ihm ins Gesicht und hob die Keule, um den Mann zu erledigen, aber die Herolde rannten zu ihm und hinderten ihn daran. Die Trompeten schrillten, und ein anderer Schotte fing Sculleys Hieb ab. In der Menge herrschte vollkommene Stille. Sculley knurrte, zuckte, ließ seinen Blick von einer Seite zur anderen wandern, auf der Suche nach dem nächsten Mann, den er angreifen konnte, aber von den Franzosen saß nur noch Joscelyn de Berat im Sattel, und der hatte sich ergeben. Der Kampf war schnell, brutal und einseitig verlaufen, und der Kardinal stellte fest,

dass er den Atem angehalten hatte. «Eine Vorführung der schottischen Fähigkeiten, Messire?», erkundigte er sich bei dem Lord of Douglas.

«Stellt Euch einfach vor, sie wären die gegnerischen Engländer gewesen», grollte Douglas.

«Das ist ein sehr aufmunternder Gedanke, Messire», sagte der Kardinal und sah zu, wie Diener herbeieilten, um den gefallenen französischen Rittern zu helfen, von denen sich einer nicht mehr rührte. Sein Helm war eingedrückt, und aus den Sehschlitzen des Visiers rann Blut. «Je eher wir Euch auf die Engländer loslassen», fuhr Bessières fort, «desto besser.»

Douglas sah den Kardinal direkt an. «Hört der König auf Euch?», fragte er.

«Ich berate ihn», sagte Bessières leichthin.

«Dann sagt ihm, er soll uns in den Süden schicken.»

«Nicht in die Normandie?»

«Edwards Schoßhündchen ist im Süden», sagte Douglas.

«Der Prince of Wales?»

«Edwards Schoßhündchen», sagte Douglas, «und ich will ihn. Ich will, dass er sich mir ergibt. Ich will, dass er mich auf seinen verdammten Knien um Gnade anwinselt.»

«Und werdet Ihr sie ihm gewähren?», fragte Bessières, erheitert von der Leidenschaft des Schotten.

«Ihr wisst, dass unser König in englischer Gefangenschaft ist?»

«Gewiss.»

«Und das Lösegeld bricht uns das Kreuz. Ich will Edwards Schoßhündchen.»

«Ah! » Bessières verstand. «Also kauft Ihr Euren König mit dem Prince of Wales frei?»

«Ganz recht.»

Bessières legte dem Schotten einen behandschuhten Finger auf die Hand. «Ich werde tun, was Ihr erbeten habt», versprach er freundlich, «aber zuerst will ich, dass Ihr mir Euren Neffen vorstellt.»

«Robbie?»

«Robbie», sagte der Kardinal.

Bessières und Robbie lernten sich noch am selben Abend bei dem Fest kennen, das die Turnierkämpfer mit dem französischen Hof feierten. Sie aßen in Wein gekochten Aal, Hammel mit einer Füllung aus Feigen, gebratene Singvögel, Reh und ein Dutzend anderer Gerichte, die in einen Saal gebracht wurden, in dem hinter einem Wandschirm die Barden spielten. Die schottischen Krieger aßen zusammen, eng um einen Tisch geschart, als müssten sie sich vor den rachsüchtigen Franzosen schützen, die behaupteten, ein fremder Heidenzauber aus den wilden Bergen des Nordens wäre gegen ihre Helden eingesetzt worden, sodass Robbie, als er gerufen und von seinem Onkel angewiesen wurde, der Aufforderung zu folgen, den Saal mit unbehaglichen Gefühlen durchquerte. Er

verneigte sich vor dem König, dann folgte er dem Diener zu einem Tisch, an dem der Kardinal vier Holzplatten vor sich stehen hatte. «Ihr werdet Euch neben mich setzen, junger Mann», befahl der Kardinal. «Mögt Ihr gebratene Lerchen?»

«Nein, Euer Eminenz.»

«Saugt das Fleisch von den Knochen, und ihr werdet den Geschmack köstlich finden.» Der Kardinal schob einen winzigen Vogel vor Robbie. «Ihr habt gut gekämpft», sagte er.

«Wir haben gekämpft, wie wir immer kämpfen», sagte Robbie.

«Ich habe Euch beobachtet. In einem anderen Kampf hättet Ihr den Comte de Berat geschlagen.»

«Das bezweifle ich», sagte Robbie unhöflich.

«Aber dann ist die Bestie Eures Herrn dazwischengekommen», sagte der Kardinal und sah zu Sculley hinüber, der über sein Essen gebeugt saß, als fürchtete er, jemand wollte es ihm wegnehmen. «Warum trägt er Knochen im Haar?»

«Als Erinnerung an die Männer, die er getötet hat.»

«Manch einer glaubt, es ist Hexenwerk», sagte der Kardinal.

«Es ist kein Hexenwerk, Euer Eminenz, nur tödliche Geschicklichkeit.»

Der Kardinal saugte an einer Lerche. «Ich habe gehört, Sir Robert, dass Ihr es ablehnt, gegen die Engländer zu kämpfen.»

«Ich habe einen Eid abgelegt», sagte Robbie.

«Vor einem Mann, der von der Kirche exkommuniziert wurde. Vor einem Mann, der eine Ketzerin geheiratet hat. Vor einem Mann, der sich als Feind der Mutter Kirche erwiesen hat. Vor Thomas of Hookton.»

«Vor einem Mann, der mir das Leben gerettet hat, als ich die Pest bekam», sagte Robbie, «und vor einem Mann, der mein Lösegeld bezahlt hat, sodass ich freigelassen wurde.»

Der Kardinal zog ein Knochenstückchen zwischen seinen Zähnen heraus. «Ich sehe einen Mann, der Knochen im Haar trägt, und Ihr erzählt mir, Ihr hättet die Pest gehabt und mit Hilfe eines Ketzers überlebt. Und heute Nachmittag habe ich Euch fünfzehn gute Männer besiegen sehen, Männer, die nicht leicht zu schlagen sind. Es scheint mir, Sir Robert, als hättet Ihr widernatürliche Hilfe. Leistet Euch vielleicht der Teufel Beistand? Ihr leugnet, dass Ihr Hexerei einsetzt, aber das Offensichtliche spricht eine andere Sprache, würdet Ihr das nicht auch sagen?» Er stellte diese Frage mit schmeichelnder Stimme, dann hielt er inne, um einen Schluck Wein zu trinken. «Ich könnte mich genötigt sehen, ein Wort mit meinen Dominikanern zu reden, Sir Robert, und ihnen zu erklären, dass aus Eurer Seele der Ruch des Frevels aufsteigt. Ich könnte mich

gezwungen fühlen, ihnen zu raten, ihre Feuer anzuheizen und die Seilkurbeln ihrer Geräte zu betätigen, mit denen sie die Leute strecken können, bis sie brechen.» Er lächelte, und seine plumpe rechte Hand knetete Robbies linkes Knie. «Ein Wort von mir, Sir Robert, und Eure Seele unterliegt meiner Obhut.»

«Ich bin ein guter Christ», sagte Robbie.

«Dann müsst Ihr mir das beweisen.»

«Beweisen?»

«Indem Ihr Euch klarmacht, dass ein Eid, der vor einem Ketzer abgelegt wurde, weder im Himmel noch auf Erden bindend ist. Nur in der Hölle, Sir Robert, hat dieser Eid Gültigkeit. Und ich will, dass Ihr mir einen Dienst erweist. Wenn Ihr ablehnt, werde ich König Jean erzählen, dass das Böse in sein Königreich eingedrungen ist, und ich werde die Dominikaner beauftragen, Eure Seele zu erforschen und das Böse aus Eurem Körper zu brennen. Ihr habt die Wahl. Werdet Ihr nun diese Lerche essen?»

Robbie schüttelte den Kopf und sah zu, als der Kardinal das Fleisch von den zarten Knochen saugte. «Welchen Dienst?», fragte er beklommen.

«Einen Dienst für Seine Heiligkeit den Papst», sagte Bessières, dabei war dieser Dienst für ihn selbst bestimmt, der allabendlich darum betete, dass er der nächste Mann werden würde, der den Fischerring trug. «Habt Ihr schon einmal vom Hosenbandorden gehört?»

«Ja», sagte Robbie.

«Und vom Orden der Jungfrau und Sankt Georg?», fuhr Bessières fort, «oder dem Schärpenorden in Spanien? Oder, wahrhaftig, König Jeans Orden des Sterns? Das sind Ritterbünde bedeutender Edelleute, Sir Robert, einander verschworen und ihrem König und den vornehmsten Zwecken des Rittertums. Ich wurde damit beauftragt, einen solchen Orden zu begründen, einen Ritterbund, der Kirche verschworen und dem Ruhm unseres Heilands.» Er hatte es klingen lassen, als hätte der Papst die Schaffung des Ordens befohlen, aber es war allein Bessières Idee. «Ein Mann, der in einem Kirchenorden dient», fuhr er fort, «wird niemals die Höllenfolter kennenlernen und auch nicht die Qualen des Fegefeuers. Ein Mann, der unserem neuen Orden dient, wird im Himmel willkommen geheißen und von den Engelschören in der Gemeinschaft der Heiligen mit Lobgesängen gepriesen werden! Ich will, Sir Robert, dass Ihr im Orden des Fischers dient.»

Robbie schwieg. Er musterte den Kardinal. Man jubelte einem Schausteller zu, der auf Stelzen balancierend mit einem Dutzend Fackeln jonglierte, doch Robbie bemerkte nichts davon. Er dachte darüber nach, dass er von seiner Seelenverwirrung befreit wäre, wenn er zum Ritter im Dienste des Papstes würde.

«Ich will die bedeutendsten Ritter der Christenheit zum Kampf für den Ruhm unseres Retters versammeln», fuhr

der Kardinal fort, «und jeder Mann erhält während dieses Kampfes eine kleine Unterstützung von der Kirche, die ausreicht, um ihn zu ernähren und seine Diener und Pferde zu versorgen.» Der Kardinal legte drei Goldmünzen auf den Tisch. Er wusste, dass Robbie zum Glücksspiel neigte und dazu, zu verlieren. «All Eure Sünden werden Euch vergeben werden», sagte er, «wenn Ihr ein Ritter des Fischerordens werdet und diese Schärpe tragt.»

Damit nahm er ein Skapulier aus einer Tasche. Es bestand aus feinster weißer Seide, die mit Goldrändern und Goldfransen eingefasst und mit scharlachroten Schlüsseln bestickt war. Der Papst erhielt täglich Geschenke, die in der Sakristei von Avignon aufgehäuft wurden, und Bessières hatte die Stapel vor seiner Abreise aus der Stadt durchsucht und diese Skapuliere gefunden, die Nonnen im Burgund gewebt, liebevoll mit den Petrusschlüsseln bestickt und dem Papst geschickt hatten. «Der Mann, der diese Schärpe in der Schlacht trägt», fuhr der Kardinal fort, «wird Gott auf seiner Seite haben, und die Engel werden ihre Flammenschwerter ziehen, um ihn zu beschützen, und die Heiligen werden unseren Heiland und Retter darum anflehen, dass er ihm den Sieg schenkt. Ein Mann, der diese Schärpe trägt, kann keinen Kampf verlieren, doch ein Mann, der diese Schärpe trägt, kann auch nicht an einem Eid festhalten, den er einem gottlosen Ketzer geschworen hat.»

Robbie starrte begehrlich auf das prächtige Skapulier und stellte sich vor, wie er es trug, wenn er in die Schlacht ritt. «Hat der Papst Feinde?», fragte er, weil er sich nicht vorstellen konnte, gegen wen er kämpfen sollte.

«Die Kirche hat Feinde», sagte Bessières schroff, «denn der Teufel gibt seinen Kampf niemals auf. Und der Orden des Fischers», fügte er hinzu, «hat schon eine Aufgabe, eine noble Aufgabe, es mag sein, dass es in der gesamten Christenheit keine noblere Aufgabe gibt.»

«Welche Aufgabe?», fragte Robbie leise.

Zur Antwort winkte der Kardinal einen Priester heran. Auf Robbie wirkte der Priester, der auffällig grüne Augen hatte, in beinahe jeder Hinsicht wie das vollständige Gegenteil des Kardinals. Bessières hatte Charme, der Priester aber wirkte streng und unbeugsam; der Kardinal war fett, der Priester war schlank wie eine Klinge; der Kardinal war in rote Seidengewänder mit Hermelinbesatz gehüllt, während der Kleriker von niedrigerem Stand Schwarz trug, wenn Robbie auch in einem der weiten Ärmel das scharlachrote Futter aufblitzen sah. «Das ist Vater Marchant», sagte der Kardinal, «und er wird der Kaplan unseres Ordens sein.»

«Durch Gottes Gnade», sagte Marchant. Seine merkwürdigen grünen Augen blickten auf Robbie, und sein Mund zuckte, als missbillige er, was er sah.

«Erklärt meinem jungen schottischen Freund, Vater, die heilige Aufgabe des Fischerordens.»

Vater Marchant berührte das Kruzifix, das er um den Hals trug. «Sankt Petrus», sagte er, «war ein Fischer, aber er war noch sehr viel mehr. Er war der erste Papst, und Gott hat ihm die Schlüssel des Himmels und der Erde gegeben. Doch er besaß auch ein Schwert, Sir Robert. Erinnert Ihr Euch vielleicht an die Geschichte?»

«Eigentlich nicht», sagte Robbie.

«Als die bösen Männer kamen, um unseren Herrn im Garten Gethsemane zu verhaften, war es Petrus, der ein Schwert zog, um ihn zu beschützen. Stellt Euch das vor!» Marchant war unvermittelt leidenschaftlich geworden. «Der gebenedeite Petrus zog ein Schwert, um unseren Erlöser zu beschützen, unseren kostbaren Christus, den Sohn Gottes! Das Petrusschwert ist Gottes Waffe, um die Kirche zu beschützen, und wir müssen es finden. Die Kirche ist in Gefahr, und wir brauchen die Waffe Gottes. Das ist Gottes Wille!»

«Wahrhaftig, so ist es», sagte der Kardinal, «und wenn wir das Schwert finden, Sir Robert, dann wird den würdigsten Rittern des Ordens erlaubt, darüber zu wachen und es zu tragen und es in der Schlacht zu führen, sodass Gott selbst im Kampf auf der Seite des betreffenden Mannes steht. Dieser Mann wird über allen anderen Rittern der Christenheit stehen. Und daher», er schob die Münzen und das Skapulier etwas näher zu Robbie, «wie es in der Schrift heißt, Sir Robert, *choissisez aujourd'hui qui vous voulez*

servir.» Er zitierte auf Französisch, denn er war sicher, dass Robbie kein Latein verstand. «Heute, Sir Robert, müsst Ihr zwischen Gut und Böse wählen, zwischen einem Eid, den Ihr einem Häretiker geleistet habt, und dem persönlichen Segen des Heiligen Vaters.» Der Kardinal bekreuzigte sich. «Wählt heute, wem Ihr dienen wollt, Sir Robert Douglas.»

Tatsächlich aber gab es keine Wahl. Robbie griff nach der Schärpe und spürte, wie ihm Tränen in die Augen stiegen. Er hatte seine Bestimmung gefunden, und er würde für Gott streiten.

«Seid gesegnet, mein Sohn», sagte der Kardinal. «Und jetzt geht und betet. Dankt Gott, dass Ihr die rechte Wahl getroffen habt.»

Robbie ging weg, und der Kardinal sah ihm nach. «So», sagte er zu Vater Marchant, «das ist der erste von Euren Rittern. Morgen werdet Ihr versuchen, Roland de Verrec zu finden. Aber zuerst», er deutete auf Sculley, «holt mir dieses Tier her.»

Und damit war der Orden des Fischers geboren.

Bruder Michael war unglücklich. «Ich will kein Hospitaler werden», erklärte er Thomas. «Mir wird flau, wenn ich Blut sehe. Mir wird schlecht davon.»

«Ihr habt eine Berufung», sagte Thomas.

«Zum Bogenschützen?», gab Bruder Michael hoffnungsvoll zurück.

Thomas lachte. «Das könnt Ihr mich in zehn Jahren fragen. So lange dauert es nämlich, bis man mit dem Bogen umgehen kann.»

Es war Mittag, und sie ließen die Pferde ausruhen. Thomas hatte zwanzig Männer mitgenommen, allesamt Waffenknechte, deren Aufgabe hauptsächlich darin bestand, sie vor den *Coredors* zu schützen, die auf den Straßen ihr Unwesen trieben. Bogenschützen mitzunehmen hatte er nicht gewagt. Seine Langbögen ritten mit den Hellequins, doch wenn er in einer kleinen Gruppe unterwegs war, erregte der Anblick des gefürchteten englischen Bogens die Aufmerksamkeit der Gegner, und deshalb sprachen auch alle Männer, die bei ihm waren, Französisch. Die meisten waren Gascogner, aber es gab auch zwei Deutsche, Karyl und Wulf, die eines Tages in Castillon d’Arbizon erschienen waren, um Thomas den Treueid anzubieten. «Warum wollt ihr mir dienen?», hatte Thomas sie gefragt.

«Weil Ihr gewinnt», hatte Karyls einfache Antwort gelautet. Der hagere Deutsche, über dessen rechte Wange nebeneinander zwei Narben liefen, war ein flinker Kämpfer. «Die Klauen eines Bären», hatte er zu den Narben erklärt. «Ich wollte einen Hund retten. Ich mochte diesen Hund, der Bär aber nicht.»

«Ist der Hund gestorben?», hatte Genevieve gefragt.

«Ja», sagte Karyl, «aber der Bär auch.»

Genevieve war ebenfalls bei Thomas. Sie wich ihm nicht von der Seite, weil sie fürchtete, die Kirchenmänner würden sie entdecken, wenn sie allein wäre, und noch einmal versuchen, sie zu verbrennen. Davon abgesehen, so hatte sie ihm erklärt, sei der Ritt nicht gefährlich. Thomas wollte nur einen oder zwei Tage in Montpellier verbringen, um nach einem Gelehrten zu suchen, der ihm erklären konnte, was ein kniender Mönch in einer Schneelandschaft bedeutete, danach würden sie sofort nach Castillon d'Arbizon zurückkehren, wo die übrigen Männer warteten.

«Wenn ich kein Bogenschütze sein kann», sagte Bruder Michael, «dann lasst mich Euer Leibarzt sein.»

«Ihr habt Euer Studium nicht beendet, Bruder, und deshalb gehen wir nach Montpellier. Damit Ihr Euch fertig ausbilden lassen könnt.»

«Ich will mich nicht ausbilden lassen», murrte Bruder Michael. «Ich habe schon genügend Bildung genossen.»

Thomas lachte. Er mochte den jungen Mönch und wusste ganz genau, dass Michael verzweifelt versuchte, dem Käfig seiner Berufung zu entkommen, und diese Verzweiflung kannte Thomas aus eigener Erfahrung. Er war der illegitime Sohn eines Priesters, und er war gehorsam nach Oxford gegangen, um Theologie zu studieren, sodass er selbst Priester werden konnte, doch er hatte schon zuvor eine andere Liebe gefunden: den Eibenbogen. Der große Eibenbogen. Und keine Bücher, keine Sakramente, keine

Vorlesung über das unteilbare Wesen der göttlichen Dreifaltigkeit konnten sich mit dem Bogen messen, also war Thomas Soldat geworden. Bruder Michael, dachte er, ging denselben Weg, doch in Bruder Michaels Fall war die Comtesse Bertille der Leitstern. Sie war immer noch in Castillon d’Arbizon, nahm Bruder Michaels Verehrung wie selbstverständlich hin und behandelte ihn mit Freundlichkeit, doch für seine Sehnsüchte schien sie blind. Sie ging mit ihm eher wie mit einem verwöhnten Hundewelpen um, doch das steigerte das Verlangen des jungen Mönches nur noch.

Galdric, Thomas’ Diener, brachte dessen Pferd vom Fluss zurück. «Die Leute haben gehalten», sagte er.

«Dicht hinter uns?»

«Nein, eine gute Strecke entfernt. Aber ich glaube, sie folgen uns.»

Thomas stieg auf den Uferdamm des Flusses. Eine Meile weit weg, möglicherweise auch etwas mehr, tränkte eine kleine Gruppe Männer ihre Pferde. «Es ist eine belebte Straße», sagte Thomas. Die Männer, jedenfalls glaubte er zu erkennen, dass es nur Männer waren, hielten sich inzwischen seit zwei Tagen hinter ihnen.

«Die Männer gehören zu den Einheiten des Comtes d’Armagnac», sagte Karyl überzeugt.

«Armagnac?»

«Das ganze Gebiet hier gehört dem Comte», sagte der Deutsche und beschrieb eine weitausholende Geste über die Landschaft. «Seine Männer patrouillieren auf den Straßen, um Banditen abzuschrecken. Er kann den Händlern schließlich keine Abgaben abnehmen, wenn sie nichts mehr haben, auf das man Abgaben erheben kann, eh?»

Auf der Straße wurde es noch betriebsamer, als sie sich Montpellier näherten. Thomas wollte nicht die Aufmerksamkeit auf sich ziehen, indem er mit einer großen Gruppe Bewaffneter in die Stadt einritt, also suchte er am nächsten Nachmittag nach einem Platz, an dem die meisten seiner Männer warten konnten, während er in der Stadt war. Sie fanden eine abgebrannte Mühle auf einem Hügel westlich der Straße. Das nächste Dorf lag eine Meile entfernt, und das Tal unterhalb der Mühle wirkte abgeschieden. «Wenn wir in zwei Tagen nicht zurück sind», sagte Thomas zu Karyl, «schickt jemanden, der feststellt, was geschehen ist, und holt Unterstützung aus Castillon. Und verhaltet euch ruhig hier. Wir wollen nicht, dass uns die Stadtwache einen Trupp Männer schickt.» Die Stadt war nicht mehr weit entfernt, das sah man an dem Rauch, der etwas südlich am Himmel hing.

«Und wenn uns irgendjemand fragt, was wir hier machen?»

«Dann könnt ihr euch in der Stadt keine Unterkunft leisten und wartet hier, um die Männer des Comtes d'Armagnac zu treffen.» Der Comte war der größte Grundherr in Südfrankreich, und niemand würde es wagen, einen Streit mit Männern anzufangen, die ihm dienten.

«Es wird keinen Ärger geben», sagte Karyl grimmig, «das verspreche ich.»

Thomas, Genevieve, Hugh und Bruder Michael ritten in Begleitung von zwei Waffenknechten und Galdric weiter und kamen gegen Abend nach Montpellier. Die beiden Hügel der Stadt, ihre Kirchtürme und ihre ziegelgedeckten Bastionen warfen lange Schatten. Die Stadt war von einer hohen, hellen Steinmauer umgeben, an der Banner mit dem Bild der Jungfrau und ihrem Kind hingen. Andere Flaggen zeigten auf weißem Feld einen Kreis, der so rot war wie die untergehende Sonne. Vor der Stadtmauer lag ein breiter Streifen unkrautüberwuchertes Ödland, zwischen dem Unkraut Aschehaufen, und an manchen Stellen zeigten gemauerte Herde, wo einst Häuser gestanden hatten. Eine alte, gebeugte Frau mit einem schwarzen Schal um den Kopf grub in der Nähe einer solchen Kochstelle im Boden. «Habt Ihr hier gewohnt?», fragte Thomas.

Sie antwortete auf Okzitanisch, einer Sprache, die Thomas kaum verstand, aber Galdric übersetzte. «Sie hat hier gewohnt, bis die Engländer gekommen sind.»

«Die Engländer waren hier?», fragte Thomas erstaunt.

Anscheinend war der Prince of Wales im Vorjahr bis in die Nähe Montpelliers gezogen, sogar bis in die unmittelbare Nähe der Stadt, weshalb die Stadtverordneten jedes Gebäude hatten niederbrennen lassen, das vor der Stadtmauer lag, um den Engländern keine Verstecke für ihre Bogenschützen und Belagerungsmaschinen zu bieten. Im letzten Moment jedoch war die zerstörerische Armee abgeschwenkt. «Frag, was sie hier sucht», sagte Thomas.

«Irgendetwas», lautete die Antwort, «denn sie hat alles verloren.»

Genevieve warf der Frau eine Münze zu. Eine Glocke in der Stadt läutete, und Thomas fürchtete, es könnte das Zeichen zum Schließen der Stadttore sein, also trieb er seine Gruppe vorwärts. Eine Reihe Fuhrwerke, die mit Balken, Fellen und Fässern beladen waren, wartete am Tor, aber Thomas ritt an ihnen vorbei. Er trug eine Rüstung und ein Schwert, und das wies ihn als einen Mann von privilegiertem Stand aus. Galdric, der dicht hinter ihm ritt, entrollte ein Banner, auf dem ein Falke zu sehen war, der eine Garbe Roggen in den Fängen hielt. Es war das alte Wappen von Castillon d'Arbizon und sehr nützlich, wenn Thomas seine Loyalität dem Earl of Northampton gegenüber oder sein Kommando über die Hellequin lieber nicht zur Schau stellen wollte.

«Euer Anliegen, Sire?», fragte eine Torwache.

«Wir sind auf einer Pilgerreise», sagte Thomas, «und wollen beten.»

«Schwerter müssen in der Stadt in der Scheide bleiben, Sire», sagte der Wächter respektvoll.

«Wir sind nicht zum Kämpfen hier», sagte Thomas, «nur zum Beten. Wo finden wir ein Gasthaus?»

«Geradeaus bei der Kirche Saint Pierre gibt es viele. Das mit dem Wappen von Sankt Lucia ist das beste.»

«Weil es Eurem Bruder gehört?», riet Thomas.

«Ich wünschte, so wäre es, Sire, aber es gehört meinem Cousin.»

Thomas lachte, warf dem Mann eine Münze zu und ritt unter den hohen Torbogen. Das Hufgeklapper seines Pferdes hallte von den Gebäuden zurück, die Glocke läutete immer noch, und Thomas ritt in dem Fäkaliengestank, der in vielen Städten herrschte, auf die Kirche Saint Pierre zu. Ein Mann in einem rot-blauen Wappenrock, der eine Trompete in der Hand hielt, an deren Schallrohr das Panier der Jungfrau hing, rannte an den Pferden vorbei. «Ich bin spät dran! », rief er Thomas zu.

Die Männer an den Toren begannen, die Flügel zuzuschieben. «Ihr müsst bis morgen warten! », riefen sie den Fuhrleuten zu.

«Wartet! », rief ein anderer Wächter, weil acht Reiter über die Freiflächen herankamen. Die Hufe ihrer Pferde wirbelten Aschewolken auf, als sie auf die Stadt

zugaloppierten. «Irgendeiner von den verdammten Adeligen», murrte der Wächter. Einer der Reiter entfaltete ein Banner, um zu zeigen, dass sie in ehrbarer Absicht kamen. Die Flagge zeigte ein grünes Pferd auf weißem Feld, wenn der Reiter an der Spitze auch einen schwarzen Wappenrock mit einer weißen Rose trug. Alle acht Reiter trugen Rüstung und Waffen. «Macht ihnen Platz! », rief der Wächter den Fuhrleuten zu.

«Wenn ihr sie reinlasst», bat ein Fuhrmann mit einer Ladung Brennholz, «warum dann nicht auch uns?»

«Weil ihr Abschaum seid und sie nicht», sagte der Wächter, dann verbeugte er sich vor den Reitern, die hufeklappernd durch den Torbogen kamen. «Ich habe hier zu tun», sagte der Anführer der Reiter zu den Wachmännern, die keine weitere Erklärung verlangten, sondern nur dröhnend die Torflügel zuschwingen und den Sperrbalken in die Halterungen fallen ließen. «Meinen Dank», sagte der Anführer der Reiter und ritt weiter in die Stadt.

Roland de Verrec war nach Montpellier gekommen.

Fünf

Die Aussage lautet», Doktor Lucius bellte laut genug, dass seine Worte auch noch von den Fischen im Mittelmeer sechs Meilen südlich von Montpellier gehört werden konnten, «dass ein Kind, das ungetauft stirbt, dadurch zu endlosen Qualen in der Hölle verurteilt ist, zum ewigen Feuer der Verdammnis und zur Scheidung von Gott für alle Zeit, mit all dem Leid, dem Schmerz, der Reue, dem Bedauern und der Trübsal, die mit diesem Schicksal verbunden sind. Meine Frage: Trifft diese Aussage zu?»

Niemand antwortete.

Doktor Lucius, der einen tintenfleckigen weißen Habit der Dominikaner trug, funkelte seine eingeschüchterten Studenten an. Man hatte Thomas gesagt, der Dominikaner sei der klügste Mann an der gesamten Universität von Montpellier, und deshalb war er mit Bruder Michael in den Vorlesungssaal des Doktors gekommen, der eher ein durch die Überdachung eines engen Kreuzgangs im Kloster Saint Simeon entstandener notdürftiger Raum war. Das gute Wetter war über Nacht von niedrigen, düsteren Wolken abgelöst worden, aus denen der Regen auf die schlecht ausgerichteten Ziegel des Vorlesungssaals fiel und durch die Lücken heruntertropfte. Doktor Lucius saß auf einem

Podest hinter einem Pult, und ihm gegenüber standen drei Bankreihen, auf denen etwa zwanzig lustlos wirkende Studenten in schwarzen oder dunkelblauen Gewändern lümmelten.

Doktor Lucius strich sich über den Bart. Es war ein langer Bart, der bis zu dem zerfransten Strick reichte, mit dem er seinen Habit gegürtet hatte. «Sind wir stumpfsinnig?», wollte er von seinen Studenten wissen. «Schlafen wir? Haben wir gestern Abend zu viel Traubenwein getrunken? Einige von euch, Gott steh Seiner heiligen Kirche bei, werden ein Priesteramt übernehmen. Ihr werdet für eine Gemeinde sorgen müssen, und darunter werden Frauen sein, deren Säuglinge sterben, bevor sie das Sakrament der Taufe empfangen haben. Die Mutter, die bei euch tränenüberströmt um Beistand nachsucht, wird fragen, ob ihr Kind in die Gemeinschaft der Heiligen aufgenommen worden ist, und wie lautet dann eure Antwort?» Doktor Lucius wartete, doch es kam keine Reaktion. «Oh, bei Gott», knurrte der Doktor, «einer von euch muss doch eine Antwort geben können.»

«Ja», kam es von einem jungen Mann, unter dessen schmuddeliger Studentenmütze langes, schwarzes Haar heraushing, das sein halbes Gesicht verdeckte.

«Ah! Magister Keane ist wach! », rief Doktor Lucius. «Er ist nicht grundlos den ganzen Weg von Irland hierhergekommen, Gott sei dafür gedankt. Warum,

Magister Keane, werdet Ihr der trauernden Mutter sagen, dass ihr totes Kind im Paradies ist?»

«Weil sie, wenn ich ihr sage, dass es in der Hölle ist, anfangen wird zu klagen und zu heulen und es kaum etwas Schlimmeres gibt als eine jammernde Frau. Am besten wird man sie los, indem man der armen Mutter sagt, was sie hören will.»

Doktor Lucius' Mundwinkel zuckten, möglicherweise vor Belustigung. «Also kümmert Euch die Wahrheit der Aussage nicht, Magister Keane, sondern nur, wie Ihr Euch die Wehklagen einer Frau ersparen könnt? Ihr glaubt also nicht, dass es die Pflicht eines Priesters ist, die Frau zu trösten?»

«Indem ich dem bedauernswerten Weib sage, dass ihr Säugling in die Hölle gefahren ist? Himmel, nein! Und wenn sie hübsch ist, würde ich sie ganz bestimmt trösten wollen.»

«Eure Nächstenliebe kennt keine Grenzen», sagte Doktor Lucius säuerlich, «aber kehren wir zu der Aussage zurück. Trifft sie zu, oder trifft sie nicht zu? Irgendjemand?»

Ein bleicher junger Mann, dessen Kappe und Gewand makellos rein waren, räusperte sich, und die meisten anderen Studenten stöhnten. Der bleiche Jüngling, mager wie eine verhungerte Ratte, war offenkundig der strebsame Student, dessen Leistungen die Anstrengungen der Übrigen in den Schatten stellten. «Augustinus», sagte er,

«lehrt uns, dass Gott nur denjenigen die Sünden erlässt, die getauft sind.»

«Ergo?», fragte Doktor Lucius.

«Demzufolge», sagte der junge Mann mit deutlicher Betonung, «ist das Kind zur Hölle verdammt, denn es wurde mit Sünde behaftet geboren.»

«Also haben wir damit unsere Antwort?», fragte Doktor Lucius nach. «Gegründet auf die Kenntnisse unseres Magisters de Beaufort», der bleiche Jüngling lächelte und mühte sich um einen bescheidenen Gesichtsausdruck, «und auf den gesegneten Augustinus. Sind wir alle einverstanden? Können wir nun zur Erörterung der Kardinaltugenden übergehen?»

«Wie kann ein Säugling zur Hölle fahren?», fragte Magister Keane angewidert. «Was hat er getan, um das zu verdienen?»

«Er wurde von einer Frau geboren», antwortete der Student namens de Beaufort streng, «und weil ihm das Taufsakrament fehlt, ist das Kind verdammt, für die Schuld der Sünde zu leiden, mit der es dadurch behaftet ist.»

«Magister de Beaufort kommt zum Kern des Arguments, nicht wahr?», fragte Doktor Lucius.

«Gott steht nicht unter dem Gebot der Sakramente», warf plötzlich Thomas ein, der wie alle anderen Latein sprach.

Es herrschte Stille, als alle ihren Blick auf den Fremden richteten, der mit hartem Gesichtsausdruck an einer Säule

hinten im Kreuzgang lehnte. «Und wen haben wir da?», fragte Doktor Lucius. «Ich gehe davon aus, dass Ihr bezahlt habt, um meine Vorlesung zu hören.»

«Ich bin hier, um zu sagen, dass Magister de Beaufort nichts als Mist im Kopf hat», erklärte Thomas, «und die Schriften Aquins entweder nicht verstanden oder nicht gelesen hat, der uns versichert, dass Gott nicht an die Sakramente gebunden ist. Gott, und nicht Magister de Beaufort, wird über das Schicksal des Säuglings entscheiden, und Paulus sagt uns in seinem ersten Korintherbrief, dass Gott ein Kind heiligt, das von einem Paar abstammt, dessen einer Teil Heide ist. Und Augustinus erklärt in *Vom Gottesstaat*, dass die Eltern des toten Kindes einen Weg finden können, um seine Seele reinzuwaschen.»

«Können, nicht werden», kläffte de Beaufort.

«Seid Ihr Priester?» Doktor Lucius achtete nicht auf de Beaufort und wandte sich an Thomas, der einen schwarzen Umhang trug.

«Ich bin Soldat», sagte Thomas. Er zog den Umhang auf, sodass sein Kettenhemd sichtbar wurde.

«Und Ihr?», fragte Doktor Lucius Bruder Michael, der sich unbehaglich unter einen Bogen des alten Kreuzgangs zurückgezogen hatte. «Seid Ihr mit ihm gekommen?», fragte Doktor Lucius und deutete auf Thomas.

Bruder Michael wirkte verwirrt. «Ich suche die Medizinische Fakultät», stammelte er.

«Die Knocheneinrichter und Pisseschnüffler halten ihre Vorlesungen in Saint Stephane.» Magister de Beaufort feixte, und der Doktor richtete seinen Blick wieder auf Thomas. «Ein Soldat, der Latein spricht!», sagte der Dominikaner mit gespieltem Erstaunen. «Gott sei gepriesen, denn wahrhaftig, das Zeitalter der Wunder scheint wiedergekehrt. Solltet Ihr nicht gerade jemanden töten?»

«Dazu komme ich noch», sagte Thomas, «nachdem ich Euch eine Frage gestellt habe.»

«Und nachdem Ihr für meine Antwort bezahlt habt», gab Doktor Lucius zurück, «aber im Moment», er zog mit einer Geste die Aufmerksamkeit der Studenten auf sich, «auch wenn ich keinen Zweifel daran habe, dass unser Gast», er hob seine tintenfleckige Hand in Thomas' Richtung, «seine Auseinandersetzungen auf dem Schlachtfeld durch rohe Gewalt für sich entscheidet – in dieser Angelegenheit irrt er vollständig. Ein ungetauftes Kind ist zu den ewigen Höllenqualen verdammt, und Magister de Beaufort wird uns nun auseinandersetzen, weshalb. Erhebt Euch, Magister de Beaufort, und klärt uns auf.»

Der bleiche Student sprang auf. «Der Mann», sagte er selbstsicher, «ist nach Gottes Ebenbild geschaffen, nicht aber die Frau. Das Kirchenrecht ist in dieser Unterscheidung unmissverständlich. Ich zitiere aus dem *Corpus Iuris Canonici*, um diese Behauptung zu

unterstützen.» Doch bevor er das Kirchenrecht rezitieren konnte, wurden laute Schritte aus dem offenen Gang hörbar, und de Beauforts Stimme versiegte, als sechs bewaffnete und gerüstete Männer durch den Bogen in den Vortragssaal kamen. Sie trugen Kettenhemden und darüber Wappenröcke mit dem Bild der Jungfrau, und alle trugen Speere und Helme. Ihnen folgten zwei Männer in den blau-rosa Gewändern des Magistrats von Montpellier sowie der Statthalter, und danach kam ein Mann mit dem Wappen der weißen Rose: Roland de Verrec.

«Ihr unterbrecht uns», sagte Doktor Lucius ungehalten, allerdings auf Latein, sodass ihn keiner der Neuankömmlinge verstand.

«Das ist er.» Roland de Verrec achtete nicht auf den Doktor und deutete auf Thomas. «Verhaftet ihn! »

«Weswegen?», fragte Doktor Lucius auf Französisch und versuchte seine Autorität im Vorlesungssaal wiederherzustellen.

«Für die Verschleppung der rechtmäßigen Ehefrau eines anderen Mannes», antwortete Roland de Verrec, «und für das noch schlimmere Verbrechen der Ketzerei. Er ist exkommuniziert, von der Kirche verstoßen, den Menschen verhasst. Sein Name ist Thomas of Hookton, und ich verlange, dass er meinem Gewahrsam ausgeliefert wird.» Er bedeutete den bewaffneten Männern mit einer Geste, Thomas zu ergreifen.

Thomas fluchte leise und trat zwei Schritte zurück. Dann packte er Bruder Michael am Arm, der immer noch fassungslos die Neuankömmlinge anstarrte. Thomas hatte sein Schwert bei Genevieve gelassen, denn bewaffnet wäre ihm der Eintritt ins Kloster verwehrt worden, allerdings steckte ein kurzes Messer unter seinem Gürtel, und er zog es, legte Bruder Michael den linken Arm um den Hals und die Messerspitze an seine Kehle. Bruder Michael gab ein ersticktes Geräusch von sich, das die Stadtwachen aufhielt. «Zurück», sagte Thomas, «oder ich töte den Mönch.»

«Wenn Ihr Euch friedlich ergebt», erklärte Roland de Verrec, «werde ich den Comte de Labrouillade bitten, Euch gegenüber Milde walten zu lassen.» Er hielt inne, als erwartete er, Thomas werde die Klinge sinken lassen. «Ergreift ihn», befahl er den Wachen, als das Messer an Bruder Michaels Kehle blieb.

«Wollt Ihr seinen Tod?», rief Thomas. Er verstärkte seinen Würgegriff um die Kehle des jungen Mönchs, sodass Bruder Michael ein entsetztes Wimmern ausstieß.

«Eine Belohnung für denjenigen, der ihn packt», verkündete Roland de Verrec und trat selbst einen Schritt vor. Die Aussicht auf eine Belohnung weckte die Studenten aus ihrer Erstarrung, die mit großen Augen das Drama verfolgt hatten, das ihre Theologievorlesung belebte. Sie brüllten wie Jäger, die ihre Beute zum Greifen nah vor sich

hatten, und warfen die Bänke um, als sie losstürmten, um Thomas zu fangen.

«Er ist tot!», schrie Thomas, und die Studenten blieben stehen, weil sie fürchteten, dass gleich das Blut des Mönchs fließen würde. «Sagt Genevieve», flüsterte Thomas Bruder Michael ins Ohr, «sie soll zu Karyl gehen.» Genevieve, die aufgrund ihres Geschlechts das Männerkloster nicht betreten durfte, war mit Hugh, Galdric und den beiden Waffenknechten im Gasthaus geblieben.

«Lieber Herr Jesus, rette mich!», keuchte Bruder Michael, und Thomas lockerte den Griff seines linken Arms, stieß den Mönch heftig nach vorn auf die Studentengruppe zu und rannte nach links in einen weiteren offenen Gang. Seine Verfolger begannen erneut zu brüllen und sich gegenseitig anzufeuern. Doktor Lucius bat mit erhobener Stimme um Ordnung, aber vergebens, und Thomas hörte ihre Schritte, sah zu seiner Rechten eine Tür und riss sie auf. Ein Lavatorium! Drei Mönche saßen vorgebeugt auf der Steinbank, die an einer Seite des stinkenden Raums entlanglief, an dessen anderem Ende ein Rundbogen mit einer Tür lag. Die Mönche sahen Thomas mit aufgerissenen Augen an, wagten aber nicht, sich zu rühren, und Thomas packte einen am Bart und zerrte ihn, so wie er mit seinem blanken, schmutzigen Hintern war, auf den Boden. Das Gleiche tat er mit dem Zweiten, dann rannte er zum anderen Ende des Raumes. Die Verfolger drängten sich in

das Lavatorium und stolperten über die Mönche auf dem Boden, da war Thomas bereits durch die Tür. Kein Riegel, um sie abzusperren. Ein Gang mit Türen auf beiden Seiten lag vor ihm. Mönchszellen? Er rannte weiter, fluchte auf die alte Verwundung an seinem Bein, wegen der er nicht mehr so schnell laufen konnte wie früher, doch immerhin konnte er seinen Vorsprung halten. Er platzte durch eine weitere Tür mit einem Riegel auf der falschen Seite und war in einer Art Wäscheraum mit großen Steinschalen, Kannen und aufgehäuften Gewändern. Er riss die Gewänder auf den Boden, kam durch eine weitere Tür und war in einem kleinen, ummauerten Kräutergarten. Es war niemand da, und es gab keine Tür außer der, durch die er gekommen war, und die Männer riefen in dem Gang, sie waren dicht hinter ihm, zu dicht. Es regnete wieder stärker. Eine hohe Mauer begrenzte den Garten auf einer Seite, und Thomas sprang hoch, hielt sich an der Mauerkrone fest und zog sich mit seinen enormen Bogenschützenmuskeln hinauf. Er schwang ein Bein herum, saß rittlings auf der Mauer, richtete sich auf und rannte die breite Mauerkrone entlang, bis dahin, wo die Mauer an einem schrägen Ziegeldach endete. Männer hasteten in den Garten, als er auf das Dach stieg. Der Regen machte die Ziegel schlüpfrig, und er suchte ein paar Augenblicke mit rudernden Armen das Gleichgewicht, bevor er den First erreichte. «Dort ist er!», rief der Ire Keane leidenschaftlich. «In Richtung Küche!»

Thomas riss einen Ziegel aus dem Dach und schleuderte ihn auf die Studenten, dann noch einen. Keane fluchte lästerlich, duckte sich, und dann war Thomas auf dem Dachfirst außer Sicht, rannte weiter, doch er hörte die Rufe und das Gebrüll der Studenten, die sich ganz der wilden Jagd hingaben. Einen ketzerischen Engländer zu jagen war viel unterhaltsamer als eine Erörterung über die Kardinaltugenden oder die Notwendigkeit der Säuglingstaufe.

Ein Armbrustbolzen zischte an Thomas vorbei, und er sah auf seiner linken Seite einen Mann im Wappenrock der Stadt, der auf der Einrüstung einer Kirche seine Waffe nachlud. Verflucht. Thomas setzte sich auf den Dachfirst, dann ließ er sich auf den schmierigen Ziegeln hinuntergleiten, bis seine Füße heftig auf einen schmalen Steinsims stießen. «Er ist auf dem Refektorium! », rief ein Mann. Thomas löste noch einen Ziegel und schleuderte ihn weit und hoch in die Luft, durch den Regen und über das Dach, damit er irgendwo entfernt von ihm aufkam. Er hörte den Aufprall, das Splittern der Scherben. «Die andere Richtung! », rief eine Stimme. «Er ist auf dem Kapitelsaal.» Eine Glocke begann zu läuten, dann stimmte eine zweite ein, und Thomas hörte Schritte auf dem Dach hinter dem First. Er sah nach links und rechts, entdeckte aber keinen Fluchtweg, dann spähte er vorsichtig über den Steinsims. Unter ihm lag ein weiterer Garten, ein kleiner, in dem dicht

an dicht Obstbäume standen. «Nach links! », rief eine Stimme irgendwo hinter ihm.

«Nein, er ist hier entlang! » Das war der irische Student, Keane, und er klang sehr überzeugend. «Hier entlang», brüllte er, «ich habe den Bastard gesehen! »

Thomas hörte, wie sich die Geräusche der Verfolger entfernten. Keane führte sie in die vollkommen falsche Richtung, dennoch war Thomas nicht außer Gefahr. Er musste einen Weg von den Dächern hinunter finden, also beschloss er, es mit dem kleinen Garten zu versuchen. Er schwang seine Beine über den Sims, und dort saß er, zögerte, weil der Fall tief sein würde, doch er hatte keine Wahl. Er sprang, fiel armrudernd durch Äste, feuchtes Blattwerk und Blüten. Er kam hart auf und wurde vorwärts auf seine Hände geschleudert. Ein heftiger Schmerz fuhr durch seinen linken Knöchel, sodass er auf allen vieren blieb, auf seine Verfolger lauschend, deren Stimmen immer schwächer wurden. Nicht bewegen, dachte er. Nicht bewegen, und die Jäger vorbeiziehen lassen. Abwarten.

«Diese Armbrust», sagte die Stimme sehr dicht hinter ihm, «ist auf Euren Rücken gerichtet. Sie wird Euch weh tun. Und zwar sehr.»

Es war ein Geniestreich gewesen, dachte Vater Marchant, die Abtei Saint Denis auszuwählen, um die Vigil des Fischerordens und seine feierliche Weihe abzuhalten. Dort,

unter den hoch aufsteigenden Mauergewölben mit den prächtigen, verstaubten Buntglasfenstern, durch die das Abendlicht hereinschimmerte, und vor einem Altar, der mit Goldgefäßen und Silber überladen war, knieten die Ritter des Fischerordens nieder, um ihren Segen zu empfangen. Ein Chor sang eine traurige Weise, die doch beflügelnd wirkte in der großen Abteikirche, in der die Könige Frankreichs kalt in ihren Gräbern lagen und die Oriflamme auf dem Altar wachte. Die Oriflamme war das Kriegsbanner Frankreichs, eine große, rote Seidenfahne, die über dem König wehte, wenn er in die Schlacht zog. Die Oriflamme war heilig. «Sie ist neu», knurrte Arnoul d'Audrehem, ein Marschall Frankreichs, seinem Begleiter, dem Lord of Douglas zu. «Die letzte haben die gottverdammten Engländer bei Crécy erbeutet. Wahrscheinlich wischen sie sich jetzt damit die Ärsche ab.»

Douglas gab darauf nur ein Brummen von sich. Er beobachtete seinen Neffen, der mit vier anderen Männern vor dem Altar kniete, an dem Vater Marchant in prächtigen purpurroten und weißen Gewändern eine Messe las. «Der Orden des verdammten Fischers», sagte Douglas höhnisch.

«Blanker Unsinn, das finde ich auch», sagte d'Audrehem, «aber ein Unsinn, der den König dazu bringen könnte, nach Süden abzurücken. Das wollt Ihr doch, nicht wahr?»

«Ich bin hierhergekommen, um gegen die Engländer zu kämpfen. Ich will in den Süden und die gottverdammten

Hunde niedermachen.»

«Der König ist beunruhigt», sagte d'Audrehem, «er wartet auf ein Zeichen. Vielleicht überzeugen ihn ja diese Ritter des Fischerordens.»

«Er ist beunruhigt?»

«Wegen der englischen Bogenschützen.»

«Ich habe es Euch schon gesagt, sie können besiegt werden.»

«Mit Fußsoldaten?» D'Audrehem klang skeptisch. Er war etwa Mitte fünfzig, ein kriegserfahrener, harter Mann mit kurzem, grauem Haar und einem Kinn, das ein Keulenhieb verunstaltet hatte. Er kannte Douglas seit langem, schon seit er als junger Mann in Schottland gekämpft hatte. Noch immer erschauerte er bei der Erinnerung an dieses kalte, ferne Land, und bei dem Gedanken an das Essen dort, an die zugigen, unbehaglichen Burgen, an die Sümpfe und Felsklippen und Nebel und Moore – doch auch wenn er das Land verabscheute, empfand er für dessen Bewohner nichts als Bewunderung. Die Schotten, hatte er König Jean erklärt, waren die besten Kämpfer in der Christenheit. «Sofern sie wirklich zur Christenheit gehören, Sire.»

«Sind sie Heiden?», hatte der König besorgt gefragt.

«Nein, Sire, es ist nur so, dass sie am Rand der Welt wohnen, und sie kämpfen wie Dämonen, um nicht herunterzufallen.»

Und jetzt waren zweihundert von diesen Dämonen in Frankreich und suchten verzweifelt nach einer Gelegenheit, gegen ihren alten Feind zu kämpfen. «Wir sollten nach Schottland zurückgehen», sagte Douglas schlecht gelaunt zu d'Audrehem. «Wie ich höre, wurde die Waffenruhe gebrochen. Wir können also auch dort Engländer töten.»

«König Edward», sagte d'Audrehem ruhig, «hat Berwick zurückerobert, der Krieg ist vorbei, die Engländer haben gewonnen. Die Waffenruhe ist wiederhergestellt.»

«Gott verdamme Edward», sagte Douglas.

«Und Ihr glaubt wirklich, dass die Bogenschützen von Männern geschlagen werden können, die zu Fuß kämpfen?», fragte d'Audrehem.

«Unbedingt», sagte der Lord of Douglas. «Ihr könnt ein paar Berittene auf die Bogenschützen jagen, aber dann müssen die Pferde gute Rüstungen haben. Das Problem sind nicht die Bogenschützen, es sind die Pferde! Diese verdammten Pfeile durchbohren keine Rüstung, jedenfalls keine gute Rüstung, aber für die Pferde sind sie höllisch. Sie treiben die Tiere in den Wahnsinn. Die Reiter werden abgeworfen, niedergetrampelt, die Pferde galoppieren panisch vor Schmerzen herum, und nur, weil die Bogenschützen auf die Pferde zielen. Diese Pfeile verwandeln einen Reiterangriff in ein Beinhaus, also gebt ihnen keine Pferde, die sie töten können.» Das war eine

lange Rede von dem üblicherweise wortkargen Lord of Douglas gewesen.

«Was Ihr sagt, leuchtet mir ein», gestand ihm d'Audrehem zu. «Ich war nicht bei Crécy dabei, aber ich habe gehört, wie die Pferde gelitten haben.»

«Männer zu Fuß dagegen können Schilde tragen», sagte Douglas, «oder schwere Rüstungen. Sie können dicht an die Bastarde herankommen und sie töten. So gelingt es.»

«Hat Euer König so bei, wo war es noch, Durham gekämpft?»

«Er hat sich für den falschen Kampfplatz entschieden», sagte Douglas, «deshalb sitzt der arme Kerl jetzt als Gefangener in London, und wir können das Lösegeld nicht bezahlen.»

«Und aus diesem Grund wollt Ihr den Prince of Wales?»

«Ich will den verdammten Jungen auf den Knien sehen, wie er sich vor Angst in die Hose macht, mir den Pferdekot von den Stiefeln leckt und mich um Gnade anwinselt.» Douglas schnaubte ein Lachen heraus, das in der großen Abteikirche widerhallte. «Und wenn wir ihn haben, tausche ich ihn gegen meinen König aus.»

«Er genießt Ansehen», sagte d'Audrehem milde.

«Als was? Als Spieler? Als Weiberheld? Als Prasser? Bei Gott, er ist nichts weiter als ein verwöhntes Schoßhündchen.»

«Mit sechsundzwanzig? Ein Schoßhündchen?»

«Ein Schoßhündchen», beharrte Douglas, «und wir können es in einen Zwinger sperren.»

«Oder Lancaster.»

«Der verfluchte Lancaster! », zischte Douglas. Henry, Duke of Lancaster, hatte eine englische Armee aus der Bretagne geführt. König Jean hatte darüber nachgedacht, Truppen gegen ihn zu schicken und seinem ältesten Sohn den Kampf gegen den Prince of Wales im Süden zu überlassen, und genau das fürchtete Douglas. Lancaster war kein Narr. Wenn ihn eine starke Armee herausforderte, würde er sich wahrscheinlich in eine der großen bretonischen Festungen zurückziehen, Prince Edward of Wales dagegen war jung und hitzköpfig. Er hatte den vergangenen Sommer überstanden und seine zerstörerische Armee den ganzen Weg zum Mittelmeer und wieder zurück in die Gascogne geführt, ohne auf nennenswerten Widerstand zu treffen, und das hatte ihn zu dem Kriegszug ermutigt, den er nun begann. Der Prinz, davon war Douglas überzeugt, würde sich zu weit von seiner sicheren Basis in der Gascogne entfernen und dadurch in eine Falle gelockt und geschlagen werden können. Der englische Prinz war zu leichtsinnig, liebte die Huren und das Gold zu sehr und war dem Luxus seiner Privilegien verfallen. Und sein Lösegeld würde gewaltig sein. «Wir sollten in den Süden gehen», sagte Douglas, «und uns einen Dreck um diesen Fischerunsinn scheren.»

«Wenn Ihr in den Süden wollt», sagte d'Audrehem, «solltet Ihr dem Orden des Fischers jede nur erdenkliche Unterstützung bieten. Der König hört nicht auf uns! Aber er hört auf den Kardinal. Der Kardinal kann ihn überzeugen, und der Kardinal will in den Süden. Also tut, was immer der Kardinal will.»

«Das habe ich getan! Ich habe ihm Sculley überlassen. Bei Gott, Sculley ist kein Mensch, er ist ein Tier. Er ist stark wie ein Bulle, hat die Pranken eines Bären, die Zähne eines Wolfs und die Scham eines Bocks. Er jagt sogar mir Angst ein, also weiß Gott, was er erst mit den Engländern macht. Aber was in Gottes Namen will Bessières von ihm?»

«Es geht um eine Reliquie, wie ich gehört habe», sagte d'Audrehem, «er glaubt, diese Reliquie wird ihm zum Amt des Papstes verhelfen, und wenn er Papst wird, mein Freund, dann habt Ihr ihn besser auf Eurer Seite statt gegen Euch.»

«Aber Sculley zum Ritter machen? Allmächtiger!» Douglas lachte.

Doch dort war Sculley, er kniete auf den Stufen des Hochaltars zwischen Robbie und einem Ritter namens Guiscard de Chauvigny, einem Mann, der seine Ländereien an die Engländer in der Bretagne verloren hatte. De Chauvigny war wie die anderen Männer berühmt für seine Heldentaten bei Turnieren in ganz Europa. Nur Roland de Verrec fehlte, und Vater Marchant ließ in ganz Frankreich

nach ihm suchen. Diese Männer waren die besten Kämpfer, die der Kardinal hatte anwerben können, die größten Krieger, Männer, die ihren Gegnern Furcht und Schrecken einflößten. Und jetzt würden sie für Gott töten, oder jedenfalls für Kardinal Bessières. Das letzte Sonnenlicht schwand vom Himmel, und die Buntglasscheiben wurden dunkel. Kerzen leuchteten auf den vielen Altären der Abteikirche, vor denen Priester Gebete für die Verstorbenen murmelten.

«Ihr seid auserwählt worden», sagte Vater Marchant zu den Männern, die in ihren Rüstungen vor dem Altar knieten. «Ihr seid auserwählt worden, um die Krieger des heiligen Petrus zu werden, die Ritter des Fischers. Eure Aufgabe ist groß, und eine überirdische Belohnung wartet auf euch. Eure Sünden sind euch vergeben, ihr seid von allen irdischen Eiden befreit, und euch wird die Macht der Engel verliehen, um eure Feinde zu besiegen. Ihr werdet als neue Männer von hier aufbrechen, einander durch Treue verschworen und durch euren heiligen Eid an Gott gebunden. Ihr seid Seine Auserwählten, und ihr werdet Seinen Willen erfüllen, und dereinst werdet ihr von Ihm im Paradies empfangen werden.»

Robbie Douglas fühlte reine Freude in sich aufsteigen. So lange hatte er nach einer Bestimmung gesucht. Er hatte geglaubt, sie in der Gesellschaft von Frauen gefunden zu haben oder in der Freundschaft anderer Krieger, doch er

wusste, dass er ein Sünder war, und dieses Wissen verursachte ihm Qualen. Er spielte; er brach seine Versprechen. Zwar war er ein gefürchteter Kämpfer bei den Turnieren in ganz Europa, und doch fühlte er sich schwach. Er wusste, wie sehr ihn sein Onkel verachtete, doch jetzt, vor dem glitzernden Altar und bei den ernsten Worten Vater Marchants spürte er, dass er sein Heil gefunden hatte. Er war ein Ritter des Fischerordens, dem die Kirche eine Aufgabe übertragen und eine Belohnung im Himmel versprochen hatte. Seine Seele hob sich dem feierlichen Augenblick entgegen, und er schwor sich, dass er diesem Männerbund aus vollem Herzen und mit aller Kraft dienen würde.

«Erhebt euch und betet», forderte Vater Marchant die Männer auf, «denn morgen brechen wir zu unserer Mission auf.»

«Gott sei gedankt», sagte Robbie.

Sculley furzte. Das Geräusch echote in der Abteikirche wider und schien sehr lange nachzuhallen.

«Gott», sagte Sculley, «der war feucht.»

Der Orden des Fischers war geweiht und würde in den Krieg ziehen.

«Das Geheimnis», sagte Thomas, «liegt darin, einen Bolzen in die Nut einzulegen.»

«Einen Bolzen?»

«Ein Geschoss. Einen Pfeil.»

«Ah!», sagte die Frau. «Ich wusste doch, dass ich etwas vergessen hatte. Das kommt vor, wenn man alt wird. Man vergisst Sachen. Mein Mann hat mir gezeigt, wie man sie benutzt», sie legte die Armbrust auf eine kleine Holzbank, die zwischen zwei Orangenbäumen stand, «aber ich habe nie damit geschossen. Obwohl ich mehrmals in Versuchung war, ihn zu erschießen. Seid Ihr auf der Flucht?»

«Ja.»

«Wir werden nass. Kommt hinein.» Die Frau war alt und gebeugt, ein winziges Geschöpf, das Thomas kaum bis zur Mitte reichte. Das Gesicht der Alten war von Falten zerfurcht, wettergegerbt und wirkte sehr gewitzt. Sie trug einen Nonnenhabit, doch darüber einen schweren Umhang aus karmesinroter Wolle mit einem Besatz aus Eichhörnchenfell.

«Wo bin ich?», fragte Thomas.

«Ihr seid in einen Konvent gesprungen. Das Kloster Saint Dorcas. Vermutlich sollte ich Euch willkommen heißen, also willkommen.»

«Saint Dorcas?»

«Sie hat viele gute Werke getan, wird mir immer wieder erzählt, also war sie bestimmt eine schreckliche Langweilerin.» Die alte Frau trat durch einen niedrigen Türbogen, und Thomas, der ihr folgte, nahm die Armbrust mit. Es war eine wundervolle Waffe, der Schaft aus

dunklem Walnussholz von Silberintarsien geschmückt. «Sie hat meinem Mann gehört», erklärte ihm die Frau, «und mir ist so wenig von ihm geblieben, dass ich die Waffe behalte, um mich an ihn zu erinnern. Nicht, dass ich mich wirklich gern an ihn erinnere. Er war ein ganz besonders garstiger Mann, sein Sohn kommt eher nach ihm.»

«Sein Sohn?», fragte Thomas und legte die Armbrust auf einen Tisch.

«Auch mein Sohn. Der Comte de Malbuisson. Ich bin die verwitwete Comtesse der gleichnamigen Region.»

«Madame», sagte Thomas und verbeugte sich vor ihr.

«Meine Güte! Es gibt also doch noch Manieren!», sagte die Comtesse fröhlich, dann setzte sie sich auf einen gutgepolsterten Stuhl und klopfte auf ihre Knie. Einen Augenblick lang glaubte Thomas, sie wollte ihn einladen, sich auf ihre Knie zu setzen, doch dann kam zu seiner Erleichterung eine große graue Katze hinter einer Kommode hervor und sprang auf ihren Schoß. Die Frau wedelte mit der Hand, um Thomas anzudeuten, dass er sich setzen könne, wo er wollte, doch er blieb stehen. Der Raum war klein, maß nur vier oder fünf Schritt in jeder Richtung, doch mit Mobiliar vollgestellt, das in einen großen Saal zu gehören schien. Da waren ein Tisch mit einem Tapisserie-Überwurf, zwei hohe Truhen, eine Bank und drei Stühle. Vier Kerzenständer aus massivem Silber standen auf dem Tisch, daneben einige Schüsseln, Teller und ein kunstvoll

gefertigtes Schachspiel, während an den mit Kalkmilch getünchten Wänden ein Kruzifix und drei steife Lederpaneele hingen, von denen eines mit einer Jagdszene bemalt war, ein anderes mit einem Ackermann und das dritte mit einem Hirten und seiner Herde. Eine Tapisserie, die zwei Einhörner in einem Rosenhag zeigte, hing über einem schmalen Durchgang und verbarg wohl das Schlafgemach der Comtesse. «Und Ihr seid?», fragte sie.

«Mein Name ist Thomas.»

«Thomas! Ist das Englisch? Oder Normannisch? Ihr klingt englisch, finde ich.»

«Ich bin Engländer, aber mein Vater war Franzose.»

«Ich habe Mischlinge schon immer gemocht», sagte die Comtesse. «Warum seid Ihr auf der Flucht?»

«Das ist eine sehr lange Geschichte.»

«Ich mag lange Geschichten. Ich bin weggesperrt worden, weil ich sonst Geld ausgeben würde, das meine Schwiegertochter selbst verprassen will, also sitze ich hier, und meine einzige Gesellschaft sind die Nonnen. Es sind gute Seelen», sie hielt inne, «… im Allgemeinen, aber unglaublich fade. Ihr findet Wein auf dem Tisch. Es ist kein sehr guter Wein, aber besser als gar keiner. Ich trinke meinen gern mit Wasser gemischt, das ist in dem spanischen Krug. Also, wer jagt Euch?»

«Alle.»

«Da müsst Ihr wahrhaftig ein verruchter Mann sein! Vortrefflich! Was habt Ihr getan?»

«Man beschuldigt mich der Ketzerei», sagte Thomas, «und der Entführung einer Frau, die mit einem anderen verheiratet ist.»

«Du liebe Güte», sagte die Comtesse. «Wärt Ihr so freundlich, mir diese Decke dort zu geben? Die dunkle? Es wird hier selten kalt, aber heute ist es kühl. Seid Ihr ein Ketzer?»

«Nein.»

«Aber irgendjemand hält Euch dafür! Was habt Ihr getan? Die Dreifaltigkeit geleugnet?»

«Ich habe einen Kardinal verärgert.»

«Das war nicht sehr klug von Euch. Welcher war es?»

«Bessières.»

«Oh, dieser Mann ist wirklich ein Grauen! Ein Schwein! Aber ein gefährliches Schwein.» Sie hielt nachdenklich inne. Von dem Gang vor ihrer Zimmertür klangen ganz schwach Frauenstimmen aus dem Kloster herein. «Wir hören einiges hier im Konvent», fuhr die Comtesse fort, «Neuigkeiten aus der Welt. Habe ich nicht auch gehört, dass Bessières nach dem Heiligen Gral sucht?»

«Das hat er. Er hat ihn nicht gefunden.»

«Oh, mein Lieber, natürlich hat er ihn nicht gefunden. Ich bezweifle, dass er überhaupt existiert.»

«Vermutlich nicht», log Thomas. Er wusste, dass der Gral existierte, denn er hatte ihn selbst entdeckt, und dann hatte er ihn in den Ozean geschleudert, wo er keinen Schaden anrichten konnte. Und das Schwert, das er suchte? Sollte er es am Ende auch verschwinden lassen?

«Und wessen Frau habt Ihr geraubt?»

«Die Frau des Comte de Labrouillade.»

Die Comtesse klatschte in ihre winzigen Hände. «Oh, Ihr gefallt mir immer besser! Gut gemacht! Labrouillade ist eine schändliche Kreatur! Mir hat dieses Mädchen, Bertille, immer leidgetan. Das hübsche kleine Ding! Ich kann mir ihr Ehelager nicht vorstellen, oder besser gesagt, ich kann es mir zu gut vorstellen! Einfach grauenvoll. Als würde ein grunzender, ranziger Specksack auf ihr seine Brunft ausleben. Ist sie nicht mit dem jungen Villon davongelaufen?»

«Ja. Ich habe sie zurückgeholt, dann habe ich sie wieder mitgenommen.»

«Das klingt sehr kompliziert, also müsst Ihr mit dem Anfang anfangen.» Die Comtesse unterbrach sich unvermittelt, beugte sich auf ihrem Stuhl vor und stieß ein Zischen aus. Das Zischen endete in einem Stöhnen.

«Ihr fühlt Euch nicht wohl», sagte Thomas.

«Ich sterbe», sagte sie. «Man könnte annehmen, dass all die Doktoren hier in der Stadt etwas für mich tun können, aber sie können es nicht. Nun, einer von ihnen will mich

aufschneiden, aber das erlaube ich nicht! Also riechen sie an meinem Urin, und danach sagen sie, ich soll beten. Beten! Nun ja, ich bete.»

«Gibt es keine Medizin dagegen?»

«Nicht gegen zweiundachtzig Lebensjahre, mein Lieber, das ist unheilbar.» Sie wiegte sich vor und zurück und presste die Decke an ihren Körper. Dann atmete sie langsamer und tiefer, und ihre Schmerzen schienen nachzulassen. «Da ist ein bisschen Alraunenwein in einer grünen Flasche, dort auf dem Tisch. Die Nonnen von der Krankenstube haben ihn für mich gekocht, sie sind sehr freundlich. Er lindert den Schmerz, allerdings werde ich davon auch benebelt im Kopf. Würdet Ihr mir einen Becher davon einschenken? Ohne Wasser, mein Lieber, und dann könnt Ihr mir Eure Geschichte erzählen.»

Thomas gab ihr die Medizin, und dann erzählte er ihr ein bisschen von seiner Geschichte – wie er angeheuert worden war, um Villon zu besiegen, und wie Labrouillade versucht hatte, ihn zu betrügen. «Also ist Bertille in Eurer Festung?», fragte die Comtesse. «Weil Eure Frau sie gern hat?»

«Ja.»

«Hat sie Kinder?»

«Bertille? Nein.»

«Das ist ein Segen. Wenn sie Kinder hätte, würde dieser elende Labrouillade die Kleinen benutzen, um Bertille

zurückzulocken. Stattdessen könnt Ihr Labrouillade nun einfach töten und sie zur Witwe machen! Das ist eine hervorragende Lösung des Problems. Witwen haben so viel mehr Freiheiten im Leben.»

«Seid Ihr deshalb hier?»

Sie zuckte mit den Schultern. «Es ist eine Zuflucht, nicht wahr? Mein Sohn hat nichts für mich übrig, und seine Frau hasst mich, und ich war zu alt, um einen neuen Ehemann zu finden. Und so sitze ich jetzt hier, ganz allein mit Nicholas.» Sie streichelte die Katze. «Labrouillade will also Euren Tod, aber er ist nicht hier in Montpellier, oder? Wer jagt Euch also?»

«Labrouillade hat einen Mann geschickt, der mich bekämpfen soll.»

«Wen hat Labrouillade geschickt?»

«Er heißt Roland de Verrec.»

«Oh du meine Güte!» Die Comtesse wirkte höchst erheitert. «Der junge Roland? Ich kannte seine Großmutter sehr gut, die arme Seele. Wie ich höre, ist er ein großartiger Kämpfer, aber leider hat er kein Hirn.»

«Kein Hirn?»

«Diese Ritterromane haben es verkümmern lassen, mein Lieber. Er liest all diese lächerlichen Geschichten von ritterlichen Tugenden und, da er nun einmal kein Hirn hat, glaubt er sie auch noch. Ich gebe seiner Mutter die Schuld daran, sie kennt nur Gebet und Gehässigkeit, und er, der

arme Junge, glaubt alles, was sie sagt. Sie erklärt ihm, dass es die Ritterlichkeit gibt, und das stimmt ja auch; allerdings nicht, wenn es um ihren Mann geht, der ein Bock war. Ganz und gar nicht wie sein Sohn! Der jungfräuliche Ritter!» Sie lachte. «Wie dumm kann ein junger Mann sein? Und er ist sehr dumm. Habt Ihr gehört, wie ihm die Jungfrau Maria erschienen ist?»

«Das hat jeder gehört.»

«Er war einfach ein dummer Junge, und ich vermute, seine Mutter hatte ihn betrunken gemacht! Denn ich bin sicher, dass die Jungfrau Maria Besseres zu tun hat, als einem jungen Mann das Leben zu verpfuschen. Meine Güte, der arme Junge! Und jetzt träumt Roland davon, ein Ritter aus König Artus' Tafelrunde zu sein. Ich fürchte, Ihr müsst ihn töten.»

«Muss ich das?»

«Es wäre das Beste. Andernfalls betrachtet er Euch als ritterliche Herausforderung und verfolgt Euch bis in den letzten Erdenwinkel.»

«Er hat mich schon hierherverfolgt», sagte Thomas kläglich.

«Aber was um alles in der Welt tut Ihr in Montpellier?»

«Ich wollte einen Gelehrten aufsuchen.»

«Davon gibt es hier reichlich», sagte sie geringschätzig, «und sie sind ein bunter Haufen. Sie verbringen ihre Zeit damit, sich über die albernsten Dinge zu streiten, aber

vielleicht ist eben genau das die Aufgabe der Gelehrten. Darf ich fragen, warum Ihr einen von ihnen aufsuchen wolltet?»

«Ich suche nach einem Heiligen.»

«Die sind rar gesät! Was für ein Heiliger?»

«Ich habe ein Bild gesehen», sagte Thomas und beschrieb den Mönch, der im Gras kniete, während um ihn überall Schnee lag. «Es erzählt eine Geschichte», sagte er, «aber niemand scheint sie zu kennen, und niemand kann mir sagen, wer dieser Heilige ist.»

«Ein steifgefrorener Heiliger, so wie es klingt, aber warum wollt Ihr wissen, wer er ist?»

Thomas zögerte. «Mein Lehnsherr», sagte er schließlich, «hat mich mit der Suche nach einer Reliquie beauftragt, und ich glaube, dieser Heilige hat etwas mit ihr zu tun.»

«Ihr seid genauso schlimm wie Roland! Ihr folgt einer Berufung, wahrhaftig! » Sie lachte in sich hinein. «Irgendwo auf dem Tisch liegt ein Buch, mein Lieber. Bringt es mir.»

Bevor Thomas das Buch entdeckt hatte, wurden vor der Tür Frauenstimmen hörbar, dann folgte ein zaghaftes Klopfen. «Madame?», rief jemand.

«Was willst du?»

«Seid Ihr allein, Madame?»

«Ich habe einen Mann bei mir», rief die Comtesse, «einen jungen Kerl in der Blüte seiner Manneskraft. Du hattest recht, Schwester Véronique, Gott erhört unsere Gebete.»

Es wurde gegen die Tür gedrückt, aber die Comtesse hatte den Riegel vorgelegt. «Madame?», rief Schwester Véronique erneut.

«Sei nicht dumm, Schwester», sagte die Comtesse, «ich brabble laut vor mich hin, weiter nichts.»

«Dann ist es ja gut, Madame.»

«Bringt mir das Buch», sagte die Comtesse mit gesenkter Stimme. Es war ein kleines Buch, kaum größer als Thomas' Hand. Die Comtesse löste die Bänder und schlug die weiche Lederhülle auf. «Es hat meiner Schwiegermutter gehört», sagte sie, «eine herzensgute Frau! Gott allein weiß, wie sie ein Monster wie Henri zur Welt bringen konnte. Ich vermute, dass bei der Empfängnis eine ungünstige Sternenkonstellation geherrscht oder Saturn im Aszendenten gestanden hat. Aus einem Kind, das empfangen wird, wenn der Saturn auf der aufsteigenden Bahn ist, kann nichts Rechtes werden. Männer kümmern sich nie um solche Dinge, aber das sollten sie wirklich. Es ist sehr schön, nicht wahr?» Sie reichte Thomas das Buch.

Es war ein Psalter. Auch Thomas' Vater hatte einen besessen, aber nicht so reich gestaltet wie dieser hier, der zwischen den Worten der sieben Bußpsalmen mit wunderbar gemalten Illustrationen und schimmernden Blattgoldverzierungen geschmückt war. Die Buchstaben waren so groß, dass auf jede Seite nur wenige Worte passten. «Die Augen meiner Schwiegermutter waren nicht

sehr gut», erklärte die Comtesse, «also haben die Mönche die Buchstaben groß gemacht. Das war sehr zuvorkommend von ihnen.»

Die meisten Bilder stellten Heilige dar, wie Thomas feststellte. Da war Radegundis mit ihrer Krone, die bei einem Berg Ziegelsteine zu sehen war, während hinter ihr eine große Kirche gebaut wurde. Thomas wendete die steife Seite um und hatte ein grauenvolles Bild des heiligen Leodegar vor sich, das den Bischof zeigte, während ihm ein Soldat mit einer Ahle das Auge ausstach. «Ist das nicht entsetzlich?» Die Comtesse hatte sich vorgebeugt, um die Bilder sehen zu können. «Sie haben ihm auch die Zunge herausgerissen. Henri hat mir immer gedroht, mir auch die Zunge herauszureißen, aber er hat es nicht getan. Vermutlich sollte ich dafür dankbar sein. Das ist Clémentin.»

«Als Märtyrer?»

«Oh gewiss. Ausweidung ist ein sicherer Pfad zur Heiligkeit. Der arme Mann.» Dann kam Sankt Remigius, der einen Mann taufte, der nackt in einem großen Zuber stand. «Das ist die Taufe Chlodwigs», erklärte die Comtesse, «und war Chlodwig nicht der erste König des Frankenreichs?»

«Ich glaube schon», sagte Thomas.

«Dann sollten wir wohl dankbar dafür sein, dass er Christ geworden ist», sagte die Comtesse, streckte die Hand aus und blätterte die Seite um, sodass nun Sankt Christophorus

zu sehen war, der das Jesuskind auf der Schulter trug. Im Hintergrund war der Kindermord in Bethlehem abgebildet, doch der bärtige Heilige hatte das Jesuskind sicher von dem Feld weggetragen, auf dem Dutzende blutbeschmierte tote und sterbende Kinder lagen. «Der heilige Christophorus sieht aus, als würde er das Kind gleich fallen lassen, nicht wahr? Ich denke immer, Jesus muss ihn gerade nass gemacht haben oder so etwas. Männer sind hoffnungslos, wenn es um Säuglinge geht. Oh, das arme Mädchen! » Der letzte Kommentar bezog sich auf die Heilige Apollonia, die auf dem Bild von Soldaten in zwei Teile zersägt wurde. Ihr Bauch war aufgerissen, Blut strömte über die Seite, während sie fromm zu den Engeln hinaufblickte, die hinter einer Wolke hervorspähten. «Ich frage mich immer, warum die Engel nicht herabsteigen und sie retten! », sagte die Comtesse. «Es muss sehr unangenehm sein, in zwei Teile gesägt zu werden, und die Engel sitzen auf ihren Wolken und tun gar nichts! Das ist nicht sehr engelhaft. Und dieser Mann ist ein Narr! » Thomas hatte zu Sankt Mauritius umgeblättert, der zwischen den Männern seiner Legion kniete. Mauritius hatte seine Männer aufgefordert, lieber den Märtyrertod auf sich zu nehmen, als eine christliche Stadt anzugreifen, und seine römischen Gefährten hatten seinen frommen Wunsch erfüllt. Der Maler zeigte eine blutige Ernte von niedergemähten Körpern auf einem Feld, während die

Mörder auf den knienden Heiligen vorrückten. «Warum hat er nicht gekämpft?», fragte die Comtesse. «Es heißt, er hatte sechstausend Soldaten, und doch fordert er sie auf, sich wie die Lämmer abschlachten zu lassen. Manchmal muss man ganz besonders dumm sein, um ein Heiliger zu werden.»

Thomas blätterte die letzte Seite um und erstarrte.

Denn da war er, der Mönch im Schnee.

Die Comtesse lächelte. «Seht Ihr? Ihr braucht keinen Gelehrten, nur eine alte Dame.»

Das Bild unterschied sich von dem Wandgemälde in Avignon. Der Mönch in dem Buch kniete nicht an der Stelle, an der kein Schnee lag, sondern hatte sich dort schlafend zusammengerollt. Kein Petrus war zu sehen, aber ein kleines Haus auf der rechten Seite, und ein zweiter Mönch spähte durch ein Fenster heraus. Der schlafende Mönch, um dessen Kopf ein Heiligenschein strahlte, lag im Gras, aber die übrige Landschaft, ebenso wie das Dach der Hütte, war tief verschneit. Es war Nacht, die Sterne schimmerten am dunkelblauen Himmel, und ein einzelner Engel wachte von diesen Sternen aus über die Szene, und auf dem blumenbemalten Rand des Bildes stand der Name des Heiligen.

«Sankt Junien», sagte Thomas. «Ich habe noch nie von ihm gehört.»

«Vermutlich hat kaum jemand je von ihm gehört.»

«Junien», wiederholte Thomas den Namen.

«Er war der Sohn eines Adeligen», sagte die Comtesse, «und er muss sehr fromm gewesen sein, denn er nahm einen langen Weg auf sich, um bei Sankt Amand zu studieren, doch er kam bei Nacht an, Amand hatte seine Tür verriegelt, und so klopfte Junien. Aber Sankt Amand dachte, es wären Diebe, die ihn ausrauben wollten, also weigerte er sich, die Tür zu öffnen. Ich verstehe nicht, warum sich Junien nicht erklärt hat! Es war Winter, es schneite, und alles, was er hätte tun müssen, war, Amand zu sagen, wer er war! Aber anscheinend war Junien so dumm wie die Übrigen, und weil er nicht in Amands Haus konnte, legte er sich zum Schlafen in den Garten, und wie Ihr sehen könnt, war Gott so freundlich, dafür zu sorgen, dass kein Schnee auf ihn fiel. Also schlief er tief und fest, und am nächsten Tag wurde das Missverständnis aufgeklärt. Es ist keine sehr aufregende Geschichte.»

«Sankt Junien», sagte Thomas erneut und starrte auf den schlafenden Mönch. «Aber warum ist er in dem Buch?», fragte er sich laut.

«Seht Euch die Vorderseite an», sagte die Comtesse.

Thomas blätterte die steifen Seiten um und sah, dass die erste Seite mit einem Wappen geschmückt war. Es zeigte einen aufsteigenden roten Löwen auf weißem Feld. Der Löwe fletschte die Zähne und hatte die Krallen

ausgestreckt. «Ich kenne dieses Wappen nicht», sagte Thomas.

«Meine Schwiegermutter stammte aus dem Poitou», erklärte die Comtesse, «und der rote Löwe ist das Wappen des Poitou. Alle Heiligen in diesem Buch stehen mit dem Poitou in Verbindung, mein Lieber, und ich vermute, es gab einfach nicht genügend, die geblendet, verbrüht, geköpft, ausgeweidet oder mitten durchgesägt wurden, also haben sie den armen kleinen Junien dazugenommen, um noch eine Seite zu füllen.»

«Aber Petrus nicht», sagte Thomas.

«Ich glaube nicht, dass der heilige Petrus jemals im Poitou war, warum sollte er also in dem Buch sein?»

«Ich dachte, Sankt Junien wäre ihm begegnet.»

«Bestimmt haben sich die Heiligen gegenseitig besucht, mein Lieber, um über so schöne Dinge wie die Litanei zu sprechen, oder darüber, welcher ihrer Freunde kürzlich verbrannt oder lebendig gehäutet worden war, aber Petrus war lange gestorben, bevor Junien im Schnee übernachtet hat.»

«Gewiss», sagte Thomas, «aber es gibt eine Verbindung zwischen Junien und Petrus.»

«Davon weiß ich nichts», sagte die Comtesse.

«Aber irgendwer wird es wissen», sagte Thomas, «im Poitou.»

«Im Poitou, ja, das ist gut möglich, doch dazu müsst Ihr zuerst aus Montpellier entkommen», sagte die Comtesse heiter.

Thomas lächelte schief. «Zurück über die Klostermauern, vermute ich.»

«Ich bin sicher, dass diejenigen, die nach Euch suchen, die Klostermauern im Auge behalten. Könnt Ihr es ertragen, bis zum Dunkelwerden zu warten?»

«Wenn ich Euch nicht lästig falle», sagte Thomas galant.

«Ihr könnt in der Dunkelheit weg. Wenn das Komplet gesprochen ist, gehen die Nonnen schlafen. Ihr geht aus meiner Tür, dann den Gang hinunter. An dessen Ende liegt ein Raum für Almosen, von dem eine Tür auf die Straße führt. Der Weg hinaus kostet Euch kaum eine Minute, aber davor müssen wir noch ein paar Stunden zusammen verbringen.» Sie sah ihn zweifelnd an, dann begann sie zu strahlen. «Sagt, spielt Ihr Schach?»

«Ein wenig», sagte Thomas.

«Ich war recht gut darin», sagte die Comtesse, «aber jetzt im Alter?» Sie seufzte und blickte auf die Katze hinunter. «Mein Verstand ist so weich wie dein Fell, nicht wahr?»

«Spielen wir, wenn es Euch Vergnügen macht», sagte Thomas.

«Ich werde nicht gut spielen», sagte sie traurig, «aber dennoch: Sollen wir es ein wenig spannender machen, indem wir um Geld spielen?»

«Wenn Ihr möchtet», sagte Thomas.

«Sagen wir, einen Leopard für jedes Spiel?»

Thomas zuckte zusammen. Ein Leopard entsprach beinahe fünf englischen Schillingen, also dem Wochenlohn eines sehr guten Handwerkers.

«Nur, um es spannender zu machen. Aber Ihr müsst mir meine Unaufmerksamkeit verzeihen. Der Alraunenwein macht mich schläfrig, fürchte ich, und ich werde die dümmsten Fehler begehen.»

«Dann sollten wir vielleicht doch nicht um Geld spielen.»

«Ich kann auf ein paar Leopards verzichten», sagte sie vage, «vielleicht auf einen oder zwei, und es verleiht dem Spiel mehr Reiz, nicht wahr?»

«Dann einen Leopard», stimmte Thomas zu.

Die Comtesse lächelte und wies ihn mit einer Geste an, das Schachbrett und die Figuren auf dem kleinen Tisch neben ihrem Stuhl aufzubauen. «Ihr könnt mit Weiß spielen, mein Lieber», sagte sie, und sie lächelte immer noch, als Thomas mit seinem ersten Bauern vorrückte. «Ihr werdet bluten», sagte sie dann und klang ganz und gar nicht mehr schläfrig, «und wie Ihr bluten werdet!»

Sechs

Es war einfacher, aus dem Konvent zu kommen, als Thomas zu hoffen gewagt hatte. Die Comtesse hatte recht gehabt. Am Ende des Ganges war er durch eine Tür in einen Raum gelangt, in dem übelriechende Kleiderhaufen lagen, die an die Armen verteilt wurden, und von dort aus durch eine zweite Tür, die nur mit einem Riegel verschlossen war, auf die Straße. Thomas hatte eine Lektion im Schachspiel erhalten und war um sieben Leopards ärmer, doch er hatte den Namen des Heiligen gefunden, dem das Petrusschwert übergeben worden war, wenn ihm dieses Wissen auch nichts nutzte, solange er nicht aus Montpellier entkommen war. Er hatte bis tief in die Nacht gewartet, bevor er den Konvent verlassen hatte, weil er wusste, dass die Stadttore erst beim Hellwerden geöffnet wurden. Bis dahin musste er abwarten, denn er glaubte nicht, dass er von der Stadtmauer springen konnte. Die flaggengeschmückten Mauern sahen viel zu hoch aus und waren zweifellos gut bewacht.

Er zog seinen dunklen Umhang eng um sich. Es hatte aufgehört zu regnen, doch die Straße war noch nass und glitzerte im Widerschein einer trüben Laterne, die gegenüber in dem Bogentor eines Hauses hing. Er musste

einen Ort finden, an dem er sich bis Sonnenaufgang verstecken konnte, und dann brauchte er viel Glück, um den Männern zu entkommen, die auf der Jagd nach ihm waren.

«Ein Soldat, der Latein spricht», sagte eine Stimme, «das ist wahrhaftig ein Wunder.» Thomas wirbelte herum und erstarrte. Die Zinken einer Mistgabel waren auf seinen Bauch gerichtet, und die Mistgabel hielt der große, irische Student Magister Keane in den Händen. Er war in sein Studentengewand gehüllt, stand als schwarze Gestalt in der Dunkelheit. «Ich vermute, dass Ihr immer noch Euer Messer habt», sagte Keane, «aber ich glaube, meine Mistgabel durchbohrt Eure Eingeweide, bevor Ihr mir die Kehle durchschneiden könnt.»

«Ich will dich nicht töten», sagte Thomas.

«Das zu hören ist wahrlich eine Erleichterung, und da habe ich mir den Kopf zerbrochen, dass ich schon vor der Frühandacht tot sein könnte.»

«Nimm einfach die Mistgabel herunter.»

«Ich fühle mich ganz wohl, wenn sie dort bleibt, wo sie jetzt ist», sagte Keane, «und ich bin sehr zufrieden mit mir.»

«Warum?»

«Alle anderen jagen Euch in der halben Stadt wie ein Rudel Hunde einen Hirschen, aber ich habe vermutet, dass Ihr nur in das Kloster Saint Dorcas gesprungen sein könnt, und ich habe recht gehabt. War das nicht schlau von mir?»

«Sehr schlau», sagte Thomas, «und warum hast du dann alle anderen von Saint Dorcas weggelockt?»

«Weggelockt?»

«Ich habe dich rufen hören, dass ich in die andere Richtung gelaufen wäre.»

«Weil eine Belohnung für denjenigen ausgesetzt ist, der Euch ergreift. Das ist für einen armen Studenten eine außerordentlich große Verlockung! Warum sollte ich mit den anderen teilen? Ich lasse die Mistgabel dort, wo sie ist, und ich bekomme ein paar Monate Bier, Huren, Wein und Gesang.»

«Ich biete dir mehr», sagte Thomas.

«Das hört sich gut an. Der Gesang ist ohnehin umsonst, wie sich versteht, aber das Bier, die Huren und der Wein? Das ist kostspielig in dieser Stadt. Habt Ihr je bemerkt, wie die Entgelte der Huren ansteigen, wenn viele Kirchenmänner in der Nähe sind? Das ist merkwürdig, oder vielleicht auch nicht, wenn man bedenkt, wie viele Kunden die Mädchen haben, und das ist eine Tatsache. Nun, was habt Ihr mir anzubieten?»

«Ich schenke dir dein Leben.»

«Bei Gott, die Maus bietet der Katze an, ihr das Leben zu schenken!»

«Nimm die Mistgabel herunter», sagte Thomas, «hilf mir aus der Stadt, und ich bezahle dir genug für ein Jahr.»

«Eure Frau ist gefangen worden», sagte Keane.

Eiseskälte stieg in Thomas auf. Er starrte den jungen Iren an. «Ist das wahr?»

«Man hat sie am Nordtor aufgehalten und zusammen mit drei Männern und einem Kind abgeführt. Sire Roland de Verrec hat sie, so viel ist sicher.»

«Gütiger Gott», sagte Thomas. «Weißt du, wo sie ist?»

«Es heißt, der jungfräuliche Ritter würde sie Richtung Westen nach Toulouse bringen, aber das ist nur, was im Wirtshaus erzählt wird, und davon ist die Hälfte erfunden. Letztes Jahr haben sie behauptet, am Sankt-Arnulfs-Tag würde die Welt untergehen, aber wir leben immer noch. Glaubt Ihr, er ist wirklich noch Jungfrau?»

«Woher soll ich das wissen?»

«Es scheint mir nur so seltsam. Jungfrau! Wo er doch recht gut aussieht.»

Thomas lehnte sich an die Mauer des Klosters und schloss die Augen. Genevieve gefangen. Die Kirche verfolgte sie immer noch, und als Thomas ihr zum ersten Mal begegnet war, hatte sie in einer Zelle gesessen und auf den Scheiterhaufen gewartet, weil sie als *Beghard*, als Ketzerin, verurteilt worden war. Er fluchte.

«Es nützt nichts, den Psalmenschreiber zu zitieren», sagte Keane.

Thomas hielt die Augen geschlossen. «Ich nehme dir diese Mistgabel ab», sagte er bitter, «und ramme sie dir in den Bauch.»

«Das ist nicht der beste Einfall, den Ihr im Leben hattet», sagte Keane, «denn ich kann Euch nicht mehr helfen, wenn eine Mistgabel in meinen Eingeweiden steckt.»

Thomas öffnete die Augen. Die Mistgabel hatte sich gesenkt und zeigte nun auf seine Beine. «Du willst mir helfen?»

«Mein Vater ist das Oberhaupt eines Clans, versteht Ihr? Und ich bin der dritte Sohn, und das ist ein bisschen, als wäre man das fünfte Bein eines Pferdes, deshalb will er, dass ich Priester werde. Immerhin könnte es nützlich sein, einen Priester in der Familie zu haben. Das macht die Vergebung der Sünden um einiges bequemer, aber das ist nicht nach meinem Geschmack. Auf den Knien kann ich meine Fähigkeiten nicht entfalten. Also brauche ich jemanden, der mir ein Pferd, eine Rüstung und ein Schwert gibt, damit wäre ich sehr viel glücklicher.»

«Oh Gott, du und Bruder Michael?»

«Dieser Mönch? Ich dachte mir schon, dass er zu Euch gehört, aber niemand wollte mir glauben. Er hat auch wirklich sehr verängstigt ausgesehen, als Ihr ihm das Messer an die Kehle gesetzt habt.»

«Wie heißt du?», fragte Thomas.

«Éamonn Óg Ó Keane», sagte Keane, «aber das Óg sollt Ihr nicht beachten.»

«Warum nicht?»

«Weil Ihr es einfach nicht sollt. Es bedeutet, dass ich jünger als mein Vater bin, aber wir sind alle jünger als unsere Väter.»

«Nun, Éamonn Óg Ó Keane», sagte Thomas, «jetzt bist du einer meiner Waffenknechte.»

«Dafür sei Gott dem Herrn gedankt», sagte Keane und ließ die Zinken der Mistgabel auf die Pflastersteine sinken. «Nichts mehr hören von diesem kleinen Rattenschiss Roger de Beaufort. Wie kann er nur glauben, dass ein winziger Säugling zur Hölle verdammt ist? Aber er tut es! Dieser schwachsinnige Mistkerl wird noch als Papst enden, denkt an meine Worte!»

Thomas brachte den Iren mit einer Handbewegung zum Schweigen. Wo war Genevieve? Wo auch immer man sie festhielt, das Einzige, was Thomas sicher wusste, war, dass er aus dieser Stadt entkommen musste. «Deine erste Aufgabe», erklärte er dem Iren, «wird sein, uns durch die Stadttore zu bringen.»

«Das wird schwierig. Sie haben eine sehr hohe Belohnung für Eure Ergreifung ausgesetzt.»

«Sie?»

«Die Statthalter.»

«Also bring mich aus der Stadt», sagte Thomas.

«Scheiße», sagte Keane nach einer kurzen Pause.

«Scheiße?»

«Scheißkarren, Fäkalienfuhrwerke», sagte der Ire. «Sie sammeln den Kot und fahren ihn aus der Stadt, jedenfalls machen sie das bei den Reichen. Die Armen können in ihrem Unrat waten. Gewöhnlich warten ein paar Fuhrwerke, um aus der Stadt zu fahren, wenn die Tore geöffnet werden, und», er hielt inne und sah Thomas mit unbewegter Miene an, «Ihr könnt mir glauben, dass die Torwachen die Karren nicht kontrollieren. Stattdessen weichen sie zurück, halten sich die Nase zu, winken sie durch und wünschen ihnen eine schnelle Fahrt.»

«Aber zuerst», sagte Thomas, «gehst du in das Gasthaus bei der Kirche Saint Pierre, und …»

«Die Blinden Titten, meint Ihr?»

«Das Gasthaus bei Saint Pierre …»

«Die Blinden Titten», sagte Keane, «so heißt es in der Stadt, weil das Schild die heilige Lucia ohne Augen und mit einem richtig schönen Paar üppiger …»

«Geh einfach dorthin», sagte Thomas, «und suche Bruder Michael.» Der unwillige Mönch war in dem Gasthaus untergekommen, und Thomas hoffte, von ihm etwas Verlässliches über Genevieves Schicksal zu erfahren.

«Ich werde das ganze Gasthaus aufwecken», gab Keane zu bedenken.

«Dann ist es so.» Thomas wagte nicht, selbst zu dem Gasthaus zu gehen, denn er war sicher, dass es unter Beobachtung stand. Er nahm eine Münze aus seinem

Beutel. «Kauf Wein, löse ihnen die Zungen. Sieh dich nach dem Mönch um, nach Bruder Michael. Stell fest, ob er weiß, was mit Genevieve geschehen ist.»

«Das ist der Name Eurer Frau, oder?», fragte Keane, dann runzelte er die Stirn. «Könnt Ihr Euch vorstellen, dass die heilige Lucia sich selbst die Augen herausgerissen hat? Und nur, weil ein Mann gesagt hat, wie schön ihre Augen waren? Gott sei Dank haben ihm ihre Brüste nicht gefallen! Trotzdem, sie würde immer noch eine gute Frau abgeben.»

Thomas starrte den jungen Iren an. «Eine gute Frau?»

«Mein Vater sagt immer, die beste Ehe kommt zwischen einer blinden Frau und einem tauben Mann zustande. Also, wo finde ich Euch, nachdem ich die Zungen gelöst habe?»

Thomas deutete auf die Gasse neben dem Konvent. «Ich werde dort warten.»

«Und dann werden wir Fäkalienkutscher. Bei Gott, ich liebe es, ein Waffenknecht zu sein. Wollt Ihr, dass dieser Bruder Michael mit uns kommt?»

«Nein, um Himmels willen. Erklär ihm, dass es seine Pflicht ist, sich in der Medizin auszubilden.»

«Der arme Kerl. Also wird er Pisseschnüffler?»

«Geh», sagte Thomas, und Keane ging.

Thomas versteckte sich in den Schatten, die so schwarz waren wie eine Mönchskutte. Er hörte die Ratten im Unrat rascheln, einen Mann hinter einem Fensterladen schnarchen, ein Kind weinen. Ein paar Wachleute gingen

mit einer Laterne an dem Konvent vorbei, doch keiner von ihnen warf einen Blick in die Gasse, in der Thomas mit geschlossenen Augen für Genevieve betete. Wenn Roland de Verrec sie der Kirche auslieferte, würde sie erneut verurteilt werden. Aber bestimmt, dachte er, würde der jungfräuliche Ritter sie als Geisel behalten, um sie gegen Bertille auslösen zu lassen, die Comtesse de Labrouillade, und das bedeutete, dass de Verrec für Genevieves Sicherheit sorgen würde, bis der Austausch stattgefunden hatte. Das Petrusschwert konnte warten; zuerst würde sich Thomas mit dem jungfräulichen Ritter auseinandersetzen.

Es wurde schon fast hell, als Keane zurückkam. «Euer Mönch war nicht dort», sagte er, «aber ich habe einen gesprächigen Stallknecht getroffen. Und Ihr habt Schwierigkeiten, weil die Torwachen angewiesen worden sind, nach einem Mann mit einer verunstalteten linken Hand Ausschau zu halten. War das eine Schlacht?»

«Das war ein Dominikaner im Folterkeller.»

Keane zuckte zusammen, als er die Hand betrachtete. «Bei Gott. Was hat er gemacht?»

«Schraubpresse.»

«Ah, sie dürfen kein Blut fließen lassen, oder? Weil das Gott nicht gefällt, aber diese Kerle können einen trotzdem sehr leicht um den Schlaf bringen.»

«Bruder Michael war nicht in dem Gasthaus?»

«War er nicht, und der Stallknecht hatte ihn weder gesehen, noch schien er zu wissen, von wem ich rede.»

«Gut, dann ist er zu seinem Medizinstudium gegangen.»

«Ein Leben lang Pisseschnüffeln», sagte Keane, «aber der Knecht hat erzählt, dass Euer anderer Freund gestern die Stadt verlassen hat.»

«Roland de Verrec?»

«Ganz recht. Er hat Eure Frau und Euer Kind Richtung Westen weggebracht.»

«Nach Westen?», fragte Thomas erstaunt.

«Da war er sicher.»

War Verrec also Richtung Toulouse unterwegs? Was wollte er in Toulouse? Viele Fragen rasten Thomas durch den Kopf, doch Antworten fand er keine. Was er wusste, war lediglich, dass Roland Montpellier verlassen hatte, und das schien zu bedeuten, dass sich der jungfräuliche Ritter nicht weiter für Thomas interessierte. Er hatte Genevieve und musste wissen, dass er sie gegen Bertille austauschen konnte, während Thomas, davon ging Roland wohl aus, von der Stadtwache Montpelliers verhaftet würde. «Wo sind diese Fäkalienkarren?»

Keane führte ihn westwärts. Die ersten Haustüren wurden geöffnet. Frauen trugen leere Kübel zu den Stadtbrunnen, und ein kräftiges Mädchen verkaufte unter einem steinernen Kruzifix Ziegenmilch. Thomas verbarg seine verkrüppelte Hand unter seinem Umhang, während er mit

Keane durch Gassen und Sträßchen ging und an Hoftoren vorbei, hinter denen das Vieh brüllte. Die Kirchenglocken läuteten, riefen die Gläubigen zur Frühmesse. Thomas folgte dem Iren hügelabwärts, dorthin, wo die Straßen nicht mehr gepflastert waren und die festgetretenen Sandstraßen blutbefleckt. Hier wurde das Vieh geschlachtet, hier lebten die Armen der Stadt, und hier führte sie der Gestank nach Exkrementen auf einen kleinen Platz, auf dem drei Karren abgestellt worden waren. Vor jeden Karren waren zwei Ochsen geschirrt, und auf den Ladeflächen standen dickbäuchige Fässer. «Meiner Treu, der Unrat der Reichen stinkt gewaltig», sagte Keane.

«Wo sind die Fuhrmänner?»

«Sie trinken in der *Witwe*», Keane deutete auf eine kleine Schänke, «die Witwe ist eine zähe alte Vettel, der auch die Fuhrwerke gehören, und der Wein ist ein Teil der Bezahlung für die Fuhrmänner. Sie sollen aufbrechen, wenn die Stadttore geöffnet werden, aber zumeist bleiben sie noch beim Wein sitzen, was ein echtes Wunder ist.»

«Ein Wunder?»

«Dieser Wein ist grauenhaft. Schmeckt wie Kuhpisse.»

«Woher willst du das wissen?»

«Das ist eine Frage, die Doktor Lucius' würdig gewesen wäre. Seid Ihr sicher, dass Ihr das tun wollt?»

«Wie zum Teufel soll ich sonst aus der Stadt kommen?»

«Der Kniff dabei ist», sagte Keane, «zwischen die Fässer zu kriechen. Ihr schiebt Euch auf dem Bauch bis zur Mitte der Ladefläche, und kein Mensch bekommt mit, dass Ihr dort seid. Ich lasse Euch dann wissen, wann Ihr sicher wieder herauskommen könnt.»

«Du versteckst dich nicht mit mir?»

«Ich werde nicht gesucht! », sagte der Ire. «Ihr seid derjenige, den sie hängen wollen.»

«Hängen?»

«Bei Gott, Ihr seid Engländer! Thomas of Hookton! Anführer der Hellequin! Selbstverständlich wollen sie Euch hängen! Da würden mehr Leute kommen als am Hurensonntag! »

«Was ist der Hurensonntag?»

«Der Sonntag nach dem Fest von Sankt Nikolaus. An dem Tag sollen es die Huren kostenlos machen, aber das habe ich noch nie erlebt. Ihr habt nicht viel Zeit.» Er blieb stehen, als im ersten Stockwerk eines Hauses an dem kleinen Platz ein Fensterladen geöffnet wurde. Ein Mann blickte aus dem Fenster, gähnte und verschwand wieder. In der ganzen Stadt begannen die Hähne zu krähen. In einer Ecke regte sich ein Haufen Lumpen, und Thomas erkannte, dass dort ein Bettler geschlafen hatte. «Ganz und gar nicht viel Zeit», fuhr Keane fort. «Die Tore sind offen, also werden die Karren bald abfahren.»

«Lieber Gott», sagte Thomas.

«Ihr werdet ärger stinken als Judas Ischariot, wenn Ihr das hinter Euch habt. Ihr solltet jetzt auf den Wagen springen, es beobachtet uns niemand.»

Thomas rannte über den kleinen Platz und schob sich auf das hinterste Fuhrwerk. Der Gestank hätte einen Bären umgehauen. Die Fässer waren alt, sie leckten, besser gesagt, sie trieften, und auf der Ladefläche stand die braune Brühe einen Zoll hoch. Er hörte Keane leise lachen, dann atmete er tief ein und zwängte sich zwischen zwei der großen Fässer. Zwischen den Reihen war genügend Platz, damit sich ein Mann unter den in der Mitte gewölbten Fässern verbergen konnte. Etwas tropfte auf seinen Kopf. Fliegen krabbelten über sein Gesicht und seinen Hals. Er versuchte, flach zu atmen, als er sich in die Mitte der Ladefläche weiterschob, wo er sich die Kapuze seines Umhangs über den Kopf zog. Das Kettenhemd mit dem Lederfutter schützte ihn etwas vor dem schleimigen Unrat, aber er spürte trotzdem, wie die Nässe zwischen die Kettenglieder drang und sein Hemd und seine Haut feucht wurden.

Er musste nicht lange warten. Er hörte Stimmen, fühlte, wie das Fuhrwerk schaukelte, als zwei Männer aufstiegen und sich auf die vordersten Fässer hockten, dann folgte ein Peitschenknall. Jeder Ruck schlug Thomas’ Kopf gegen die triefende Seite eines Fasses. Die Fahrt schien endlos, doch wenigstens hatte Keane recht gehabt, was die Torwachen

anging, offenkundig winkten sie die drei Fuhrwerke einfach durch, denn der Karren hielt auf dem Weg von den schattigen Straßen der Stadt in die sonnenbeschienene Landschaft vor dem Tor nicht an. Keane ging neben dem Ochsengespann und unterhielt sich angeregt mit den Fuhrmännern, und dann schwankte der Karren gewaltig, als er einen Abhang hinuntergefahren wurde. Zähe Flüssigkeit schwappte in den Fässern, und ein wenig davon ergoss sich über Thomas' Rücken. Er fluchte leise, und dann fluchte er noch einmal, als der Wagen über ein paar Furchen holperte. Keane erzählte eine lange Geschichte von einem Hund, der aus dem Kloster Saint Stephane eine Hammelkeule gestohlen hatte, dann sagte er unvermittelt auf Englisch: «Kriecht jetzt heraus!» Der Ire fuhr mit seiner Erzählung fort, während sich Thomas rückwärts durch die Jauche schob und jedes Ruckeln des Karrens den Schmutz tiefer in seine Kleidung eindringen ließ.

Er warf sich von dem Fuhrwerk und landete auf der Grasnarbe zwischen den Karrenfurchen. Der Karren, dessen Fuhrmänner nicht bemerkt hatten, dass sie einen Fahrgast mitnahmen, rumpelte weiter. Keane lief grinsend zu Thomas zurück. «Bei Gott, Ihr seht furchtbar aus.»

«Vielen Dank auch.»

«Ich habe Euch aus der Stadt gebracht, oder etwa nicht?»

«Du bist ein wahrer Heiliger», sagte Thomas. «Nun müssen wir nur noch Pferde, Waffen und eine Möglichkeit

finden, Roland zu überholen.»

Sie waren auf einer Landstraße, die tief eingeschnitten zwischen hohen, von Olivenhainen begrenzten Böschungen lag. Die Straße fiel zu einem Flussufer hin ab, wo die Fässer des ersten Karrens im Wasser ausgekippt wurden. Ein brauner Streifen trieb flussabwärts. «Und wie finden wir Pferde?», fragte Keane sehnsüchtig.

«Das Wichtigste zuerst», sagte Thomas. Er schlug nach einer Fliege, dann stieg er die Böschung hoch und ging zwischen den Olivenbäumen nordwärts.

«Und was ist das Wichtigste?», fragte Keane.

«Der Fluss.»

Thomas ging, bis die drei Karren außer Sichtweite waren, dann zog er sich aus und sprang ins Wasser. Es war kalt. «Bei Gott, habt Ihr viele Narben», sagte Keane.

«Wenn du hübsch bleiben willst», sagte Thomas, «dann werde kein Soldat. Und jetzt wirf mir meine Kleidung her.»

Keane beförderte die Kleider mit Fußtritten ins Wasser, um sie nicht anfassen zu müssen. Thomas knetete sie, trampelte im Wasser darauf herum und schrubbte sie mit einem Stein, bis das Wasser klar blieb. Anschließend tauchte er das Kettenhemd wieder und wieder unter, um die Kettenglieder und das Leder von dem stinkenden Belag zu befreien. Ein letztes Mal ging er dann selbst mit dem Kopf unter Wasser, fuhr sich mit den Fingern durchs Haar und stieg wieder ans Ufer. Er wrang die Kleider so gut wie

möglich aus und zog sie feucht wieder an. Auch das Kettenhemd streifte er über. Es würde wieder ein warmer Tag werden, und sein Hemd und die Hose würden schnell trocknen. «Nach Norden», sagte er knapp. Zuerst musste er die Waffenknechte suchen, die er in der abgebrannten Mühle zurückgelassen hatte.

«Pferde und Waffen, habt Ihr gesagt?», fragte Keane.

«Wie viel haben sie auf mich ausgesetzt?»

«Das Gewicht Eurer rechten Hand in Goldmünzen, habe ich gehört.»

«Meiner Hand?», fragte Thomas, dann verstand er. «Weil ich ein Bogenschütze bin.»

«Und das ist erst der Anfang. Das Gewicht Eurer rechten Hand in Gold und das Gewicht Eures abgeschlagenen Kopfes in Silber. Sie hassen englische Bogenschützen.»

«Das ist ein hübsches Vermögen», sagte Thomas, «also wage ich zu vermuten, dass die Pferde und Waffen uns finden werden.»

«Wie das?»

«Bald werden sich die Leute fragen, ob ich aus der Stadt entkommen bin, und deshalb werden sie außerhalb der Stadt nach mir suchen. Bis dahin gehen wir Richtung Norden.»

Beim Gehen dachte Thomas an Genevieve. Sie war starr vor Entsetzen gewesen, als er ihr zum ersten Mal begegnet war, und das war allzu verständlich. Ein Scheiterhaufen

war vor ihrem Gefängnis aufgebaut worden, und sie sollte als Ketzerin verbrannt werden. Seither schmerzte die Erinnerung sie wie eine Narbe. Ganz gewiss wurde sie auch jetzt davon gequält. Thomas nahm an, dass sie und Hugh für den Moment sicher waren, jedenfalls bis Roland Bertille gefunden hatte, aber was dann? Der jungfräuliche Ritter wurde für seine Aufrichtigkeit verspottet, aber er war auch für seine Unbestechlichkeit berühmt; würde er also Genevieve und Hugh widerspruchslos gegen Bertille austauschen? Oder würde er es für seine heilige Pflicht halten, Genevieve der Kirche auszuliefern, sodass das Urteil vollstreckt werden konnte, das vor so langer Zeit gefällt worden war? Thomas musste um jeden Preis Karyl und seine anderen Waffenknechte finden. Er brauchte Männer, er brauchte Waffen, und er brauchte ein Pferd.

Sie folgten dem Fluss nach Norden. Die Sonne stieg höher, und die Olivenbäume wurden von Weinbergen abgelöst. Thomas sah etwa eine Meile entfernt fünf Männer und drei Frauen an den Weinstöcken arbeiten, doch von ihnen abgesehen war die Landschaft menschenleer. Er hielt sich soweit möglich in den Senken, während er weiter auf die Hügel zuging. Roland, dachte er, musste inzwischen wenigstens fünf Leugen von der Stadt entfernt sein. «Ich hätte ihn töten sollen», sagte er.

«Roland?»

«Ich hatte einen Bogenschützen, der auf seinen Kopf gezielt hat. Ich hätte ihn schießen lassen sollen.»

«Dieser Mann ist nicht leicht zu töten. Er wirkt zart, nicht wahr? Aber ich habe ihn in Toulouse kämpfen sehen, und bei Gott, er ist schnell! Schnell wie eine Schlange.»

«Ich muss vor ihn kommen», Thomas sprach mehr zu sich selbst als zu Keane. Aber warum Toulouse? «Weil es sicher ist», sagte er laut.

«Sicher?»

«Toulouse», sagte Thomas. «Wir können ihm nicht in die Stadt folgen. Sie gehört dem Comte d'Armagnac, und seine Männer bewachen die Straße im Norden. Das bedeutet, dass sie für de Verrec sicher ist.» De Verrec musste dafür sorgen, dass Genevieve nichts geschah, bis sie ausgetauscht wurde. Dann endlich kam Thomas auf die Lösung. «Er geht nicht nach Toulouse, er nimmt die Straße durch Gignac.»

Keane sah ihn verständnislos an. «Gignac?»

«Es gibt eine Straße durch Gignac, sie mündet in die Straße, die nördlich von Toulouse verläuft. Auf dieser Strecke ist er sicherer.»

«Wisst Ihr bestimmt, dass er nach Norden will?»

«Er geht nach Labrouillade! » Das war das offensichtliche Ziel. Dort konnte Genevieve festgehalten werden, bis Bertille ausgeliefert wurde.

«Wie weit ist es nach Labrouillade?»

«Fünf oder sechs Tagesritte», sagte Thomas. «Wir können über die Hügel, das ist schneller.» Zumindest *wäre* es schneller, wenn er sicher sein könnte, dass ihm unterwegs kein *Coredor* auflauerte. Er brauchte seine Waffenknechte. Er brauchte seine Bogenschützen mit ihren langen Kriegsbögen und ihren Pfeilen. Er brauchte ein Wunder.

Vor ihnen lagen Dörfer. Sie mussten umgangen werden. Die Landschaft wurde belebter, denn immer mehr Männer gingen auf die Felder oder in die Weinberge. Sie waren alle weit entfernt, doch Thomas war auf dem Land aufgewachsen und wusste, dass solchen Männern nichts entging. Die meisten kamen ihr Leben lang kaum ein paar Meilen weit von ihrem Haus weg und kannten jeden Baum, jeden Busch und jedes Tier in diesem kleinen Gebiet, etwas so Unbedeutendes wie ein auffliegender Vogel konnte sie vor einem Eindringling warnen, und sobald sie auf den Gedanken kamen, dass eine Belohnung in Gold, die dem Gewicht einer Männerhand entsprach, in ihrer Reichweite sein könnte, wären sie unerbittlich. Thomas überkam Verzweiflung. «An deiner Stelle», sagte er zu Keane, «würde ich jetzt in die Stadt zurückkehren.»

«Warum, im Namen Gottes?»

«Weil ich meine Zeit vergeude», sagte Thomas bitter.

«Ihr seid nun so weit gekommen», sagte Keane, «warum wollt Ihr jetzt aufgeben?»

«Und warum zum Teufel bist du bei mir? Du solltest gehen und dir die Belohnung holen.»

«Oh Gott, wenn ich noch ein Jahr bei Doktor Lucius' Vorlesungen absitzen und diesem elenden Wicht Roger de Beaufort zuhören muss, verliere ich den Verstand, so viel ist sicher. Es heißt, Ihr macht Männer reich!»

«Ist es das, was du willst?»

«Ich will auf einem Pferd sitzen», sagte Keane, «und als freier Mann durch die Welt reiten. Eine Frau wäre auch nicht zu verachten, oder zwei. Sogar drei!» Grinsend sah er Thomas an. «Ich will außerhalb der Regeln stehen.»

«Wie alt bist du?»

«Da bin ich nicht sicher, weil ich im Zählen noch nie gut war, aber vermutlich bin ich inzwischen ungefähr achtzehn. Oder neunzehn.»

«Die Regeln halten einen am Leben», sagte Thomas. Seine feuchten Kleider scheuerten, und an einem seiner Stiefel war eine Naht aufgegangen.

«Die Regeln halten einen gehorsam», sagte Keane, «andere machen die Regeln und geben einem eins drauf, wenn man sie bricht, deshalb habt Ihr sie gebrochen, nicht wahr?»

«Ich wurde nach Oxford geschickt», sagte Thomas. «Genau wie du sollte ich Priester werden.»

«Daher könnt Ihr also Latein.»

«Mein Vater hat mich schon als Kind Latein gelehrt. Latein, Griechisch, Französisch.»

«Und jetzt seid Ihr Sir Thomas of Hookton, der Anführer der Hellequin! Ihr habt Euch nicht an die Regeln gehalten, so ist es doch.»

«Ich bin Bogenschütze», sagte Thomas. Und jetzt bin ich ein Bogenschütze ohne Bogen, dachte er. «Und du wirst feststellen, dass ich derjenige bin, der die Regeln für die Hellequin macht.»

«Wie lauten sie?»

«Wir teilen die Beute, wir lassen einander nicht im Stich, wir vergewaltigen nicht.»

«Ah, man sagt nicht ohne Grund, dass Ihr bemerkenswert seid. Habt Ihr das gehört?»

«Was?»

«Ein Hund. Vielleicht auch zwei. Haben angeschlagen.»

Thomas blieb stehen. Sie hatten sich vom Fluss abgewandt und waren schneller gegangen, denn sie hatten einen Kastanienwald erreicht, der sie vor neugierigen Blicken verbarg. Er hörte leise den Wind in den Bäumen, weit entfernt einen Specht, dann das Bellen. «Verdammt», sagte er.

«Könnten auch nur Jäger sein.»

«Und was jagen sie?», fragte Thomas, dann ging er zum Rand des Waldes. Vor ihm befand sich ein trockener Graben, und dahinter lagen säuberlich

zusammengeschnürte Kastanienäste, mit denen die Weinreben aufgebunden wurden. Die Terrassen des Weinbergs fielen vor ihm bis zum Ufer des Flusses hinunter ab, und das Bellen der Hunde, denn es waren mindestens zwei, kam von diesem niedrigeren Gelände. Er lief ein paar Schritte in den Weinberg, hielt sich geduckt und sah drei Reiter und zwei Jagdhunde. Sie konnten auf der Jagd nach irgendetwas sein, doch Thomas vermutete, dass sie auf eine Bogenschützenhand aus waren. Sie hatten Speere. Die Jagdhunde liefen ihnen mit den Nasen am Boden voraus in Richtung des Kastanienwaldes. «An Hunde habe ich nicht gedacht», sagte Thomas, als er wieder in dem Wald bei Keane war.

«Mit denen gibt es keine Schwierigkeiten», sagte Keane mit heiterem Selbstvertrauen.

«Hinter *deiner* rechten Hand sind sie nicht her», sagte Thomas, «die Hunde haben Witterung aufgenommen. Wenn du gehen willst, wäre das jetzt ein guter Moment.»

«Nein, bei Gott! », sagte Keane. «Ich bin einer von Euren Männern, wisst Ihr noch? Wir lassen einander nicht im Stich.»

«Dann bleib hier. Versuch, dich nicht von einem Jagdhund zerfleischen zu lassen.»

«Sie werden mich nicht zerfleischen, Ihr werdet schon sehen.»

«Bleib einfach da stehen», sagte Thomas, «und sei still. Ich will, dass sie denken, du wärst allein.» Er griff nach einem Ast, zog sich mit seinen mächtigen Muskeln in den Baum hinauf und war bald vom Laubwerk verborgen. Er kauerte sich auf einen Ast. Alles hing davon ab, wo die Reiter anhielten, und das würden sie ganz bestimmt. Er hörte sie nun auch, hörte den dumpfen Hufschlag und die schnelleren Geräusche der Hunde, die ihnen vorausliefen. Keane war zu Thomas' Erstaunen auf die Knie gefallen und reckte die gefalteten Hände im Gebet gen Himmel. Das hat er auch bitter nötig, dachte Thomas, und dann waren die Jagdhunde in Sicht. Es waren zwei Wolfshunde mit grauer Decke und sabbernden Mäulern, die auf den Iren zurasten, und Keane schlug einfach die Augen auf, breitete die Arme aus und schnippte mit den Fingern.

«Gute Hundchen», sagte der Ire. Mit einem Mal winselten die Wolfshunde. Einer hatte sich vor Keanes Knie gelegt, der andere leckte ihm die ausgestreckte Hand. «Runter, mein Junge», sagte Keane auf Französisch, dann kraulte er die Hunde zwischen den Ohren. «Ist es nicht ein schöner Morgen, um einen Engländer zu jagen, was meint ihr beiden?»

Die Reiter waren inzwischen herangekommen und duckten sich auf ihren Pferden unter den niedrigen Ästen hindurch. «Verfluchte Hunde», sagte einer von ihnen überrascht bei dem Anblick der Wolfshunde, die Keanes

Schmeicheleien erlegen waren. «Wer seid Ihr?», rief der Mann.

«Ein Mann im Gebet», antwortete Keane, «und auch Euch einen guten Morgen, Ihr Herren.»

«Gebet?»

«Gott hat mich zu Seinem Priesteramt berufen», sagte Keane salbungsvoll, «und ich fühle mich Ihm am nächsten, wenn ich in der Morgendämmerung Seiner gesegneten Tage im Wald bete. Gott segne Euch, und was führt Euch Herren so früh am Tag aus der Stadt?» Sein schwarzes, grobgewebtes Gewand verlieh ihm ein recht überzeugendes Auftreten als Geistlicher.

«Wir jagen», sagte einer der Männer belustigt.

«Ihr seid kein Franzose», sagte ein anderer.

«Ich bin aus Irland, der Heimat von Sankt Patrick, und zu Sankt Patrick habe ich auch gebetet, damit er die Wildheit Eurer Hunde bezwingt. Sind sie nicht possierlich?»

«Eloise! Abelard!», rief der Reiter seine Jagdhunde, doch keiner rührte sich. Sie blieben bei Keane.

«Und was jagt Ihr», fragte Keane.

«Einen Engländer.»

«Den werdet Ihr hier nicht finden», sagte Keane, «und wenn es der Mann ist, an den ich denke, dann müsste er doch noch in der Stadt sein.»

«Vielleicht», sagte einer der Männer. Er und seine Gefährten befanden sich links unterhalb von Thomas, er

konnte sie durch das Laubwerk gerade eben sehen. Drei junge Männer, prächtig angetan mit edler Kleidung und Federn an den Kappen und langen Stiefeln in den Steigbügeln. Zwei hatten Eberspeere mit breiten Klingen und Querstücken dicht unter dem Klingenblatt in der Hand, und alle drei hatten Schwerter. «Vielleicht aber auch nicht», sagte der Mann. Er trieb sein Pferd weiter vor. «Ihr kommt zum Beten hierher?»

«Habe ich das nicht gesagt?»

«Irland liegt nahe bei England, ist es nicht so?»

«Diesen Fluch muss mein Land tragen, da habt Ihr recht.»

«Und in der Stadt», sagte der Reiter, «hat ein Bettler zwei Männer bei der Witwe gesehen. Einen in einem Studentengewand, und der andere ist auf einen Fäkalienkarren gestiegen.»

«Und da habe ich gedacht, ich wäre der einzige Frühaufsteher unter den Studenten!»

«Eloise! Abelard!», rief der Besitzer der Hunde wütend, aber die Jagdhunde winselten bloß und rückten sogar noch ein Stückchen dichter an Keane heran.

«Erst wollte der Bettler ja nur zu den Magistratsherren gehen», nahm der erste Mann den Bericht wieder auf, «aber dann hat er uns gleich alles erzählt, vielleicht können wir auch Eurer Erinnerung auf die Sprünge helfen.»

«Ich kann immer Hilfe brauchen», sagte Keane, «deshalb bete ich ja.»

«Die Hunde haben eine Witterung aufgenommen», sagte der Mann.

«Kluge Hundchen», sagte Keane und tätschelte die beiden grauen Köpfe.

«Sie sind ihr bis hierher gefolgt.»

«Ah, sie haben mich gerochen! Kein Wunder, dass sie so eifrig gerannt sind.»

«Und am Fluss waren die Fußspuren von zwei Männern», fügte ein anderer Mann hinzu.

«Ich glaube, Ihr habt einige Fragen zu beantworten.» Der erste Mann grinste.

«Warum Ihr ein Schwarzrock werden wollt, zum Beispiel», sagte der Hundebesitzer. «Mögt Ihr vielleicht keine Frauen?» Die anderen beiden Reiter lachten. Thomas sah sie sich genauer an. Sehr reiche junge Männer, die Sättel und das Zaumzeug waren kostspielig, ihre Stiefel blank gewichst. Waren es Söhne von Händlern? Er vermutete, dass es die Sorte reicher junger Männer war, die aufgrund der Stellung ihrer Väter sorglos die abendliche Sperrstunde in der Stadt missachten konnten, junge Gecken, die auf Streit aus waren und sich darauf verlassen konnten, nicht die Konsequenzen tragen zu müssen. Männer, die anscheinend einen Bettler getötet hatten, damit sie die Belohnung nicht mit ihm teilen mussten. «Warum will ein Mann Priester werden?», fragte der Reiter verächtlich. «Vielleicht, weil er kein Mann ist, eh? Das werden wir jetzt

herausfinden. Ausziehen! » Seine Gefährten, die sich den Spaß nicht entgehen lassen wollten, trieben ihre Pferde vorwärts, sodass sie unter dem Ast vorbeikamen, auf dem Thomas saß. Er ließ sich fallen.

Er landete auf dem letzten Reiter, schlang ihm den rechten Arm um den Hals und packte mit der Linken den Eberspeer. Der Mann ließ los. Das Pferd stellte sich wiehernd auf die Hinterbeine und warf sie ab. Thomas schlug hart auf den Boden, der Reiter fiel auf ihn. Der linke Fuß des Mannes hatte sich im Steigbügel verfangen, und das Pferd jagte los und zog den Mann hinter sich her, während sich Thomas aufrichtete und das Heft des Speers in beide Hände nahm. Der zweite Speerträger ließ sein Pferd umdrehen, Thomas schwang die Waffe in einem wilden Bogen herum und traf mit der flachen Seite der Klinge den Kopf des Reiters. Der Mann schwankte im Sattel, da lief Thomas schon dem Anführer nach, der versuchte, sein Schwert zu ziehen, doch Keane hielt ihn am Unterarm fest, während das Pferd verstört im Kreis ging. Die Hunde sprangen an Keane und dem Pferd hoch, weil sie all das für ein Spiel hielten. Thomas schwang den Speer, und die breite Klinge schlitzte den Reiter unterhalb des Rippenbogens auf. Der Mann schrie vor Schmerz, Keane zog ihn aus dem Sattel und hob zugleich sein rechtes Knie, sodass der Mann mit dem Kopf dagegenschlug und benommen auf die Erde stürzte. Dem ersten Mann war es

gelungen, seinen Fuß aus dem Steigbügel zu befreien, schwankend kam er hoch, Thomas trat ihm gegen die Kehle, und er ging wieder zu Boden. Der dritte Reiter saß noch im Sattel, aber der Schlag gegen seinen Kopf hatte dazu geführt, dass er ins Nichts starrte und sinnlos den Mund öffnete und schloss. «Hol die Pferde», befahl Thomas, an Keane gewandt, dann rannte er aus dem Wald, sprang über den Graben und schnitt mit seinem Messer die Schnur durch, mit denen die Bündel aus Kastanienästen zusammengebunden waren. «Wir fesseln die Bastarde», erklärte er Keane, «und wenn du dich umziehen willst, bedien dich.» Er zog den dritten Mann aus dem Sattel und versetzte dem ohnehin schon Betäubten einen Hieb mit der Hand, der Blut aus seinem Ohr fließen ließ.

«Ist das Samt?», fragte Keane, der die Jacke eines der Männer betastete. «Ich habe schon immer gedacht, dass mir Samt gut stehen würde.»

Thomas zog allen drei Männern die Stiefel aus und fand ein Paar, das ihm passte. In den Satteltaschen eines Pferdes entdeckte er eine Flasche Wein, etwas Brot und ein großes Stück Käse, und er teilte dieses Mahl mit Keane. «Kannst du reiten?»

«Meine Güte, ich komme aus Irland! Ich bin auf dem Pferderücken geboren!»

«Also zieh sie bis auf die Haut aus und fessle sie.» Thomas half Keane beim Fesseln der drei Männer, dann streifte er

seine feuchte Kleidung ab und suchte sich eine Hose, die ihm passte, ein Hemd und eine schöne Lederjacke, die ihm zwar um die Bogenschützenmuskeln zu eng, aber immerhin trocken war. Er schnallte sich einen Schwertgürtel um die Hüfte. «Du hast also den Bettler getötet?», fragte er einen der drei. Der Mann schwieg, und Thomas schlug ihm heftig ins Gesicht. «Du kannst von Glück sagen, dass ich dir nicht die Eier abschneide», sagte er, «aber wenn du noch einmal eine Frage von mir nicht beantwortest, ist das erste von deinen Eiern dran. Hast du den Bettler getötet?»

«Er lag sowieso schon im Sterben», sagte der junge Mann missmutig.

«Dann war es also ein Akt christlicher Nächstenliebe, eh?», sagte Thomas. Er beugte sich vor und hielt dem Mann sein Messer zwischen die Beine. Er sah das Entsetzen auf dem mürrischen Gesicht. «Wer bist du?»

«Mein Name ist Pitou, mein Vater ist Magistratsherr, er wird für mich zahlen! », stammelte er verzweifelt.

«Pitou ist ein bedeutender Mann in der Stadt», sagte Keane, «ein Weinhändler, der lebt wie ein Edelmann. Isst von Goldtellern, erzählen die Leute.»

«Ich bin sein einziger Sohn», flehte Pitou, «er wird für mich bezahlen! »

«Oh ja, das wird er», sagte Thomas. Dann schnitt er die Stricke durch, mit denen Pitous Hand- und Fußgelenke gefesselt waren. «Zieh dich an», sagte er und beförderte

seine eigenen, feuchten Sachen mit einem Fußtritt vor den verängstigten Jüngling. Als er angezogen war, band er die Handgelenke des Jungen wieder zusammen, und viel mehr als ein Junge war er nicht, er mochte vielleicht siebzehn Jahre alt sein. «Du kommst mit uns», sagte er, «und wenn du Montpellier wiedersehen willst, betest du lieber, dass mein Diener und meine beiden Waffenknechte noch am Leben sind.»

«Das sind sie! », sagte Pitou eifrig.

Thomas wandte sich den anderen beiden zu. «Sagt Pitous Vater, dass er seinen Sohn zurückbekommt, wenn meine Männer in Castillon d'Arbizon eintreffen. Und wenn sie ohne ihre eigenen Waffen, Rüstungen, Pferde und Kleider kommen, wird sein Sohn ohne Augen nach Hause geschickt.» Pitou starrte Thomas an, als er diese Worte hörte, dann beugte er sich unvermittelt vor und übergab sich. Thomas lächelte. «Außerdem soll sein Vater den Handschuh eines erwachsenen Mannes mit Genovini gefüllt mitschicken, und ich meine, *richtig* gefüllt. Habt ihr verstanden?»

Einer der beiden nickte, und Thomas verlängerte die Steigbügelgurte des größten Pferdes, eines grauen Hengstes, und schwang sich in den Sattel. Er hatte ein Schwert, einen Speer, ein Pferd und Hoffnung.

«Die Jagdhunde kommen mit uns», verkündete Keane, als er auf einen braunen Wallach stieg. Dann nahm er die

Zügel des dritten Pferdes, auf dem Pitou ritt.

«Werden sie das?», fragte Thomas.

«Sie mögen mich, also werden sie es tun. Wohin gehen wir jetzt?»

«Ich habe Männer in der Nähe, wir gehen Richtung Norden.»

Sie ritten nordwärts.

Roland de Verrec war unzufrieden. Dabei hätte er außer sich vor Begeisterung sein sollen, denn der erfolgreiche Abschluss seiner Aufgabe war in Sicht. Er hatte Thomas of Hooktons Frau und sein Kind gefangen, doch obwohl er nicht daran zweifelte, dass sie gegen die ehebrecherische Comtesse Bertille de Labrouillade ausgetauscht werden würden, hatte Roland vor der Gefangennahme gezögert. Es widersprach seinen romantischen Idealen, eine Frau und ein Kind zu benutzen, doch die Waffenknechte, die ihn unterstützten, alle sechs im Dienst des Comtes de Labrouillade, hatten ihn überzeugt. «Wir werden ihnen nichts zuleide tun», hatte ihr Anführer Jacques Sollière gesagt, «wir setzen sie nur als Mittel zum Zweck ein.»

Die Gefangennahme war einfach gewesen. Der Magistrat von Montpellier hatte Roland Männer zur Verfügung gestellt, und Genevieve und ihr Sohn waren ergriffen worden, als sie mit zwei Waffenknechten und einem Diener als einzigem Schutz die Stadt verlassen wollten. Diese drei

Begleiter saßen nun in der Zitadelle von Montpellier, aber um sie machte Roland sich keine Sorgen. Seine ritterliche Pflicht war es, Labrouillade zu erreichen und seine Gefangenen gegen die untreue Frau des Comte auszutauschen.

Doch er fühlte sich auf unbestimmte Art nicht recht ritterlich bei dieser Aufgabe. Roland bestand darauf, dass Genevieve und ihr Kind mit aller Höflichkeit behandelt wurden, doch sie vergalt ihm diese Gunst mit trotziger Verachtung, und ihre Worte verletzten ihn. Wäre Roland erfahrener gewesen, dann hätte er den Schrecken hinter ihrer Verachtung erkannt, aber er spürte nur die Stiche ihrer spitzen Worte und versuchte sie milde zu stimmen, indem er dem kleinen Hugh Geschichten erzählte. Die Geschichte vom Goldenen Vlies erzählte er dem Jungen und wie der große Held Ipomadon sich verkleidete, um ein Turnier zu gewinnen, und wie Lancelot das Gleiche getan hatte, und Hugh hörte ihm gebannt zu, während seine Mutter die Erzählungen bloß zu verabscheuen schien. «Und warum haben jene Männer gekämpft?», fragte sie.

«Um zu siegen, Madame», sagte Roland.

«Nein, sie haben für ihre Geliebten gekämpft», sagte Genevieve. «Ipomadon hat für Königin Stolz gekämpft und Lancelot für Guinevere, die, ebenso wie die Comtesse de Labrouillade, mit einem anderen Mann verheiratet war.»

Bei diesen Worten errötete Roland. «Ich würde nicht sagen, dass sie ein Liebespaar waren», äußerte er steif.

«Was denn sonst?», fragte Genevieve mit zunehmender Wut. «Und Guinevere war eine Gefangene, wie ich es bin.»

«Madame! »

«Wenn ich keine Gefangene bin», forderte sie, «dann lasst mich gehen.»

«Ihr seid eine Geisel, Madame, und steht unter meinem Schutz.»

Darüber lachte Genevieve nur. «Unter Eurem Schutz?»

«Bis Ihr ausgetauscht werdet, Madame», sagte Roland förmlich. «Ich schwöre, Euch wird kein Leid geschehen, solange es in meiner Macht steht, das zu verhindern.»

«Oh, hört auf mit Eurem einfältigen Geschwätz und erzählt lieber meinem Sohn die nächste Geschichte von Ehebruch», zischte sie.

Also erzählte Roland, was er für eine wesentlich unverfänglichere Geschichte hielt, nämlich die glorreiche Legende seines Namenspatrons, des großen Roland de Roncesvalles. «Er ist gegen die Mauren in Spanien gezogen», erklärte er Hugh. «Weißt du, wer die Mauren sind?»

«Heiden», sagte Hugh.

«Ganz recht! Sie sind Heiden und hängen dem falschen Gott an, und als die französische Armee über die Pyrenäen zurückkam, wurde sie von den verräterischen Heiden in

eine Falle gelockt! Roland befehligte die Nachhut, und die Feinde waren ihm zwanzig zu eins überlegen, manche sagen sogar, fünfzig zu eins! Doch er besaß ein mächtiges Schwert, Durandal, das einst Hektor von Troja gehört hatte, und diese mächtige Klinge zerschmetterte seine Feinde. Sie starben in Scharen, doch es zeigte sich, dass nicht einmal Durandal die heidnischen Horden zurückhalten konnte, und schon drohten die armen Christen überwältigt zu werden. Aber Roland besaß auch ein magisches Signalhorn, Olifant, und er blies in das Horn, er blies so kräftig hinein, dass ihn die Anstrengung tötete, aber der Klang Olifants rief König Karl den Großen und seine prächtigen Ritter herbei, die den dreisten Gegner niedermetzelten! »

«Sie waren vielleicht dreist», sagte Genevieve, «aber niemals waren es Mauren. Es waren Christen.»

«Madame! », protestierte Roland.

«Macht Euch nicht lächerlich», sagte sie. «Wart Ihr jemals in Roncesvalles?»

«Nein, Madame.»

«Aber ich war dort! Mein Vater war ein Gaukler und Feuerschlucker. Wir zogen von Ort zu Ort und verdienten uns ein paar Münzen, unterwegs haben wir viele Geschichten gehört, in Roncesvalles wussten sie, dass es Basken waren, Christen bis auf den letzten Mann, die Roland in den Hinterhalt lockten. Sie haben ihn auch

getötet. Ihr behauptet einfach nur, es waren die Mauren, weil Ihr es nicht ertragen könnt, dass Euer Held von aufständischen Bauern getötet worden sein soll. Und was für ein Heldentod soll das sein? In ein Horn zu blasen und umzufallen?»

«Roland ist ein ebenso großer Held wie Artus! »

«Der zu klug war, um sich dadurch umzubringen, dass er in ein Horn blies. Und wenn wir gerade von Hörnern sprechen, warum dient Ihr dem Comte de Labrouillade?»

«Um das Rechte zu tun, Madame.»

«Das Rechte! Indem Ihr dieses arme Mädchen an sein Schwein von einem Gemahl ausliefert?»

«Ihren rechtmäßigen Gemahl.»

«Der die Frauen und Töchter seiner Pächter schändet», sagte sie, «warum also bestraft Ihr nicht Ihn für seinen Ehebruch?» Darauf wusste Roland keine Antwort, und er sah nur Hugh stirnrunzelnd an, weil es ihn peinigte, dass ein so heikler Gesprächsgegenstand vor einem kleinen Jungen ausgebreitet wurde. Genevieve lachte. «Oh, Hugh darf ruhig zuhören», sagte sie. «Ich will, dass er ein anständiger Mann wird wie sein Vater, und deshalb bilde ich ihn. Keinesfalls will ich, dass er ein Narr wird wie Ihr.»

«Madame! », protestierte Roland erneut.

Genevieve fauchte: «Vor sieben Jahren, als Bertille zwölf Jahre alt war, wurde sie mit Labrouillade verheiratet, der

zu der Zeit zweiunddreißig war und ihre Mitgift wollte. Welche Wahl hatte sie? Sie war zwölf! »

«Sie ist ihm vor dem Gesetz angetraut, vor Gott.»

«Einer abscheulichen Kreatur, auf die Gott spucken würde.»

«Sie ist seine Gemahlin», beharrte Roland, doch er fühlte sich überaus unwohl dabei. Er wünschte, er hätte diese Aufgabe niemals angenommen, doch er hatte es getan, und die Ehre verlangte es, sie zu Ende zu führen, und so ritten sie weiter nordwärts. Sie übernachteten in einem Gasthaus am Marktplatz von Gignac, und Roland bestand darauf, vor der Tür von Genevieves Zimmer zu schlafen. Sein Knappe teilte sich die Nachtwache mit ihm. Rolands Knappe war ein gewitzter Vierzehnjähriger namens Michel, den Roland in den Rittertugenden ausbildete. «Ich vertraue den Männern des Comtes de Labrouillade nicht», erklärte Roland dem Jungen, «ganz besonders nicht Jacques, also schlafen wir hier mit unseren Schwertern.» Die Männer des Comtes hatten die blonde Genevieve den ganzen Tag lang mit Blicken verschlungen, und Roland hörte ihr Lachen hinter sich und nahm an, dass sie von seiner Geisel sprachen, aber sie machten in dieser Nacht keinen Versuch, an Roland vorbeizukommen, und am nächsten Morgen ritten sie weiter nach Norden und kamen auf die große Straße Richtung Limoges. Auf dem Weg quälte Genevieve Roland

mit der Vorstellung, dass ihr Gemahl aus Montpellier entkommen sein könnte.

«Er ist schwer zu fangen», sagte sie, «und seine Rache ist fürchterlich.»

«Ich fürchte den Kampf mit ihm nicht», sagte Roland.

«Dann seid Ihr ein Narr. Glaubt Ihr, Euer Schwert wird Euch beschützen? Nennt Ihr es Durandal?» Sie lachte, als er errötete, denn er tat es offenkundig. «Aber Thomas hat einen dunkel gestrichenen Eibenstock», sagte sie, «und eine Sehne aus Hanf und Pfeile aus weiß geschälter Esche. Habt Ihr jemals gegen einen englischen Bogenschützen gekämpft?»

«Er wird ritterlich kämpfen.»

«Seid doch kein solcher Narr! Er wird Euch Fallen stellen und Euch mit Listen verwirren und Euch täuschen, und am Ende des Kampfes habt Ihr so viele Pfeile im Körper stecken, wie eine Bürste Borsten hat. Er könnte schon vor Euch sein! Vielleicht erwarten Euch die Bogenschützen irgendwo an der Straße. Ihr würdet sie nicht entdecken. Als Erstes würdet Ihr die heranjagenden Pfeile sehen, dann schreien die Pferde, und dann sterben Eure Männer.»

«Sie hat recht», warf Jacques Sollière ein.

Roland lächelte tapfer. «Sie werden nicht schießen, Madame, denn sie hätten Angst, Euch zu treffen.»

«Ihr wisst gar nichts! Sie können Euch auf zweihundert Schritt den Rotz aus der Nase holen. Sie werden schießen.»

Sie fragte sich, wo Thomas war. Sie fürchtete, wieder in die Hände der Kirche zu fallen. Sie fürchtete um ihren Sohn.

Die nächste Nacht verbrachten sie im Gästehaus eines Klosters, und wieder bewachte Roland ihre Türschwelle. Es gab keinen anderen Zugang zu dem Raum, keinen Fluchtweg. Auf der Straße, bevor sie bei dem Kloster ankamen, waren sie an einer Gruppe Händler vorbeigekommen, die zu ihrem Schutz einen Trupp Bewaffneter angeheuert hatten, und Genevieve hatte ihnen zugerufen, sie werde gegen ihren Willen festgehalten. Die Männer hatten sie besorgt angesehen, bis Roland höflich und ruhig gesagt hatte, sie wäre seine Schwester und mondsüchtig. Das Gleiche sagte er, als Genevieve versuchte, sich an andere Fußgänger zu wenden. «Ich bringe sie an einen Ort, an dem heilige Nonnen für sie sorgen werden», sagte er, und die Leute hatten ihm geglaubt und waren vorbeigegangen.

«Also lasst Ihr Euch zum Lügen herab», hatte Genevieve ihn verhöhnt.

«Eine Lüge im Dienste Gottes ist keine Lüge.»

«Und was Ihr hier verrichtet, ist ein Dienst für Gott?»

«Die Ehe ist ein Sakrament. Mein Leben ist dem Dienst für Gott geweiht.»

«Seid Ihr deshalb noch Jungfrau?»

Er wurde wieder rot, dann runzelte er die Stirn, beantwortete die Frage jedoch ernsthaft. «Mir wurde

offenbart, dass meine Stärke im Kampf auf meiner Reinheit beruht.» Er hielt inne, um sie anzusehen. «Es war die Jungfrau Maria, die zu mir gesprochen hat.»

Genevieve hatte sich über ihn lustig gemacht, doch irgendetwas an seinem Tonfall ließ ihren Spott versiegen. «Was hat sie gesagt?»

«Sie war wunderschön», sagte Roland sehnsüchtig.

«Und sie hat zu Euch gesprochen?»

«Sie schwebte von der Decke der Kapelle zu mir herab», sagte er, «und hat mir erklärt, dass ich bis zu meiner Heirat keusch leben muss. Dass Gott mich segnen würde. Dass ich auserwählt sei. Ich war damals noch ein Junge, aber ich war auserwählt.»

«Ihr hattet einen Traum.» Genevieve klang abweisend.

«Eine Vision», stellte er richtig.

«Ein Junge träumt von einer schönen Frau», sagte Genevieve mit neu erwachtem Spott, «das ist keine Vision.»

«Und sie hat mich berührt und mir gesagt, dass ich rein bleiben muss.»

«Das könnt Ihr ja dem Pfeil erzählen, der Euch töten wird», hatte Genevieve zurückgegeben, und Roland war in Schweigen verfallen.

Nun, am dritten Tag ihrer Reise, hielt er beständig auf der Straße vor ihnen nach einem Zeichen der Hellequin Ausschau. Es waren recht viele Reisende unterwegs; Händler, Pilger, Viehtreiber oder Leute, die zum Markt

gingen, aber keiner von ihnen berichtete von bewaffneten Männern. Roland wurde immer vorsichtiger und hatte zwei Waffenknechte des Comtes eine Viertelmeile vorausgeschickt, um die Straße zu überprüfen, doch im gesamten Verlauf des Tages brachten sie keine beunruhigenden Nachrichten. Roland war angespannt, weil sie so langsam vorankamen, und hatte den Verdacht, dass Genevieve absichtlich für Verzögerungen sorgte, doch er hatte keinen Beweis dafür, und seine Höflichkeit verlangte, dass er jede ihrer Bitten respektierte, sich zurückziehen zu können. Waren die Blasen von Frauen wirklich so klein? Doch in zwei Tagen, dachte Roland, hätten sie Labrouillade erreicht und könnten eine Botschaft an die Hellequin schicken, mit der sie Bertilles Rückkehr im Austausch für Thomas' Frau und Kind verlangten, und so versuchte sich Roland damit zu beruhigen, dass sein ritterlicher Auftrag schon fast erfüllt war. «Wir müssen uns einen Ort zum Übernachten suchen», sagte er zu Genevieve an ihrem dritten Reisetag bei Sonnenuntergang.

Dann sah er seine Späher von Norden herangaloppieren. Einer von ihnen schwenkte wild die Arme.

«Er hat etwas gesehen», sagte Roland mehr zu sich selbst als zu einem seiner Begleiter.

«Mein Gott», sagte einer der Waffenknechte, denn nun sahen auch sie, was die Späher in Aufregung versetzt hatte. Der Tag ging zur Neige, und die Sonne warf lange Schatten

über die Landschaft, doch auf einer Hügelkuppe im Norden, grell beleuchtet von den letzten Sonnenstrahlen, waren Männer. Männer und Stahl, Männer und Eisen, Männer und Pferde. Das Licht blitzte auf Rüstungen und Waffen, auf Helmen und auf der Spitze einer Flaggenstange, auch wenn die Flagge zu weit weg war, um sie deutlich sehen zu können. Roland versuchte die Männer zu zählen, doch die Reiter bewegten sich zu schnell. Waren es zwölf? Fünfzehn?»

«Vielleicht lebt Ihr nicht mehr lange genug, um noch einmal übernachten zu können», sagte Genevieve.

«Sie können uns nicht überholt haben», sagte Jacques, wenn auch ohne große Überzeugung.

Panik ließ Roland zögern. Er war selten in Panik. Bei einem Turnier, selbst bei einem wilden Nahkampf, blieb er in all dem Getümmel ganz ruhig. Er fühlte sich in solchen Momenten, als würde ein Engel ihn beschützen, ihm Gefahren anzeigen und Gelegenheiten zum Zuschlagen. Er war schnell, sodass es ihm auch im größten Tumult so schien, als bewegten sich die anderen Männer nur langsam. Doch nun spürte er echte Angst. Hier gab es keine Regeln, keine Marschälle, die einen Kampf unterbrachen, nur Gefahr.

«Das Erste, was Ihr bemerken werdet», sagte Genevieve, «ist ein heranjagender Pfeil.»

«Da drüben muss ein Dorf sein! » Einer der Späher, dessen Pferd mit weißen Schweißflocken bedeckt war, galoppierte an die Seite des zögernden Roland und deutete nach Osten. «Da drüben ist ein Turm.»

«Ein Kirchturm?»

«Möglich. Jedenfalls ist da ein Turm. Es ist nicht weit, vielleicht eine Leuge.»

«Wie viele Männer habt ihr gesehen?», fragte Roland.

«Zwei Dutzend? Es könnten auch mehr sein.»

«Reiten wir! », knurrte Jacques.

Ein holpriger Pfad führte durch ein bewaldetes Tal auf den verborgenen Turm zu. Roland nahm ihn eilig und führte Genevieves Stute am Zügel mit sich. Als er einen Blick über die Schulter warf, sah er, dass die Männer von der Hügelkuppe verschwunden waren, dann war er zwischen den Bäumen und duckte sich unter niedrigen Ästen hindurch. Er glaubte, hinter sich Hufschlag zu hören, doch er sah nichts. Sein Herz raste auf eine Art, wie es bei den Turnieren niemals geschah. «Reite voraus», sagte er zu seinem Knappen Michel, «stelle fest, wem der Turm gehört, und bitte um Obdach. Los! Los! »

Roland sagte sich, dass es nicht Thomas sein konnte, der ihn verfolgte. Wenn Thomas aus Montpellier entkommen war, dann musste er südlich von Roland sein, nicht nördlich, oder? Möglicherweise wurde er überhaupt nicht verfolgt. Möglicherweise waren die Männer auf einer unschuldigen

Reise, doch warum waren sie dann bewaffnet? Warum trugen sie dann Helme? Die Hufschläge seines Pferdes klangen dumpf auf dem Blättermulch. Dann ritten sie durch einen seichten Fluss und in leichtem Galopp an einem kümmerlichen Weinberg vorbei. «Die Männer von Thomas nennen ihre Pfeile den Stahlhagel des Teufels», sagte Genevieve.

«Schweigt!», zischte Roland, seine Höflichkeit vergessend. Zwei Männer des Comtes ritten dicht bei Genevieve, um dafür zu sorgen, dass sie sich nicht vom Pferd fallen ließ. Roland kam auf eine leichte Anhöhe, sah sich um und entdeckte keine Verfolger, dann war er über die niedrige Kuppe hinweg und sah ein Dörfchen vor sich und knapp dahinter den Turm einer halb eingestürzten Kirche. Die Sonne war nun beinahe untergegangen, und der Turm lag im Schatten. Bei der Kirche war kein Licht zu sehen.

Die Pferde donnerten durch das Dorf, scheuchten Federvieh, Hunde und Ziegen auf. Die meisten Häuser waren verlassen, die Strohdächer altersschwarz oder eingefallen, und Roland wurde bewusst, dass dieses Dorf von der Pest heimgesucht worden sein musste. Er bekreuzigte sich. Eine Frau riss ihr Kind vor den Pferden weg. Ein Mann rief ihnen eine Frage zu, doch Roland beachtete ihn nicht. Er stellte sich den Stahlhagel des Teufels vor. Stellte sich vor, wie die Pfeile aus dem Zwielicht herabjagten, um Männer und Pferde niederzumetzeln, und

dann stand er auf einem kleinen Friedhof, und einer seiner Männer hatte in dem halb eingestürzten Kirchenschiff die Treppe gefunden, die in den alten Glockenturm führte. «Er ist leer», rief der Mann.

«Hinein», befahl Roland.

Und so betrat Roland im Dämmerlicht den düsteren Turm.

Sieben

Als Thomas, Keane und ihr Gefangener bei der Mühle eintrafen, fanden sie Karyl und neun weitere Waffenknechte kampfbereit vor. Alle trugen ihre Rüstungen, die Pferde waren gesattelt, und sie waren unruhig. «Wir wissen, was mit Genevieve geschehen ist», lautete Karyls Begrüßung.

«Woher?»

Karyl deutete mit einer Kopfbewegung auf einen Mann, der keine Bewaffnung trug, sondern nur Hose, Hemd, Stiefel und einen Umhang. Der Mann war bei Thomas' Anblick zurückgewichen, doch Thomas trabte auf ihn zu. «Passt auf diesen Bastard auf», befahl er Karyl über die Schulter und deutete auf Pitou. «Wenn er Ärger macht, verpass ihm ein paar Hiebe.» Er zügelte sein Pferd vor dem widerstrebenden Mann und blickte in ein sehr ängstliches Gesicht. «Was ist mit Eurem Mönchshabit passiert?», fragte er.

«Ich habe ihn noch», sagte Bruder Michael.

«Und warum tragt Ihr ihn dann nicht?»

«Weil ich kein Mönch sein will! », begehrte Bruder Michael auf.

«Er hat uns die Nachricht gebracht», sagte Karyl. «Er hat erzählt, dass Genevieve gefangen wurde und man Euch jagt.»

«Sie haben Genevieve», bestätigte Thomas.

«De Verrec?»

«Ich vermute, er bringt sie nach Labrouillade.»

«Ich habe die übrigen Männer nach Castillon geschickt», sagte Karyl, «und Sire Henri ausrichten lassen, er möge uns wenigstens vierzig Mann nachschicken. Das war sein Vorschlag.» Er nickte zu Bruder Michael hinüber.

Thomas betrachtete den Mönch. «Euer Vorschlag?»

Bruder Michael sah ängstlich zu dem Hügel hinauf, als suchte er nach einem Platz, an dem er sich verstecken konnte. «Es schien mir vernünftig», sagte er schließlich.

Thomas war dagegen nicht so sicher, ob es sich um einen vernünftigen Vorschlag handelte. Er hatte zehn Männer, zwölf, wenn man den unwilligen Studenten und den noch unwilligeren Mönch mitzählte, und sie würden Roland de Verrec verfolgen, während die Männer aus Castillon d’Arbizon in einem feindlich gesinnten Land nach Thomas suchten. Es konnte verhängnisvoll ausgehen, wenn eine der beiden kleinen Gruppen auf einen größeren gegnerischen Verband traf. Aber wenn es ihnen gelang, sich zusammenzuschließen? «Es war vermutlich ein guter Vorschlag», sagte er widerwillig. «Und jetzt geht Ihr zurück nach Montpellier?»

«Ich? Warum?», fragte Bruder Michael aufgebracht.

«Um zu lernen, wie man Pisse ausschnüffelt.»

«Nein! »

«Was wollt Ihr dann?»

«Bei Euch bleiben.»

«Oder bei Bertille?»

Bruder Michael verfärbte sich. «Bei Euch bleiben, Sire.»

Thomas nickte Keane zu. «Er will kein Priester werden, und du willst kein Mönch werden. Jetzt seid ihr beide Hellequin.»

Bruder Michael sah ihn ungläubig an. «Ich bin Hellequin?», fragte er aufgeregt.

«Das seid Ihr», sagte Thomas.

«Jetzt brauchen wir nur noch ein paar üppige junge Mädchen, die keine Nonnen werden wollen», sagte Keane fröhlich.

«Roland de Verrec ist nicht hier entlanggeritten», sagte Thomas, als Karyl erklärte, ihn nicht gesehen zu haben, «er ist auf der Straße nach Gignac, jedenfalls glaube ich das, und der Bastard hat einen Tag Vorsprung.»

«Folgen wir ihm?»

«Wir nehmen den Weg über die Berge», sagte Thomas. Er kannte diesen Weg nicht, aber es musste ihn geben, denn wenn man nordwärts blickte, waren dort Dörfer auf höher gelegenem Gelände. Auf einer Anhöhe stand eine Mühle, Rauch stieg aus einem schattigen Tal auf, und wo Menschen

wohnten, gab es Straßen. Sie würden langsamer vorankommen als auf den großen Verbindungsstraßen, aber mit ein wenig Glück, wenn keine Hufeisen verlorengingen und sie nicht von *Coredors* angegriffen wurden, konnten sie de Verrec einholen, bevor der jungfräuliche Ritter Labrouillade erreichte. Thomas stieg vom Pferd und ging zum südlichen Rand der kleinen Hochebene, auf der die Ruine der Mühle stand. Er konnte Montpellier klar erkennen und auch kleine Gruppen von Männern, die das verbrannte Gelände durchsuchten, wo die Häuser vor den Stadtmauern zu Asche niedergebrannt worden waren, um einem englischen Angriff jede Deckung zu nehmen. Es waren wenigstens sechs Männergruppen, keine bestand aus mehr als sieben oder acht Leuten, und alle streiften durch das Gebüsch am Rand des freien Geländes. «Sie suchen mich», sagte er zu Karyl, der an seine Seite gekommen war.

Karyl beschattete seine Augen. «Waffenknechte», knurrte er. Selbst aus dieser Entfernung war zu erkennen, dass mindestens zwei der Gruppen graue Rüstungen trugen. Die Helme warfen das Sonnenlicht zurück.

«Stadtwachen vermutlich», sagte Thomas.

«Warum bilden sie nicht eine gemeinsame Gruppe?», fragte Karyl.

«Damit sie sich die Belohnung teilen müssen?»

«Es gibt eine Belohnung?»

«Eine sehr hohe.»

Karyl grinste. «Wie hoch?»

«Vermutlich reicht sie aus, damit du dir ein schönes Bauerngehöft kaufen kannst. Wo war es noch, in Böhmen?»

Karyl nickte. «Wart Ihr je in Böhmen?»

«Nein.»

«Kalte Winter», sagte er. «Ich glaube, ich bleibe lieber hier.»

«Bis jetzt durchsuchen sie hauptsächlich die Stadt», sagte Thomas, «aber wenn sie nichts finden, werden noch viel mehr von ihnen herauskommen.»

«Bis dahin sind wir weg.»

«Und das werden sie sich denken.»

«Und uns verfolgen?»

«Das hoffe ich», sagte Thomas. Die Pferde aus der Stadt wären vermutlich gut genährt und ausgeruht, während die Pferde bei der Mühle nur wenig zu fressen gehabt hatten, und wenn er schnell über die Hügel wollte, brauchte er gute Pferde. Außerdem brauchte er Rüstungen und Waffen für Keane und Bruder Michael.

Das sagte er auch zu Karyl, der sich umdrehte, um den Mönch zu mustern. «Ihm eine Waffe zu geben, wäre Verschwendung», sagte er verächtlich, «aber der Ire wirkt ganz brauchbar.»

«Sie müssen beide wie Waffenknechte aussehen», sagte Thomas, «selbst wenn sie es nicht sind. Und Ersatzpferde

brauchen wir auch. Wir müssen schnell reiten.»

«Hinterhalt», sagte Karyl genüsslich.

«Hinterhalt», stimmte Thomas zu, «und wir müssen schnell, brutal und wirkungsvoll vorgehen.» Jetzt, wo er bei seinen Männern war, dürstete es ihn nach Rache. Genevieves Notlage quälte ihn, auch wenn er annahm, dass Genevieve nur für den Schacher um Bertille benutzt werden sollte. Dennoch wollte er sie rächen, und die Wut übermannte ihn, als ihnen kurz vor der Mittagszeit Männer in die Falle gingen.

Es war ganz einfach gewesen. Keane und Bruder Michael, beide ohne Helm und Rüstung, hatten sich in einem Olivenhain gezeigt, der in Sichtweite einer der Gruppen lag, die das Land nach Thomas durchsuchten. Diese Männer brüllten, gaben allesamt ihren Pferden die Sporen, zogen die Schwerter und galoppierten los. Keane und Bruder Michael nahmen die Beine in die Hand und verschwanden in einem engen Tal, wo Thomas und seine Männer auf der Lauer lagen.

Die Wut verwandelte sich in Schwerthiebe. Sechs Männer hatten sich auf die Jagd gemacht, und die Männer feuerten sich gegenseitig an, um die beiden Flüchtenden zu fassen. Die ersten zwei Reiter saßen auf kleinen, schnellen Pferden und ließen ihre Gefährten hinter sich, als sie über eine Kuppe in das Tal galoppierten. Ihre Pferde durchquerten spritzend einen Bachlauf, bevor die Reiter erkannten, dass

sie in Schwierigkeiten waren. Thomas' Männer rückten von beiden Seiten gegen sie vor, während die übrigen Reiter über die Kuppe galoppiert kamen, den Kampf unterhalb von sich sahen und verzweifelt versuchten, ihre Pferde zum Halten und Umdrehen zu bringen.

Thomas trieb sein Pferd den Abhang hinauf. Ein Mann im Wappenrock Montpelliers versuchte zu flüchten, dann änderte er seine Meinung und schwang das Schwert gegen Thomas, der sich links aus dem Sattel lehnte und einen wilden Schwerthieb ausführte, der den Mann unterhalb der Helmkante im Hals traf. Thomas hielt sich nicht lange auf, wusste er doch, dass der Mann kampfunfähig war, sondern trieb sein Pferd weiter den Hang hinauf und rammte die Klinge gegen einen zweiten Mann, dem Arnaldus, einer der Gascogner unter den Hellequin, gleichzeitig eine Kriegsaxt ins Gesicht hieb. Karyl hatte einen Mann aus dem Sattel gezerrt und stach ihn mit seinem Schwert nieder, Thomas sah das Blut über Karyls zerbeultem Helm aufspritzen. Keane drückte einen der ersten Reiter unter Wasser und ertränkte ihn, während die beiden Jagdhunde einen wild schlagenden Arm zerfleischten.

Sechs Männer waren in wenigen Sekunden niedergestreckt, und keiner der Hellequin war verletzt. «Keane! Sammle die Pferde ein!», rief Thomas.

Eine zweite Gruppe hatte die erste nordwärts galoppieren sehen und war ihr gefolgt, doch beim Anblick der

gerüsteten Reiter, die sie oben an dem Olivenhain erwarteten, verließ sie der Mut. Sie schwenkten ab.

«Ihr», Thomas deutete auf Bruder Michael, «sucht Euch ein Kettenhemd, das Euch passt. Sucht Euch einen Helm und ein Schwert. Nehmt Euch ein Pferd.»

Dann ritten sie nach Norden.

Roland de Verrec gab Befehl, die Pferde in der eingefallenen Kirche anzubinden, dann erklomm er die steile, enge Treppe zum Glockenturm. Es gab dort keine Glocken mehr, nur noch einen leeren Raum. Jede der vier Wände war von einem offenen Fensterbogen durchbrochen, und das Dach bestand aus verrotteten Sparren, von denen die meisten Ziegel heruntergefallen waren, der Boden knarrte bedenklich unter dem Gewicht seiner Männer. «Die Pfeile werden durch die Fensterbögen fliegen», verkündete Genevieve.

«Seid still», sagte er, und dann, weil er immer höflich sein wollte, fügte er hinzu, «bitte.» Er war unruhig. Die Pferde stampften im Kirchenschiff mit den Hufen auf, im Dorf erklang ein Ruf, doch davon abgesehen, schien die Welt zu schweigen. Es wurde schnell dunkel, und verzerrte Schatten lagen über dem Friedhof neben der Kirche. Die Gräber waren nicht gekennzeichnet. Dieses Dorf musste von der grauenhaften Plage schwer getroffen worden sein, die so viele Seelen geraubt hatte, und die Toten waren in

flachen Gräben verscharrt worden. Roland erinnerte sich, einmal wilde Hunde gesehen zu haben, die Pestopfer ausgruben. Damals war er noch ein Junge gewesen, und er hatte vor Mitleid geschluchzt, als die Hunde das verfaulende Fleisch der Toten auseinandergerissen hatten, die einmal die Pächter seiner Mutter gewesen waren. Sein Vater war an der Pest gestorben und auch sein einziger Bruder. Seine Mutter hatte gesagt, die Krankheit sei als Strafe für ihre Sünden geschickt worden. «Die Engländer und die Pest», hatte sie gesagt, «sie sind beide Teufelswerk.»

«Aber es heißt, dass die Pest auch bei den Engländern ist», hatte Roland betont.

«Gott ist gut», hatte die Witwe gesagt.

«Aber warum ist Vater gestorben?», hatte Roland gefragt.

«Er war ein Sünder», hatte seine Mutter gesagt und dennoch das Haus in einen Schrein für ihren Gemahl und ihren ältesten Sohn verwandelt, einen Schrein mit Kerzen und Kruzifixen, schwarzen Draperien und einem psalmodierenden Priester, der bezahlt wurde, um für den Vater und den Erben, die blutend und in ihrem Erbrochenen gestorben waren, Messen zu lesen. Und dann waren die Engländer gekommen, die Witwe wurde von ihrem Land vertrieben und war zum Comte d’Armagnac geflohen, einem entfernten Cousin, der Roland zum Krieger erzogen hatte, aber zu einem Krieger, der wusste, dass die

Welt ein Schlachtfeld zwischen Gott und dem Teufel war, zwischen Licht und Finsternis, zwischen dem Guten und dem Bösen. Und nun sah Roland, wie sich die Finsternis weiter verdunkelte, als sich die Schatten über das pestgeplagte Land schoben. Der Teufel war dort draußen, dachte er, der Teufel schlich in den schwarzen Wäldern umher, eine Schlange, die um die eingefallene Kirche kroch.

«Vielleicht sind sie uns nicht gefolgt», sagte er beinahe flüsternd.

«Vielleicht werden gerade jetzt die ersten Bogen gespannt», sagte Genevieve, «oder vielleicht legen sie Feuer unter uns.»

«Seid still», flehte er eher, als er befahl.

Die ersten Fledermäuse schwirrten umher. Ein Hund bellte im Dorf und wurde zum Schweigen gebracht. Die trockenen Äste von Kiefern raschelten im schwachen Wind, und Roland schloss die Augen und betete zum heiligen Basil und zum heiligen Denis, seinen beiden Schutzpatronen. Er hob sein Schwert Durandal mitsamt der Scheide und berührte mit der Stirn den großen Schwertknauf. «Lass das Böse in dieser Finsternis nicht zu mir kommen», betete er. «Mach mich gut», flehte er, wie es ihn seine Mutter gelehrt hatte.

Aus dem Wald drang dumpfer Hufschlag. Roland hörte Sattelleder knarren und das Klirren von Zaumzeug. Ein

Pferd wieherte, und dann wurden Schritte laut. «Jacques!», rief eine Stimme aus dem Dunkel. «Jacques! Bist du da?»

Roland hob den Kopf. Die ersten Sterne leuchteten über den Hügeln. Die Mutter des heiligen Basil war eine Witwe gewesen. «Lass meine Mutter nicht ihren einzigen Sohn verlieren», betete er.

«Jacques, du Bastard!», rief die Stimme. Die Waffenknechte im Turm sahen Roland an, doch er war noch ins Gebet versunken.

«Ich bin hier!», rief Jacques Sollière in die Dunkelheit, «bist du das, Philippe?»

«Ich bin der Heilige Geist, du Schwachkopf», rief der Mann namens Philippe zurück.

«Philippe!» Die Waffenknechte im Turm waren aufgesprungen und riefen Willkommensgrüße.

«Es sind Freunde», erklärte Jacques, an Roland gewandt, «die Männer des Comtes.»

«Oh Gott», seufzte Roland. Er konnte kaum glauben, wie groß die Erleichterung war, die ihn durchflutete, so groß, dass ihm schwach wurde. Er war kein Feigling. Kein Mann, der Walter von Siegenthaler in der Turnieraufstellung gegenübergetreten war, konnte ein Feigling genannt werden. Der Deutsche hatte bei fast zwanzig Turnieren Männer getötet oder zum Krüppel gemacht und immer behauptet, es wäre versehentlich geschehen, aber Roland hatte vier Mal gegen diesen Mann gekämpft und ihn jedes

Mal gedemütigt. Er war kein Feigling, und doch hatte ihn in dieser Dämmerung das Entsetzen gepackt. Der Krieg kannte keine Regeln, und alles Waffengeschick der Welt reichte möglicherweise nicht aus, um ihn überleben zu lassen.

Philipp tauchte als Schatten unterhalb des Turmes auf. «Der Comte hat uns geschickt», rief er.

«Labrouillade?», fragte Roland, auch wenn diese Frage unnötig war. Die Waffenknechte des Comtes hatten ihre Gefährten mit aller Vertrautheit begrüßt.

«Die Engländer rücken vor», erklärte Philippe. «Seid Ihr der Sire de Verrec?»

«Ja. Wo sind die Engländer?»

«Irgendwo nordwärts», sagte Philippe vage, «aber deshalb sind wir gekommen. Der Comte braucht all seine Waffenknechte.» Noch mehr Soldaten tauchten aus der Dunkelheit auf und führten ihre Pferde in das eingestürzte Kirchenschiff. «Können wir ein Feuer machen?»

«Gewiss.» Roland eilte die Treppe hinunter. «Der Comte hat Euch geschickt, weil die Engländer vorrücken?»

«Er ist nach Bourges befohlen worden und will mit wenigstens sechzig Mann in den Kampf ziehen. Er braucht die Männer, die bei Euch sind.» Philippe sah zu, als ein Diener aus Stahl und Flintstein Funken schlug, um ein Strohbüschel anzuzünden. «Habt Ihr *le Bâtard* gefunden?»

«Er sitzt als Gefangener in Montpellier, hoffe ich.» Roland fühlte sich immer noch schwach und konnte kaum glauben, wie sehr ihn die Angst überwältigt hatte. «Er ist in Montpellier», wiederholte er, «aber ich habe seine Frau.»

«Das wird ein Fest für die Männer», sagte Philippe.

«Sie steht unter meinem Schutz», sagte Roland steif. «Ich werde vorschlagen, sie gegen die Comtesse auszutauschen.»

«Das wird ein noch größeres Fest für die Männer», sagte Philippe.

«Denn damit wird der Gerechtigkeit Genüge getan.»

«Zur Hölle mit der Gerechtigkeit, es wird ein Fest für die Männer, wenn das Miststück bestraft wird. Oh, und es sind ein paar Leute nach Labrouillade gekommen. Sie wollen Euch sprechen.»

«Wer?»

«Ein Geistlicher», sagte Philippe unbestimmt.

«Woher wusstet Ihr, wo Ihr nach mir suchen sollt?», fragte Roland.

«Wir haben nicht nach Euch gesucht», sagte Philippe kurz angebunden. «Es sind Jacques und seine Männer, die wir brauchen, aber wir wussten, dass Ihr nach Montpellier gegangen wart. Wir haben einen Mann in Castillon d’Arbizon. Er führt dort das Gasthaus, hört, was so geredet wird, und schickt uns Nachrichten. Von ihm wussten wir, dass *le Batârd* nach Montpellier gegangen war, was

bedeutete, dass Ihr ihm folgen würdet. Euer Geistlicher will auch ihn sprechen.»

«Mein Geistlicher?»

«Derjenige, der nach Euch sucht. Der Hund ist uns womöglich sogar hierher gefolgt. Ist äußerst eifrig, der Kerl.» Philippe hielt unvermittelt inne und gaffte Genevieve an, die über die Treppe ins Licht des Lagerfeuers herunterkam. «Kein übler Anblick», sagte er.

«Ich hab es Euch schon erklärt», sagte Roland, «sie steht unter meinem Schutz.»

«Das wird nicht mehr viel nützen, wenn ihr Ehemann die Comtesse nicht herausgibt, oder? Und er ist in Montpellier, sagt Ihr. Wie dem auch sei, der Comte will seine Waffenknechte zurück. Die englischen Bastarde sengen und brennen, plündern, schänden und morden. Wir haben einen echten Krieg zu bestehen.»

«Wird es eine Schlacht geben?», fragte Roland bang.

«Das mag Gott wissen», sagte Philippe. «Einige sagen, der König wird eine Armee in den Süden bringen, andere wieder, er wird es nicht tun, und die Wahrheit lautet, dass es keiner weiß. Wir sind alle nach Bourges befohlen, und sie wollen uns so schnell wie möglich dort haben.»

«Ich habe in Bourges ein Turnier gewonnen», sagte Roland.

«Ihr werdet den Krieg ein wenig anders finden», sagte Philippe. «Zunächst einmal gibt es keine Marschälle, die

das Töten verhindern. Auch wenn nur Gott weiß, ob es zu einem Kampf kommt. Im Moment besteht unsere Aufgabe lediglich darin, die Bastarde im Auge zu behalten.»

«Und meine Aufgabe ist es, die Comtesse zu ihrem Gemahl zurückzubringen», sagte Roland entschlossen.

«Darüber wird er sehr glücklich sein», sagte Philippe und setzte grinsend hinzu, «wie wir Übrigen auch.» Er klatschte in die Hände, um die Aufmerksamkeit der Männer auf sich zu lenken. «Wir brechen beim Hellwerden auf! Ruht euch aus! Die Pferde bleiben hier; wenn ihr ein paar Dörfler aus dem Bett werfen wollt, tut es. Jean, der zweite Jean und François, ihr schiebt Wache.»

«Meine Gefangene wird im Turm schlafen», sagte Roland, «und ich werde sie bewachen.»

«Gut, gut», sagte Philippe abwesend.

Roland fand in dieser Nacht kaum Schlaf. Er saß auf der Steintreppe des Turms und dachte darüber nach, wie die Welt zerfiel. Für Roland hatte es immer eine rechte Ordnung der Dinge gegeben. Ein König regierte, beraten von seinen Edelleuten und den weisen Männern der Kirche, und zusammen schufen sie Gerechtigkeit und Wohlstand. Die Menschen sollten für diese Regierung dankbar sein und sich mit Fügsamkeit erkenntlich zeigen. Es gab Feinde, gewiss, aber ein kluger König behandelte diese Feinde mit Höflichkeit, da ohnehin Gott in jedem Streit durch das Wirken der Vorsehung entschied. Das war die rechte

Ordnung, doch stattdessen wurde die Welt nun von Männern wie Jacques und Philippe heimgesucht, unbarmherzigen Männern, Männern, die keinen Respekt kannten, Männern, die raubten und betrogen und stolz darauf waren. Wenn die Engländer marschierten, war das bedauerlich und offenkundig gegen Gottes Willen, aber der König von Frankreich würde gemeinsam mit seinen Bischöfen und Adeligen unter dem Banner von Sankt Denis reiten und die Engländer niederwerfen. Das war eine heilige Pflicht, eine beklagenswerte Pflicht, doch zu Rolands Abscheu genoss Philippe ganz offensichtlich die Aussicht auf einen Kriegszug. «Es ist eine Gelegenheit, Geld zu machen», hatte er Roland bei dem dürftigen Abendbrot erklärt. «Am besten nimmt man einen Reichen gefangen.»

«Oder man stürzt sich auf den Gepäcktross des Gegners», hatte Jacques mit unverhohlener Gier gesagt.

«Gewöhnlich sind nur Verwundete und Diener bei dem Gepäcktross», hatte Philippe, an Roland gewandt, hinzugefügt, «also sticht man die Bastarde einfach ab und bedient sich.»

«Und die Frauen», hatte Jacques gesagt.

«Oh Gott, die Frauen. Weißt du noch, dieser Kampf bei … wo war das noch?» Stirnrunzelnd hatte Philippe versucht, sich zu erinnern. «Die Stadt mit der eingestürzten Brücke.»

«Den Namen wusste ich nie. Es war südlich von Reims, oder?»

Philippe hatte bei der Erinnerung gelacht. «Die Engländer waren auf der einen Seite des Flusses und ihre Frauen auf der anderen. Ich habe vier von ihnen an den Schwanz meines Pferdes gebunden, allesamt nackt. Gott, das war wirklich ein guter Monat.»

«Er hat sie vermietet», erklärte Jacques.

«Außer an den Comte, natürlich», hatte Philippe gesagt, «er konnte sie umsonst haben, weil er der Comte ist.»

«Herren haben Privilegien», hatte Jacques gesagt.

«Auch das Privileg, nicht zu kämpfen», hatte Philippe gereizt hinzugefügt.

«Er ist zu fett», hatte Jacques den Comte de Labrouillade verteidigt, «aber wenn er einmal kämpft, dann ist er ein wahrer Teufel! Ich habe ihn mit einem einzigen Hieb seines Morgensterns den Helm und den Schädel eines Mannes zerschmettern sehen. Das Hirn ist überall herumgespritzt!»

«Da war der Kampf aber schon eine Weile vorbei», hatte Philippe verächtlich bemerkt. «Er hat sich erst beteiligt, als es sicher war», ergänzte er kopfschüttelnd. Dann sah er Roland an. «Und Ihr? Schließt Ihr Euch uns an?»

«Anschließen?»

«Im Kampf gegen die verdammten Engländer!»

«Wenn ich meine …», Roland hatte gezögert. Er hatte *ritterliche Aufgabe* sagen wollen, aber er vermutete, diese beiden älteren und kampferfahrenen Männer würden ihn

dafür verspotten. «… meine Pflicht erfüllt habe», hatte er stattdessen gesagt.

Und so hatte Roland auf der unbequemen Steintreppe kaum geschlafen. Die Erinnerung an das höhnische Lachen der beiden Waffenknechte reizte ihn. Im Turnier hätte er jeden von ihnen schlagen können, doch er nahm an, dass sich das Schicksal auf dem Schlachtfeld völlig anders zeigen würde. Mit einem Mal hatte er das Bild des zusammenbrechenden Belagerungsturms bei Breteuil vor Augen und die schreienden Männer, als sie verbrannten. Er beruhigte sich damit, dass er auch dort nicht in Panik verfallen, sondern ruhig geblieben war und einen Mann gerettet hatte, aber es war dennoch eine Niederlage gewesen, und all sein Kampfgeschick hätte diese Schande nicht verhindern können. Er fürchtete den Krieg.

Am nächsten Morgen ritten sie beim Hellwerden nordwärts. Roland fühlte sich wesentlich sicherer, nun, wo ihm beinahe zwanzig bewaffnete Männer in Rüstungen Geleitschutz boten. Genevieve war schweigsam. Immer wieder sah sie nach Osten und hoffte darauf, berittene Bogenschützen zu entdecken, doch in den niedrigen, sommerlichen Hügeln rührte sich nichts. Die Sonne brannte erbarmungslos auf sie herunter, buk die Felder, zwang die Pferde in eine langsame Gangart und ließ die Männer in ihren schweren Rüstungen schwitzen. Nun führte Philippe die Gruppe an und wählte schmale Pfade,

weit weg von der großen Verbindungsstraße. Sie kamen durch ein weiteres Dorf, das die Pest entvölkert hatte. Sonnenblumen blühten in verlassenen Gärten. Es musste noch ein paar Leute geben, die auf den Feldern und in den Weinbergen arbeiteten, doch sie versteckten sich, sobald bewaffnete Reiter auftauchten. «Wie weit noch?», fragte Roland, als sie die Pferde an einem Wasserlauf tränkten, der durch ein sonnendurchglühtes Feld lief.

«Nicht weit», sagte Philippe. Er hatte seinen Helm abgenommen und wischte sich mit einem Tuch das Gesicht ab. «Vielleicht noch zwei Stunden.»

Roland winkte seinen Knappen heran, damit er das Pferd nahm. «Lass ihn nicht zu viel trinken», befahl er und wandte sich wieder Philippe zu. «Und wenn Ihr in Labrouillade seid», fragte er, «brecht Ihr bald Richtung Norden auf?»

«Innerhalb von einem oder zwei Tagen.»

«Und verfolgt die Engländer?»

Philippe zuckte mit den Schultern. «Vermutlich», sagte er. «Wenn der König kommt, schließen wir uns ihm an, und wenn nicht, drangsalieren wir ihre Versorgungstrupps, schneiden ihren Nachzüglern den Weg ab und lassen sie nicht zur Ruhe kommen.» Er zog sein Kettenhemd hoch und pisste an einen Baum. «Mit ein bisschen Glück machen wir ein paar reiche Gefangene.»

Und da traf der erste Pfeil.

Thomas führte seine Männer und erschöpften Pferde in eine kleine Stadt. Er wusste nicht, wie sie hieß, nur, dass sie nicht leicht umgangen werden konnte, und so mussten sie durch die engen Straßen reiten und hoffen, dass niemand sie aufhalten würde. Vorsichtshalber fesselte er dem Gefangenen die Hände und stopfte ihm einen Lumpenknebel in den Mund.

«Wir sollten etwas zu essen kaufen», schlug Karyl vor.

«Aber macht schnell», sagte Thomas.

Die Reiter kamen mit lautem Hufgeklapper auf einen kleinen Platz inmitten der Stadt, wenn auch die Bezeichnung Stadt äußerst schmeichelhaft war für einen Ort, der weder einen Festungswall noch eine Festung besaß. Marktstände standen aufgereiht an der westlichen Seite des Platzes, während sich an der Nordseite unterhalb eines steil ansteigenden Hügels ein Gasthaus befand. Thomas gab Karyl ein paar Münzen. «Trockenfisch, Brot, Käse», sagte er.

«Keiner verkauft was», murrte Karyl.

Die Standbesitzer und ihre Kunden hatten sich alle bei der Kirche versammelt. Neugierig betrachteten sie die Reiter, doch niemand fragte, was sie in der Stadt wollten, nur ein paar Händler, die erkannt hatten, dass die Reiter etwas zu essen kaufen wollten, eilten herbei. Thomas ritt langsam über den gepflasterten Platz zu der dichtgedrängten

Menschenmenge und sah einen breitschultrigen Mann, der auf der Kirchentreppe stehend etwas vorlas. Der Mann hatte seine rechte Hand verloren und trug an ihrer Stelle einen Holzstumpf mit Spitze, auf die er ein Pergament gespießt hatte. Er hatte einen eng an den Kopf angepassten Helm, einen kurzen grauen Bart und trug einen verwaschenen Wappenrock, der die goldene *Fleur-de-Lys* auf blauem Feld zeigte, das Wappen der französischen Monarchie. Er senkte das Pergament, als er Thomas näherkommen sah. «Wer seid Ihr?», rief er.

«Wir dienen dem Comte de Berat», log Thomas.

«Dann tut Ihr gut daran, zu ihm zurückzukehren», sagte der Mann.

«Warum?»

Der Mann wedelte mit dem Pergament. «Das ist der *Arrière-ban*», sagte er. «Berat und alle anderen Herren sind zum Kampf für den König einberufen. Die Engländer sind ausgerückt.» Aus der Menge stieg wütendes Murren auf, und manche Leute blickten ängstlich nach Norden, als erwarteten sie, den alten Feind aus den Hügeln auftauchen zu sehen.

«Kommen sie hier entlang?», fragte Thomas.

«Nein, Gott sei gepriesen. Die Hurensöhne sind ein gutes Stück nördlich von hier, aber wer weiß? Der Teufel könnte sie eines Tages auch in den Süden führen.»

Thomas’ Pferd stampfte auf das Pflaster. Thomas beugte sich vor und strich ihm beruhigend über den Hals. «Und der König?», fragte er.

«Gott wird ihm den Sieg schenken», sagte der graubärtige Mann fromm und meinte damit, dass er nichts über die neuesten Bewegungen des königlichen Heeres wusste, «doch bis Gott das tut, ruft mein Herr jeden Waffenknecht nach Bourges.»

«Euer Herr?»

«Der Duc de Berry», sagte der Mann stolz. Das erklärte die königlichen Fleurs-de-Lys auf seinem Wappenrock, denn der Duc de Berry war ein Sohn König Jeans und der Besitzer einer unübersichtlichen Menge von Herzogtümern, Grafschaften und Lehnsgütern.

«Der Duc will selbst gegen sie kämpfen?», fragte Thomas.

Der Bote zuckte mit den Schultern. «Der König hat es befohlen. Alle Kräfte aus Südfrankreich sollen sich in Bourges sammeln.»

«Wo ist Bourges?»

«Im Norden», sagte der Bote, «aber, ehrlich gesagt, weiß ich es nicht ganz genau, nur, dass man nach Nevers geht und es von dort aus eine gute Straße gibt.»

«Wo zum Teufel Nevers auch immer ist», knurrte Thomas. «Hat Euer Herr Labrouillade auch einberufen?»

«Gewiss. Der *Arrière-ban* beruft jeden Herren und jeden Vasall ein. Mit Gottes Hilfe werden wir die Bastarde in die

Falle locken und sie niedermachen.»

«Und diese braven Bürger?» Thomas deutete auf die Menge, die aus etwa sechzig oder siebzig Leuten bestand, unter denen keine Waffenknechte waren, soweit er sah.

«Er will unsere Steuern!», rief ein Mann in einer blutigen Schlachterschürze.

«Steuern müssen bezahlt werden», sagte der Bote mit fester Stimme. «Wenn wir die Engländer schlagen wollen, muss die Armee besoldet werden.»

«Die Steuern sind schon bezahlt!», schrie der Schlachter, und von den Übrigen kamen zustimmende Rufe.

Der Bote, der die Wut der Menge fürchtete, deutete auf den jungen Pitou. «Ein Gefangener?», fragte er Thomas. «Was hat er getan?»

«Vom Comte gestohlen», log Thomas.

«Wollt Ihr ihn hier aufknüpfen?», fragte der Mann hoffnungsvoll, der offenkundig die feindselig gestimmte Menge von sich ablenken wollte.

«Er muss zurück nach Berat», sagte Thomas. «Der Comte hängt Diebe gern persönlich auf.»

«Schade.» Der Mann zog das Dokument von dem Holzspieß und schob sich zwischen den Leuten hindurch, bis er neben Thomas' Steigbügel stand. «Auf ein Wort, Messire?», fragte er.

Nun, wo er so dicht bei ihm war, sah Thomas, dass der Bote ein scharfsinniges und wettergegerbtes Gesicht besaß

und offenkundig schon so viel erlebt hatte, dass ihn nichts mehr überraschen konnte, ganz gleich, was in Zukunft noch passieren mochte. «Wart Ihr ein Waffenknecht?», fragte Thomas.

«Das war ich, bis mir so ein Hurensohn aus der Gascogne die Hand abgehackt hat.» Er hob die Holzspitze, um die Männer zu vertreiben, die ihm in der Hoffnung gefolgt waren, das Gespräch belauschen zu können, und winkte Thomas zur Mitte des Platzes. «Mein Name ist Jean Baillaud», stellte er sich vor. «Hauptmann beim Duc de Berry.»

«Ist er ein guter Herr?»

«Er ist ein gottverdammtes Kind! », sagte Baillaud.

«Ein Kind?»

«Fünfzehn Jahre alt. Der Junge glaubt, er weiß alles. Aber wenn Ihr mir helft, kann ich ihn bestimmt dazu bringen, sich dankbar zu erweisen.» Er hielt lächelnd inne. «Und sich einen Prinzen zur Dankbarkeit zu verpflichten, lohnt sich immer.»

«Und wie könnte ich Euch helfen?», fragte Thomas.

Baillaud warf einen Blick zurück auf die kleine Menschenmenge und senkte die Stimme. «Die armen Kerle haben ihre Steuern wirklich schon bezahlt», sagte er, «oder jedenfalls die meisten.»

«Aber Ihr wollt mehr.»

«Natürlich. Die Steuern reichen nie. Wer dumm genug ist, einmal zu bezahlen, kann sicher sein, dass er bald wieder ausgepresst wird.»

«Und der Comte hat Euch geschickt, um die Leute auszupressen?»

«Ein solcher Holzkopf ist er nicht. Ich habe sieben Waffenknechte hier, aber die Leute wissen einfach, warum wir gekommen sind.»

Thomas warf einen Blick zu dem Gasthaus hinüber. «Und die Leute waren sehr großzügig mit dem Wein?»

«Mit dem Wein und mit den Huren», sagte Baillaud.

«Also», sagte Thomas und ließ das Wort in der heißen Luft des Mittags hängen.

«Also presst die Bastarde für mich aus, und Ihr könnt zehn Prozent mit nach Berat nehmen.»

«Das würde dem Comte gefallen», sagte Thomas.

«Dieser Schlachter ist der Schatzmeister der Stadt», sagte Baillaud. «Er hat die Steuerlisten, behauptet aber, sie wären verlorengegangen. Wollt Ihr vielleicht damit anfangen, ihm bei der Suche behilflich zu sein?»

Thomas nickte. «Lasst mich zuerst mit meinen Männern reden», sagte er und trieb sein Pferd Richtung Gasthaus. Einmal außer Baillauds Hörweite, winkte er Keane heran. «In den Stallungen des Gasthauses stehen acht Pferde», sagte er, «die nehmen wir alle mit. Du und Bruder Michael,

geht hinten herum und sorgt dafür, dass sie aufgezäumt sind. Karyl! »

Der Deutsche war mit den Einkäufen fertig und verstaute die Nahrungsmittel in den Satteltaschen. «Wollt Ihr mehr?», rief er.

Thomas winkte ihn dicht zu sich. «In dem Gasthaus huren sieben Männer herum. Wir nehmen ihre Rüstungen und Waffen.»

«Sollen wir sie töten?»

«Nur, wenn sie Ärger machen.»

Karyl ging mit langen Schritten zu dem Gasthaus, als Baillaud zu Thomas aufschloss. «Machen sie es?»

«Sogar sehr gern», sagte Thomas.

«Ich habe Euren Namen noch nicht gehört», sagte Baillaud.

«Thomas», sagte Thomas und beugte sich aus dem Sattel, um Baillaud die Hand zu schütteln. Dann wurde ihm bewusst, dass es nichts zu schütteln gab.

«Ihr klingt normannisch», sagte Baillaud.

«Das sagen mir die Leute ständig. Ist das die Gegend, zu der die Engländer marschieren? Ihr habt gesagt, sie gehen nach Norden.»

«Weiß der Teufel», sagte Baillaud. «Sie sind aus der Gascogne ausgerückt, und als Letztes habe ich gehört, dass sie bei Périgueux waren.»

«Also könnten sie hier entlangkommen», sagte Thomas.

«Im Norden können sie mehr Beute machen», sagte Baillaud. «Das englische Prinzchen hat den Süden letztes Jahr vollständig ausgeraubt.» Er blickte finster vor sich hin. «Es ist ein gottverdammter Skandal», sagte er wütend.

«Skandal?»

«Edward of Wales! Er ist ein Nichts! Ein verhätschelter, privilegierter Schoßhund! Frauen und Glücksspiel sind alles, was ihn interessiert, und er verwüstet ganz Frankreich, weil König Jean Angst vor Pfeilen hat. Wir sollten den Bastard fangen, ihm die Hose runterziehen und ihm wie einem Siebenjährigen den Hintern versohlen.» Unvermittelt drehte sich Baillaud um und starrte zu dem Gasthaus. Aufgeregte Rufe drangen von dort herüber. «Was zum Teufel?», begann er und unterbrach sich abrupt, als ein nackter Mann rücklings aus einem der oberen Fenster geworfen wurde. Der Mann landete schwer auf dem Rücken, blieb liegen und machte kleine, hilflose Bewegungen. «Das ist …», sagte Baillaud.

«Einer Eurer Männer», sagte Thomas. «Die Huren in dieser Stadt müssen recht kräftig sein.»

«Beim Blute Christi», fing Baillaud an und wollte zu dem Mann, der auf dem Boden lag, doch dann blieb er stehen, weil ein zweiter nackter Mann aus der Tür des Gasthauses gekommen war. Der Mann, zwei Waffenknechte von Thomas auf den Fersen, hastete verzweifelt weg.

«Ich ergebe mich!», rief der Mann. «Genug! Genug!»

«Lasst ihn!», sagte Thomas.

«Der Bastard hat einen vollen *Pissepot* auf mich geschleudert», knurrte Arnaldus.

«Du trocknest wieder», sagte Thomas.

«Es war keine Pisse drin», sagte der Gascogner und trat den nackten Mann kräftig zwischen die Beine. «Und jetzt lasse ich ihn in Ruhe.»

«Was seid Ihr …», fing Baillaud an.

Thomas lächelte aus dem Sattel herunter. «Man nennt mich *le Bâtard*», sagte er, «und wir sind die Hellequin.» Er berührte das Heft seines Schwertes, nur um Baillaud daran zu erinnern, dass es existierte. «Wir nehmen Eure Pferde und Waffen», fuhr er fort, dann ließ er sein Pferd umdrehen und trieb es zu den Leuten aus der Stadt, die immer noch vor der Kirchentreppe versammelt waren. «Zahlt eure Steuern!», rief er. «Macht eure Herren reich, damit sie sich, wenn wir sie fangen, ein hohes Lösegeld leisten können. Ihr werdet arm sein, aber wir sind dann reich! Und unsere ganze Dankbarkeit gehört euch!» Sie starrten ihn einfach nur an.

Thomas hatte nun mehr Ersatzpferde, mehr Waffen und mehr Rüstungen. Falls es Verfolger aus Montpellier gab, lagen sie weit zurück, doch es waren nicht solche Verfolger, um die er sich Sorgen machte. Es war Genevieve, um die er sich Sorgen machte.

Also ritten sie weiter nach Norden.

Der Pfeil traf Philippe mitten in die Brust. Das knirschende Geräusch erinnerte Roland an ein Schlachterbeil, das mit einem kräftigen Hieb in einen Tierkörper eindringt. Philippe wurde von der Gewalt des Pfeilschusses zurückgeworfen. Der Pfeil hatte sein Kettenhemd durchdrungen, eine Rippe zerschmettert und einen Lungenflügel durchstochen. Er versuchte zu sprechen, doch es stiegen nur Blutblasen aus seinem Mund auf, dann stürzte er rücklings zu Boden. Noch mehr Pfeile flogen. Zwei weitere Männer wurden getroffen. Blut strudelte durch den Fluss. Ein Pfeil jagte an Rolands Kopf vorbei, verfehlte sein Ohr nur um eine Handbreit. Der Windzug fühlte sich an wie ein Schlag. Ein Pferd schrie, aus seinem Bauch ragte ein Pfeil. Die Pfeile waren viel länger, als Roland gedacht hatte. Es erstaunte ihn, dass er das überhaupt bemerkte. Ein weiterer Pfeil traf einen Baum und blieb zitternd im Stamm stecken.

Philippe starb. Männer suchten hastig Deckung hinter Bäumen oder der niedrigen Flussböschung, aber es war Jacques, der sie rettete. Er rannte zu Genevieve und riss ihr den Sohn aus den schützenden Armen. Er packte den Gürtel des Jungen und hielt das Kind mit einer Hand hoch, während er mit der anderen ein langes Messer aus der Scheide zog. Er legte dem Jungen die Klinge an die Kehle. Genevieve schrie, und der Pfeilbeschuss hörte auf. «Sag

ihnen, dass dein Sohn stirbt, wenn auch nur noch ein einziger Pfeil fliegt», sagte Jacques.

«Du …», fing Genevieve an.

«Sag es ihnen, Weib!», knurrte Jacques.

Genevieve legte die Hände wie einen Trichter um den Mund. «Keine Pfeile mehr!», rief sie auf Englisch.

Stille, bis auf das Gurgeln aus Philippes Kehle. Jedes Keuchen ließ mehr Blut aus seinem Mund quellen. Das Pferd begann mit weiß verdrehten Augen zu wiehern.

«Sag ihnen, dass wir losreiten», sagte Jacques, «und dass der Junge stirbt, wenn sie versuchen, uns daran zu hindern.»

«Ihr müsst uns in Ruhe lassen!», rief Genevieve.

Dann tauchten die Bogenschützen aus einem Wäldchen auf, das etwa hundert Schritt östlich lag. Es waren sechzehn, und alle hielten den Langbogen in der Hand. «Genny!», rief einer von ihnen.

«Sie bringen Hugh um, wenn du versuchst, sie aufzuhalten», rief sie zurück.

«Was Neues von Thomas?»

«Nein, Sam! Jetzt lass sie gehen!»

Sam zeigte mit einem Winken, dass sie gehen konnten, und Roland begann wieder zu atmen. Zwei Männer hoben den sterbenden Philippe auf ein Pferd, zwei Tote wurden über andere Sättel gelegt. Die Männer begannen

aufzusitzen, doch Jacques hielt das Kind vorsichtshalber weiter fest. «Zerbrecht die Pfeile», befahl er einem Mann.

«Wieso?»

«Damit sie nicht noch mal verwendet werden können, du Schwachkopf.»

Die Männer zerbrachen alle Pfeile, die sie fanden, dann führte Jacques sie nordwärts. Roland war schweigsam. Er dachte an die heranzischenden Pfeile. Durch Gottes Gnade war er nicht getroffen worden, aber der Schrecken, den sie verbreitetet hatten, saß ihm noch in den Knochen, zumal es nur eine Handvoll Bogenschützen gewesen waren. Was würde eine Tausendschaft solcher Männer anrichten? «Wie haben sie uns gefunden?», fragte er.

«Sie sind Bogenschützen», sagte Genevieve. «Sie finden jeden.»

«Ruhe, Weib! », rief Jacques. Er hatte Hugh vor seinem Sattel sitzen und immer noch das Messer in der Hand.

«Seid höflich! », sagte Roland wütender, als er es beabsichtigt hatte.

Jacques murmelte etwas und spornte sein Pferd an, um von Roland wegzukommen. Roland warf einen Blick hinter sich auf die Straße und sah, dass die Bogenschützen inzwischen aufgesessen waren und ihnen folgten, wenn auch in recht großer Entfernung. Er fragte sich, wie weit ein englischer Kriegsbogen schießen konnte, dann vergaß er die Frage, denn sie kamen über eine kleine Anhöhe, und

da war Labrouillade. Die Burg lag inmitten eines weiten, sanften Tals, der Burggraben wurde von einem mäandernden Strom mit Wasser versorgt, der durch friedliches Weideland floss. In der Nähe der Burg standen keine Bäume und bis auf eine Viertelmeile im Umkreis auch kein Gebäude, sodass kein Belagerer Deckung für Bogenschützen oder eine Belagerungsmaschine finden konnte. Die Steine der Ringmauer wirkten in der blendenden Sonne nahezu weiß. Im Burggraben glitzerte das Wasser, das grün-weiße Banner des Comtes hing schlaff am obersten Turm. Jacques gab seinem Pferd die Sporen, die übrigen Reiter folgten ihm, und Roland sah, wie die große Zugbrücke heruntergelassen wurde. Laut hallten die Hufe auf den Brückenbohlen, dann tauchte er plötzlich in die Düsternis des Eingangsbogens ein, und dort, im Innenhof der Burg wartend, stand ein hochgewachsener Geistlicher mit grünen Augen, auf dessen Handgelenk ein Falke saß.

Die riesige Winde des Torhauses knarrte, als zwei Männer die schwere Zugbrücke hochkurbelten. Die Sperre der Winde klapperte über die Metallzähne, dann schlugen die Bohlen mit einem Knall an den Torbogen, und zwei Männer rannten los, um die schwere, nun aufrecht stehende Brücke mit Bolzen zu verkeilen.

Acht

Thomas traf beim letzten Tageslicht ein. Seine Pferde waren müde geritten und kamen mit erschöpftem Gang aus einem Wald mit Kastanien und Eichen, wo ein Bogenschütze, der die Reiter wohl nur als dunkle Umrisse gegen den glutroten Sonnenuntergang sah, brüllte: «Wer seid ihr?»

«Es ist nicht gut, auf Englisch zu rufen, Simon», rief Thomas zurück.

«Verflucht noch mal», Simon senkte seinen Bogen. «Wir dachten, Ihr wärt tot.»

«So fühle ich mich auch», sagte Thomas. Er war mit seinen Gefährten den ganzen Tag schnell geritten, hatte auf der Suche nach den Männern, die von Castillon d'Arbizon aufgebrochen waren, einen Bogen um die Burg des Comtes de Labrouillade gemacht, ohne zu wissen, wo er seine Männer suchen sollte, bis er sie schließlich auf diesem bewaldeten Hügel entdeckte, der einen Blick auf den einzigen Eingang der Burg erlaubte. Thomas glitt aus dem Sattel, seine Hoffnung war auf einen Tiefpunkt gesunken, genau wie die Sonne, die lange Schatten über das weite Tal warf, in dem Labrouillades Festung stand.

«Wir haben versucht, ihn aufzuhalten», erklärte Sam.

«Das habt ihr gut gemacht», sagte Thomas, als er die ganze Geschichte gehört hatte. Sam und seine Bogenschützen waren nur Minuten vor Roland und seiner Eskorte bei dem Fluss eingetroffen und hatten einen wirksamen Hinterhalt gelegt.

«Wir hätten sie bis zum letzten Mann erledigt, wenn Hugh nicht gewesen wäre», fuhr Sam fort. «So ein Bastard hat ihm ein Messer an den Hals gesetzt. Aber ein paar haben wir trotzdem erwischt.»

«Und Genevieve ist jetzt in der Burg?»

Sam nickte. «Sie und Hugh.»

Thomas blickte vom Waldrand aus zu der Burg. Unmöglich, dachte er. Die Sonne färbte die Ringmauer rot, ließ den Burggraben scharlachfarben aufschimmern und blitzte grell im Helm eines Spähers.

«Ich habe Euren Bogen mitgebracht», sagte Sam.

«Du hast mich erwartet?», fragte Thomas. «Oder wolltest du ihn selbst benutzen?»

Sam kam für einen Moment durcheinander, dann wechselte er das Thema. «Und die Comtesse haben wir auch geholt», sagte er.

«Geholt?»

Sam machte eine Kopfbewegung südwärts. «Sie ist dahinten in einem Bauernhaus. Pitt sorgt dafür, dass das dumme Weibsstück nicht wegläuft.»

«Warum zum Teufel habt ihr sie hierhergebracht?»

«Für den Fall, dass Ihr sie austauschen wollt», sagte Sam. «Es war Vater Levonnes Einfall. Er ist auch hier.»

«Vater Levonne? Und warum?»

«Er wollte mitkommen. Er ist nicht sicher, dass Ihr sie austauschen solltet, aber …» Sams Stimme erstarb.

«Es wäre eine einfache Lösung», sagte Thomas. Er wollte keine Zeit vergeuden. Es galt, *La Malice* zu finden, und wichtiger noch war die Nachricht, dass der Prince of Wales mit einer Armee irgendwo durch Frankreich zog. Thomas wusste, dass sein Platz bei der Armee war, und nun saß er hier fest, weil Genevieve und Hugh Gefangene waren, und die einfachste Lösung wäre es tatsächlich, ihnen anzubieten, dass Bertille, Comtesse de Labrouillade, ihrem rachsüchtigen Gemahl zurückgegeben wurde, doch damit würde Thomas Genevieves unstillbaren Zorn auf sich ziehen. Nun, dachte er, soll sie wüten. Besser, wütend und frei zu sein als gefangen und hilflos.

«Habt ihr Wachposten aufgestellt?», fragte er Sam.

«Am Waldrand entlang, außerdem ein paar ostwärts bei der Straße und ein Dutzend um den Bauernhof.»

«Gut gemacht», sagte Thomas noch einmal. Der Mond ging auf, während im Westen das letzte Tageslicht versickerte. Thomas winkte Keane heran, um mit ihm zu dem Bauernhof zu gehen, in dem Bertille festgehalten wurde. «Ich will, dass du bis auf Rufweite an die Burg heranreitest», erklärte er dem Iren unterwegs. «Keine

Waffen. Heb die Hände, um zu zeigen, dass du unbewaffnet bist.»

«Und bin ich unbewaffnet?»

«Das bist du.»

«Oh Gott», sagte der Ire. «Wie weit kann eine Armbrust schießen?»

«Viel weiter, als du rufen kannst.»

«Also wollt Ihr meinen Tod!»

«Wenn ich es selbst machen würde», sagte Thomas, «würden sie sehr wahrscheinlich schießen, aber dich kennen sie nicht, und du kannst gut reden.»

«Das ist Euch also aufgefallen?»

«Sie werden nicht schießen», sagte Thomas beruhigend und hoffte, dass es auch stimmte, «weil sie hören wollen, was du zu sagen hast.»

Keane schnippte mit den Fingern, und die beiden Wolfshunde hängten sich an seine Fersen. «Was soll ich sagen?»

«Dass ich die Comtesse gegen Genevieve und meinen Sohn austausche. Es darf auf jeder Seite nicht mehr als drei Mann Begleitung geben, und der Austausch wird auf halbem Weg zwischen dem Wald und der Burg stattfinden.»

«Das ist der Grund für all die Aufregung?», fragte Keane. «Die Comtesse?»

«Labrouillade will sie zurück.»

«Ah, das ist wirklich herzergreifend. Der Mann muss sie wahrhaft lieben.»

Thomas zog es vor, nicht darüber nachzudenken, warum der Comte Bertille zurückhaben wollte, wusste er doch nur zu gut, dass er sie mit dem Austausch zu tausend Qualen und möglicherweise sogar zum Tod verurteilte, aber Genevieve und Hugh waren ihm unendlich viel wichtiger. Es war zum Gotterbarmen, dachte er. Es war unvermeidlich.

«Und wann soll ich diese Nachricht überbringen?», fragte Keane.

«Jetzt», sagte Thomas. «Der Mond ist hell genug für sie, um zu sehen, dass du unbewaffnet bist.»

«Und hell genug, um mit einer Armbrust auf mich zu zielen.»

«Das auch», pflichtete ihm Thomas bei.

Er traf die Comtesse in der riesigen Bauernküche an, einem Raum mit schweren Deckenbalken, von denen Kräuterbündel zum Trocknen herabhingen. Vater Levonne war da, der Priester aus Castillon d’Arbizon, und Pitt, der Bertille bewachte. Pitt, der keinen Familiennamen hatte, war ein großer, schlanker und wortkarger Mann mit hagerem Gesicht, strähnigem Haar, das er mit einer ausgefransten Bogensehne zusammengebunden hatte, und tiefliegenden Augen. Er war Engländer, stammte aus Cheshire und hatte sich in der Gascogne den Hellequin angeschlossen. Er war aus einem Wald geritten gekommen

und hatte sich einfach eingereiht, als würde er zu ihnen gehören, ohne etwas zu sagen. Er war übellaunig und mürrisch, und Thomas vermutete, dass er aus einer anderen Kampftruppe desertiert war, aber er war auch ein hervorragender Bogenschütze und wusste, wie man Männer in den Kampf führt. «Bin froh, dass Ihr wieder da seid», knurrte er, als er Thomas sah.

«Thomas», sagte Vater Levonne erleichtert und erhob sich von dem Stuhl neben Bertille.

Thomas bedeutete dem Priester mit einer Geste, wieder Platz zu nehmen. Bertille saß an dem großen Tisch, auf dem rußend und rauchend zwei Kerzen brannten. Eine Magd, die Genevieve ihr von den Dienstmädchen in Castillon d'Arbizon zur Verfügung gestellt hatte, kniete neben ihr. Die Augen der Comtesse waren vom Weinen gerötet. Sie sah zu Thomas auf. «Ihr werdet mich zurückbringen, oder?»

«Ja, Madame.»

«Thomas …», begann Vater Levonne.

«Ja», wiederholte Thomas schroff und schnitt damit den Einspruch ab, den der Priester hatte erheben wollen.

Bertille senkte den Kopf und begann erneut zu weinen. «Wisst Ihr, was er mir antun wird?»

«Er hat meine Frau und meinen Sohn», sagte Thomas.

Sie schluchzte leise.

«Mein Gott», zischte Keane neben Thomas.

Thomas beachtete den Iren nicht. «Es tut mir leid, Madame», sagte er.

«Wann?», fragte sie.

«Heute Nacht, hoffe ich.»

«Da wäre ich lieber tot», sagte sie.

«Thomas», sagte Vater Levonne, «lasst mich mit dem Comte reden.»

«Was zum Teufel soll das nützen?», fragte Thomas unwilliger, als er gewollt hatte.

«Lasst mich einfach mit ihm reden.»

Thomas schüttelte energisch den Kopf. «Der Comte de Labrouillade», sagte er, «ist ein erbärmlicher Bastard, ein fetter, bösartiger, wütender Bastard, und zu dieser Abendstunde ist er vermutlich halb betrunken, und wenn ich Euch in seine Burg gehen lasse, kommt Ihr wahrscheinlich nicht mehr heraus.»

«Dann bleibe ich dort. Ich bin Priester. Ich gehe dorthin, wo ich gebraucht werde.» Vater Levonne hielt inne. «Lasst mich mit ihm reden.»

Thomas dachte kurz nach. «Von außerhalb der Burg vielleicht.»

Levonne zögerte, dann nickte er. «Das wird gehen.»

Thomas nahm Keane am Ellbogen und zog ihn in den Hof hinaus. «Du lässt Vater Levonne nicht in die Burg gehen. Sie würden ihn vermutlich auch noch als Geisel nehmen.»

Dem Iren hatte es ausnahmsweise einmal die Sprache verschlagen, doch schließlich konnte er wieder etwas sagen. «Beim Blute Christi», sagte er sehnsüchtig, «ist das eine Schönheit.»

«Sie gehört Labrouillade», sagte Thomas abweisend.

«Sie könnte die Sterne zum Verblassen bringen», sagte Keane, «und einem Mann den Verstand aufweichen.»

«Sie ist verheiratet.»

«Eine solche Schönheit», sagte Keane nachdenklich, «da glaubt man wirklich, dass Gott uns liebt.»

«Und jetzt such frische Pferde», sagte Thomas, «dann bringst du mit Vater Levonne die Botschaft nach Labrouillade.» Er drehte sich zu dem Priester um, der ihnen ins Mondlicht hinaus gefolgt war. «Ihr könnt sagen, was Ihr zu sagen habt, aber wenn Ihr den Comte nicht dazu bringen könnt, Genevieve gehen zu lassen, werde ich sie gegen die Comtesse austauschen.»

«Ja», sagte Vater Levonne niedergeschlagen.

«Ich will diese Sache hinter mich bringen», sagte Thomas, «weil wir morgen nach Norden reiten.»

Nach Norden reiten. Um sich einem Prinzen anzuschließen oder um *La Malice* zu suchen.

Roland de Verrec hatte das Gefühl, seine Seele flöge wie ein Vogel in einen klaren Himmel hinauf, ein Vogel, der die Wolken des Zweifels durchstoßen und in die Höhen der

Herrlichkeit aufsteigen konnte, ein Vogel mit den Flügeln des Glaubens, ein weißer Vogel, so weiß wie die Schwäne im Graben der Burg des Comtes de Labrouillade, in deren kerzenbeschienener Kapelle er nun kniete. Er war sich bewusst, dass sein Herz nicht einfach nur schlug, nein, es trommelte in seiner Brust, als hielte es den Takt mit den klatschenden Flügelschlägen seiner auffliegenden Seele. Roland de Verrec war in Ekstase.

An diesem Abend hatte er von dem Orden des Fischers erfahren. Vater Marchant hatte ihm vom Zweck des Ordens erzählt und von der Aufgabe, *La Malice* wiederzufinden. «Aber ich weiß von *La Malice*», hatte Roland gesagt.

Vater Marchant war verblüfft gewesen. «Was wisst Ihr darüber, mein Sohn?»

«Es ist das Schwert, das Petrus im Garten Gethsemane trug», hatte Roland gesagt, «ein Schwert, das gezogen wurde, um unseren Heiland zu schützen.»

«Eine heilige Waffe», hatte Vater Marchant sanft gesagt.

«Aber verflucht, Vater. Es heißt, das Schwert ist verflucht.»

«Das habe ich auch gehört», hatte Vater Marchant gesagt.

«Verflucht, weil Petrus es gezogen hat und von Jesus dafür gerügt wurde.»

«‹Dixit ergo Iesus Saint Petro mitte gladium in vaginam …›», hatte Vater Marchant ein Bibelzitat

angefangen, sich dann aber unterbrochen, weil Roland ihn so bestürzt angesehen hatte. «Was ist, mein Sohn?»

«Wenn böswillige Männer dieses Schwert führen, werden sie unglaubliche Macht haben!»

«Deshalb gibt es unseren Orden», hatte der Priester geduldig erklärt, «um dafür zu sorgen, dass *La Malice* allein der Kirche gehört.»

«Aber der Fluch kann aufgehoben werden!», hatte Roland gesagt.

«Kann er das?» Vater Marchant hatte überrascht gewirkt.

«Es heißt», hatte ihm Roland erklärt, «wenn die Klinge nach Jerusalem gebracht und in der Grabeskirche gesegnet wird, dann wird der Fluch aufgehoben und das Schwert zu einer Waffe für Gottes Ruhm.» Kein anderes Schwert – nicht Rolands Durandal, nicht die Joyeuse Karls des Großen und nicht einmal Artus' Excalibur – konnte sich mit *La Malice* vergleichen. Sie wäre die heiligste Waffe auf Gottes Erde, wenn der Fluch aufgehoben werden konnte.

Vater Marchant hatte die Ehrfurcht in Rolands Stimme gehört, doch statt zu sagen, dass eine Reise nach Jerusalem so wahrscheinlich war wie die Wiederkehr des heiligen Petrus, hatte er nur feierlich genickt. «Dann müssen wir diese Pflicht den Aufgaben des Ordens hinzufügen, mein Sohn.»

Nun, in der von Kerzen erhellten Kapelle, wurde Roland in den Orden aufgenommen. Er hatte gebeichtet, er hatte die

Absolution erhalten und kniete auf den Altarstufen. Die anderen Ritter standen hinter ihm in dem kleinen, weiß gestrichenen Kirchenschiff. Roland war erfreut gewesen, Robbie in dem Orden anzutreffen, aber der zweite Schotte, der knochenbehängte Sculley, hatte ihn entsetzt. Schon wenige Momente in der Gegenwart Sculleys genügten, um von der Ungehobeltheit dieses Mannes erschüttert zu werden; das unaufhörliche hämische Grinsen, die Flüche, die Bösartigkeit dieses Mannes, sein Spott und seine Lust an der Grausamkeit. «Er ist wirklich ein grobes Werkzeug», hatte Vater Marchant Roland erklärt, «aber Gott nutzt auch den bescheidensten Lehm.»

Nun trat Sculley von einem Fuß auf den anderen und murmelte etwas von Zeitvergeudung. Die anderen Ritter schwiegen, hörten nur zu, als Vater Marchant auf Latein predigte. Er segnete Rolands Schwert, legte ihm die Hände auf den Kopf und hüllte seine Schulter in die Schärpe mit den eingestickten Petrusschlüsseln. Und während er betete, erlosch in der Kapelle eine Kerze nach der anderen. Es war wie bei der Karfreitagsmesse, wenn der Tod des Erlösers symbolisiert wurde, indem die christlichen Kirchen in Dunkel getaucht wurden. Als schließlich die letzte Kerze flackerte und ausging, waren da nur noch das blasse Mondlicht hinter dem einzigen hohen Fenster der Kapelle und die kleine rote Flamme des Ewigen Lichts, das Schatten in der Farbe getrockneten Blutes auf das silberne

Kruzifix warf, dessen Christus Roland anbetend betrachtete. Er hatte seine Bestimmung gefunden, er hatte eine ritterliche Aufgabe gefunden, die seiner Reinheit würdig war, und er würde *La Malice* finden.

Dann schrie Genevieve.

Und schrie erneut.

Keane und Vater Levonne waren bis nahe vor die Zugbrücke geritten, wo der Ire zu einem Wächter hinaufrief, der die beiden Reiter im Mondlicht ansah und dann ein paar Schritte auf dem Wehrgang des Torhauses ging. «Hast du gehört?», rief Keane. «Sag deinem Herrn, dass wir seine Frau haben! Er will sie zurück, oder?» Er wartete. Sein Pferd stampfte auf. «Mann, hast du gehört? Wir haben seine Frau hier! » Der Wächter beugte sich zwischen zwei Zinnen vor, um Keane noch einmal anzusehen, antwortete aber nicht, und nach ein paar Augenblicken zog er sich hinter die Zinnen zurück. «Bist du taub?», schrie Keane.

«Mein Sohn», rief Vater Levonne, «ich bin Priester! Lass mich mit deinem Herrn sprechen! »

Keine Antwort. Der Mond beschien die Burg und schimmerte weiß auf dem Wasser des Burggrabens, über das der Wind fuhr. Es war nur ein Mann auf dem Wehrgang des Tores zu sehen gewesen, aber nun war er verschwunden und hatte Keane und Levonne offenbar

allein gelassen. Der Ire wusste, dass Thomas und ein Dutzend weitere Männer von dem Wald aus zusahen, aber er fragte sich, wer ihn durch die dunklen Schießscharten in der Ringmauer und den mondbeschienenen Türmen noch beobachtete und ob diese Beobachter die kurzen, schweren Bolzen mit den Stahlspitzen in ihre Armbrüste eingelegt hatten. Die beiden Wolfshunde waren Keane gefolgt und begannen zu winseln. «Hört uns irgendjemand?», rief Keane.

Ein Windstoß hob die Flagge auf dem Bergfried, das Banner regte sich, dann fiel es schlaff herab. Ein Eulenruf hallte durchs Tal, und die beiden Jagdhunde hoben den Kopf und witterten mit erhobener Nase. Eloise knurrte leise. «Ganz ruhig», sagte Keane zu ihr, «ganz ruhig, Mädchen, morgen jagen wir ein paar Hasen. Und wenn wir Glück haben, auch ein Reh, was?»

«Engländer! », bellte eine Stimme von der Burg.

«Wenn du einen Mann schon beleidigen musst», rief Keane zurück, «kannst du dir da nicht etwas Klügeres einfallen lassen?»

«Kommt morgen wieder! Wenn es hell wird! »

«Lass mich mit deinem Herrn reden! », rief Vater Levonne.

«Seid Ihr Priester?»

«Das bin ich! »

«Hier ist unsere Antwort, Vater», rief der Mann, und eine Sehne surrte in einem der Türme, dann jagte ein

Armbrustbolzen durchs Mondlicht und ging zwanzig Schritt vor den beiden Reitern nieder. Der Bolzen schlitterte über den Boden und blieb zwischen den erschreckten Hunden liegen.

«Anscheinend müssen wir bis zum Hellwerden warten, Vater», sagte Keane. Er ließ sein Pferd umdrehen, stieß die Fersen zurück und ritt aus der Schussweite der Armbrüste.

Bis zum Hellwerden.

Der Comte de Labrouillade hatte beim Abendessen gesessen. Es hatte Hirschpastete gegeben, eine gebratene Gans, einen Schinken in einer dicken Kruste aus Lavendelhonig und eine Platte hirsegemästeter Ammern, die das Leibgericht des Comtes waren. Er hatte einen Koch, der es verstand, die winzigen Vögel in Rotwein zu ertränken und sie dann kurz auf heißer Flamme zu rösten. Der Comte roch an einem Vogel. Einfach meisterhaft! Das Aroma war so köstlich, dass es ihm beinahe die Sinne vernebelte, und dann lutschte er das Fleisch von dem Vögelchen, und das gelbe Fett triefte über seine Kinne, als er die zarten Knochen zerkaute. Der Koch hatte auch drei Waldschnepfen gebraten und die spitzschnabeligen Vögel mit einer Mischung aus Honig und Wein getränkt.

Der Comte liebte es zu essen. Er war etwas ungehalten darüber, dass seine Gäste, der strenge Vater Marchant, Sir Robbie Douglas und der lachhafte jungfräuliche Ritter, in

der Kapelle Humbug trieben, aber er würde nicht auf sie warten. Die Ammern waren knusprig heiß und die dunklen Brüste der Waldschnepfen zu köstlich, um ihren Genuss aufzuschieben, und so hatte er seinen Gästen ausrichten lassen, sie könnten sich ihm nach Belieben anschließen. «Sire Roland hat es gut gemacht, was?», bemerkte er zu seinem Verwalter.

«In der Tat, Messire.»

«Der Knabe hat sich *le Bâtards* Frau gegriffen! Roland ist vielleicht eine Jungfrau», sagte der Comte und gluckste in sich hinein, «aber ein vollkommener Idiot kann er nicht sein. Werfen wir einen Blick auf sie.»

«Jetzt, Messire?»

«Ist bestimmt unterhaltsamer als dieser Tölpel», sagte der Comte und deutete auf einen Spielmann, der an einer kleinen Harfe zupfte und die Ruhmestaten des Comtes in der Schlacht besang. Das Lied war zum großen Teil reine Erfindung, aber wer zum Haushalt des Comtes gehörte, gab vor, alles zu glauben. «Ist für morgen alles bereit?», fragte der Comte, bevor der Verwalter gehen konnte, um seinen Auftrag auszuführen.

«Messire?»

«Na, Packpferde, Rüstungen, Waffen, Verpflegung. Bei Gott, Mann, muss ich alles selber machen?»

«Alles ist bereit, Messire.»

Der Comte grunzte. Er war vom Duc de Berry nach Bourges einberufen worden. Der Duc war zwar nur ein rotznasiger Bengel, und der Comte war in Versuchung gewesen, so zu tun, als hätte ihn die Einberufung nie erreicht, aber der rotznasige Bengel war ein Sohn des Königs von Frankreich, und der *Arrière-ban* war zusammen mit einem Brief ausgeliefert worden, in dem taktvoll darauf hingewiesen wurde, dass der Comte schon die zwei vorangegangenen Einberufungsbefehle ignoriert hatte, und dass die Missachtung eines *Arrière-bans* die Beschlagnahme von Land rechtfertigte. «Wir sind sicher», hieß es in dem Brief, «dass Ihr Eure Ländereien zu behalten wünscht, und deshalb erwarten wir freudig Euer Erscheinen in Bourges, wohl wissend, dass Ihr mit zahlreichen Arbalesten und Waffenknechten kommen werdet.»

«Arbalesten», knurrte der Comte. «Warum kann er nicht Armbrustschützen sagen? Oder Bogenschützen?»

«Messire?»

«Der Duc, du Narr. Er ist ein verdammtes Kind. Fünfzehn? Sechzehn? Macht sich noch in die Hose. Arbalesten, mein Gott.» Und dennoch würde der Comte siebenundvierzig Arbalesten und siebenundsechzig Waffenknechte nach Bourges führen, eine ansehnliche Einheit, sogar größer als der kleine Verband, den er gegen Villon hatte marschieren lassen, um Bertille zurückzuholen. Er hatte darüber

nachgedacht, den Verband von einem seiner Hauptleute anführen zu lassen, während er selbst zu Hause blieb, wo die zwanzig Armbrustschützen und sechzehn Waffenknechte der Burggarnison für seine Sicherheit sorgen würden, doch die Drohung, dass er sein Land verlieren könnte, hatte ihn zu dem Entschluss gebracht, sich selbst auf den Weg zu machen. «Jetzt hol das Weib! », blaffte er seinen Verwalter an, der gezögert hatte, weil er glaubte, sein Herr könnte noch weitere Fragen haben.

Der Comte hob eine Waldschnepfe an die Lippen und nagte das mit Honig aromatisierte Fleisch ab. Nicht so köstlich wie die Ammer, dachte er, und so ließ er die Schnepfe einfach fallen und stopfte sich die zehnte Ammer in den Mund.

Er kaute noch auf dem zarten Gerippe, als Genevieve und ihr Sohn in den kleinen Saal gebracht wurden, in dem er zu essen beschlossen hatte. In dem großen Saal drängten sich seine Waffenknechte, die seinen Wein tranken und seine Vorräte aufaßen, auch wenn er sichergestellt hatte, dass ihnen kein Wild, keine Ammern und keine Schnepfen serviert wurden. Der Comte zerkaute krachend die Knochen des Singvogels, schluckte und deutete auf eine Stelle, die nahe genug am Tisch war, um Genevieve von den hohen Kerzen beleuchten zu lassen. «Stell sie da hin», sagte er, «und warum habt ihr den Jungen mitgebracht?»

«Sie hat darauf bestanden, Messire», sagte einer der Waffenknechte.

«Bestanden? Sie ist nicht in der Position, auf irgendetwas zu bestehen. Mageres Stück, oder? Dreh dich um, Weib.» Genevieve rührte sich nicht. «Ich habe gesagt, dreh dich um, dreh dich einmal um dich selbst, und zwar ganz langsam», sagte der Comte. «Wenn sie nicht gehorcht, Luc, kannst du sie schlagen.»

Luc, der Waffenknecht, der Genevieve am Arm in den Saal gezogen hatte, holte aus, doch er musste nicht zuschlagen. Genevieve drehte sich um sich selbst und sah den Comte dann trotzig an. Er betupfte sich den Mund und sein fettes Kinn mit einer Serviette, dann trank er einen Schluck Wein.»

«Zieh sie aus», sagte er.

«Nein», protestierte Genevieve.

«Ich habe gesagt, zieh sie aus», sagte der Comte und sah Luc an.

Doch bevor Luc gehorchen konnte, wurde die Tür des Saales geöffnet und Jacques, der nun der oberste Truppenführer des Comtes war, trat ein. «Sie haben zwei Boten geschickt, Messire», sagte er, «und angeboten, die Frau gegen die Comtesse auszutauschen.»

«Ach.»

«Sie haben die Comtesse hier, Messire», sagte Jacques.

«Hier?»

«Das hat einer von ihnen gesagt.»

Der Comte stand auf und hinkte um den Tisch. Die Pfeilwunde in seinem Bein pochte, obwohl sie recht gut verheilte. Es bereitete ihm immer noch Schmerzen, dieses Bein mit seinem erheblichen Gewicht zu belasten, und er zuckte zusammen, als er von dem Podest stieg, um sich vor Genevieve aufzubauen. «Euer Gemahl, Madame», knurrte er, «hat mich herausgefordert.» Er wartete auf eine Reaktion von ihr, doch sie schwieg. «Sagt den Boten, sie sollen morgen früh wiederkommen», befahl der Comte, ohne den Blick von Genevieve abzuwenden, «wir tauschen sie beim Hellwerden aus.»

«Ja, Messire.»

«Aber vorher habe ich mit dem Weibsstück noch etwas vor», sagte er. Er war gedemütigt worden, zuerst von seiner Frau und dann von *le Bâtard*. Er vermutete, dass ihn seine eigenen Männer hinter seinem Rücken verspotteten, nicht zuletzt aus diesem Grund hatte er es vorgezogen, allein in dem kleinen Saal zu essen. Wahrhaftig, er wusste, dass ganz Frankreich über ihn lachte. Er war beleidigt worden, man hatte ihm Hörner aufgesetzt. Er war ein stolzer Mann, seine Ehre war so tief verletzt, dass unbändige Wut in ihm aufstieg, und er brüllte wie vor Schmerz, als er den Arm ausstreckte, Genevieves Leinengewand packte und es aufriss.

Genevieve schrie.

Der Schrei stachelte die Wut des Comte nur noch weiter an. Alle Verletzungen der vergangenen Wochen kochten in ihm hoch, und alles, woran er denken konnte, war, sich grausam an den Männern zu rächen, die ihn erniedrigt hatten, und was wäre da besser, als die Hörner von seinem eigenen Kopf zu nehmen und sie *le Bâtard* aufzusetzen? Er riss Genevieve das Gewand herunter, und sie schrie noch einmal und taumelte rückwärts. Ihr Sohn weinte, und der Comte versetzte ihm einen harten Schlag auf den Kopf, dann zog er wieder an Genevieves Kleid. Sie raffte das zerrissene Leinen vor ihrem Hals zusammen. «Du elendes Miststück! », rief der Comte. «Zeig mir deine Titten, du mageres Luder! » Er verpasste ihr eine heftige Ohrfeige, und in diesem Moment kam ein halbes Dutzend Männer durch die Saaltür.

«Aufhören! » Es war Roland de Verrec, der das gerufen hatte. «Aufhören! », schrie er noch einmal. «Sie ist meine Geisel.»

Noch mehr Männer stürmten durch die Tür. Robbie Douglas war unter ihnen und starrte Genevieve an, die nun auf den Steinfliesen kauerte und die Fetzen ihres Gewandes vor ihrem Körper zusammenhielt. Sculley grinste. Die Waffenknechte des Comtes blickten von dem rasenden Labrouillade zu dem ruhigen Roland, während Vater Marchant die Situation mit einem Blick abschätzte

und dann zwischen sie trat. «Die Frau», erklärte er dem Comte, «ist die Gefangene des Ordens, Messire.»

Diese Äußerung verwirrte Roland, der geglaubt hatte, sie wäre seine Geisel, aber er nahm die Worte als Unterstützungsversuch und legte deshalb keinen Widerspruch ein.

Der Comte atmete heftig. Einen Augenblick lang schien es, als würde die Vernunft Oberhand über seinen Zorn gewinnen, doch dann wurde er wieder vom Zorn überwältigt. «Raus!», zischte er die Neuankömmlinge an.

«Messire …», begann Vater Marchant besänftigend.

«Raus!», brüllte der Comte. «Das ist meine Burg!»

Niemand bewegte sich.

«Du!» Der Comte zeigte auf Luc. «Sorg dafür, dass wir sie loswerden!»

Luc versuchte, Roland, Vater Marchant und die anderen Ritter des Fischerordens aus dem Saal zu drängen, aber Roland ließ sich nicht beirren. «Sie ist meine Geisel», sagte er noch einmal.

«Kämpfen wir um das Weibsbild», sagte Sculley gut gelaunt.

«Ruhe!», zischte Robbie. Er kannte Genevieve, er hatte sie geliebt, seit er sie zum ersten Mal in den Kerkerzellen von Castillon d’Arbizon gesehen hatte. Diese unerwiderte Liebe hatte seine Freundschaft mit Thomas zerstört, sie hatte zu seinen Eidbrüchen geführt, zu seinem Streit mit dem Lord

of Douglas, und all das hatte erst mit der heiligen Aufgabe des Fischerordens geendet. Das jedenfalls hatte Robbie geglaubt. Doch nun sah er Roland die Hand an das Heft seines Schwertes legen, und ihm graute vor der Entscheidung, die er zu treffen hatte. Genevieve blickte zu ihm empor, Überraschung und Flehen lagen in ihrem Blick.

Der Comte sah, dass Roland die Hand an sein Schwert Durandal legte, und außer sich, wie er war, griff er nach seiner eigenen Klinge. Vater Marchant hob beide Hände. «Im Namen Gottes! », rief er und packte Roland am Arm. «Im Namen Gottes! », sagte er noch einmal und streckte dem Comte mahnend die Hand entgegen. «Messire», sagte er mit besonnener Stimme, «Ihr habt recht. Dies ist Eure Burg. Was innerhalb dieser Mauern geschieht, unterliegt Eurem Befehl. Aber, Messire», und an dieser Stelle verneigte sich Vater Marchant tief vor dem Comte, «diese Frau muss zu uns sprechen. Seine Heiligkeit der Papst verlangt es, der König von Frankreich verlangt es, und Seine Majestät wird Euch dankbar sein, wenn Ihr mir, Eurem bescheidensten Diener», und hier verbeugte er sich erneut vor Labrouillade, «erlaubt, dieses elende Weib zu befragen.»

Vater Marchant hatte das Interesse des Papstes und des Königs erfunden, aber es war eine kluge Erfindung, die ausreichte, um Labrouillades Zorn abzukühlen. «Bin ich im Recht?», fragte der Comte.

«Vollkommen, und wenn einer von uns Euch behindert hat, Messire, wenn einer von uns Eure unangefochtene Autorität in Frage gestellt hat, so nehmt unsere untertänigste Entschuldigung an.»

«Und der Papst und der König haben Interesse daran?»

«So erstaunlich es scheinen mag, Messire, ja. Aus diesem Grund bin ich von Kardinal Bessières hierhergeschickt worden. Messire, wenn Ihr Euch einen Ruf als Mann verdienen wollt, der hier auf Erden heldenhaft für das himmlische Königreich gekämpft hat, dann bitte ich Euch, mir ein wenig Zeit mit dieser Kreatur zu bewilligen.»

«Und wenn Ihr mit ihr fertig seid?»

«Wie ich gesagt habe, Messire, dies ist Eure Burg.»

«Und Eure Männer tun gut daran, das nicht zu vergessen», knurrte der Comte.

«In der Tat, Messire.»

«Dann nehmt sie», sagte der Comte großmütig.

«Die Kirche steht für immer in Eurer Schuld, Messire», sagte Vater Marchant und befahl Sculley und Robbie mit einer Geste, Genevieve hinauszubringen. Dann deutete er auf Hugh. «Nehmt ihn auch mit.»

Und Robbie seufzte erleichtert auf.

Thomas kniete am Waldrand. «Was hat er gesagt?», fragte er zum zehnten Mal.

«Dass wir beim Hellwerden zurückkommen sollen», sagte Keane.

Und was würde von jetzt an bis zum Hellwerden mit Genevieve geschehen? Das war die Frage, die Thomas quälte und auf die ihm seine Vorstellungskraft eine hässliche Antwort gab. Doch er konnte sie nicht retten. Er konnte den Burggraben nicht überqueren, nicht die Mauer erklimmen und sich den Weg in die Burg erkämpfen. Dafür würde er eine starke Kampftruppe und Zeit brauchen. «Ihr solltet ein bisschen schlafen», sagte er zu seinen Männern, und das war ein guter Rat, doch die Bogenschützen hatten beschlossen, mit Thomas Nachtwache zu halten. Keiner wollte schlafen.

«Wie viele Männer hat er wohl in der Burg?», überlegte Thomas laut.

«Der Bastard hatte ungefähr hundert Mann bei dem Kampf in Villon», sagte Sam.

«Sie können nicht alle in der Burg sein», sagte Thomas, doch es war nur die Hoffnung, die aus ihm sprach.

«Groß genug wäre sie», sagte Keane.

«Und wir haben vierunddreißig Bogenschützen hier», sagte Thomas.

«Und wir haben Waffenknechte», ergänzte Keane.

«Er hatte ungefähr vierzig Armbrustschützen dabei», sagte Sam, «oder mehr?»

«Hat er nicht gesagt, dass er sie austauscht?», fragte Thomas, ebenfalls zum zehnten Mal.

«Er hat nur gesagt, wir sollen wiederkommen», sagte Keane. «Ich hätte dem Kerl noch ein paar Fragen gestellt, wenn ich gekonnt hätte, aber sie haben Vater Levonne und mir mit einer Armbrust klargemacht, dass wir nicht gerade willkommen waren.»

Wenn Genevieve etwas angetan wurde, dachte Thomas, würde er *La Malice* vergessen, er würde den Prince of Wales vergessen, er würde alles vergessen, bis er den Comte de Labrouillade auf einen Tisch gefesselt und ihn beschnitten hatte, wie jener den Comte de Villon beschnitten hatte. Aber das war eine müßige Vorstellung in dieser Mondnacht. Es gab Zeiten, in denen ein Mann nichts anderes tun konnte, als abzuwarten und sich mit Träumen gegen die Verzweiflung zu wappnen.

«Beim Morgengrauen», sagte Thomas, «will ich jeden Bogenschützen und jeden Waffenknecht sehen. Wir zeigen uns. Wir sind kampfbereit, halten uns aber außerhalb ihrer Schussweite.» Es war eine Geste, weiter nichts, das wusste er, aber in diesem Augenblick waren Gesten das Einzige, wozu er imstande war.

«Wir sind auch jetzt schon bereit», sagte Sam. Wie alle Bogenschützen hatte er seinen Bogen bei sich, auch wenn er in der Erwartung des Morgentaus die Sehne vom Bogen

genommen und unter seiner Kappe verstaut hatte. «Und es wird früh hell.»

«Ihr solltet schlafen», sagte Thomas, «alle, die nicht zur Wache eingeteilt sind, sollten schlafen.»

«Ja, sollten wir», sagte Sam.

Und keiner rührte sich.

Vater Marchant legte Roland sanft die Hand auf den Arm. «Ihr habt das Richtige getan, mein Sohn. Sie ist Eure Gefangene, und Ihr musstet sie verteidigen, aber Ihr müsst auch vorsichtig sein.»

«Vorsichtig?»

«Das ist der Besitz des Comtes. Er führt hier den Befehl.» Er lächelte. «Aber es ist vorbei. Nun müsst Ihr uns die Gefangene geben.»

«Gefangene?», fragte Roland. «Sie ist eine Geisel, Vater.»

Vater Marchant zögerte. «Was wisst Ihr von ihr?», fragte er.

Roland runzelte die Stirn. «Sie ist von niedriger Geburt und mit *le Bâtard* verheiratet, aber sonst weiß ich nichts Wesentliches.»

«Mögt Ihr sie?»

Roland antwortete nicht gleich, dann erinnerte er sich an seine Verpflichtung zur Ehrlichkeit. «Zuerst mochte ich sie nicht, Vater, aber inzwischen bewundere ich sie. Sie hat Esprit. Sie hat einen schnellen Verstand. Ja, ich mag sie.»

«Sie hat Euch behext», sagte Vater Marchant ernst, «und daraus kann Euch kein Vorwurf gemacht werden. Aber Ihr solltet wissen, dass sie exkommuniziert ist, verdammt von der Heiligen Mutter Kirche. Sie sollte als Ketzerin verbrannt werden, aber *le Bâtard* hat sie gerettet, und dann, um das Böse noch zu verschlimmern, hat sie einen frommen Dominikaner getötet, der ihre Ketzerei entdeckt hatte. Bei allem, was recht ist, mein Sohn, ich kann sie nicht gehen lassen, ich kann nicht zulassen, dass sie ihre abscheulichen Lehren weiter verbreitet. Sie ist verdammt.»

«Ich habe geschworen, sie zu beschützen», sagte Roland voller Unbehagen.

«Ich entbinde Euch von diesem Schwur.»

«Aber sie scheint eine so gute Frau zu sein!»

«Der Teufel setzt seinem Werk Masken auf, mein Sohn», sagte Vater Marchant, «er hüllt das Laster in strahlende Gewänder und verbirgt die Verdorbenheit mit honigsüßen Worten. Sie ist eine holde Erscheinung, aber sie ist die Kreatur des Teufels, ebenso wie ihr Gemahl. Sie sind beide exkommuniziert, beide Ketzer.» Er drehte sich um, als ein Diener durch den düsteren Gang auf sie zukam. «Danke», sagte er und nahm dem Mann den Falken ab. Er hatte einen Lederhandschuh übergestreift und wickelte nun den Fesselriemen um sein Handgelenk, bevor er über die Haube streichelte, die über den Kopf des Vogels gezogen

worden war. «Wisst Ihr», fragte er Roland, «was die Ketzer in Montpellier wollten?»

«Sie hat mir erklärt, dass sie einen englischen Mönch begleitet haben, Vater, der sich an der Universität einschreiben wollte.»

Vater Marchant lächelte traurig. «Sie hat gelogen, mein Sohn.»

«Hat sie das?»

«Ihr Mann sucht *La Malice*.»

«Nein!», sagte Roland, nicht um zu widersprechen, sondern vor Erstaunen.

«Vermutlich hat er gehört, dass die Waffe dort sein könnte.»

Roland schüttelte den Kopf. «Das glaube ich nicht», sagte er sehr bestimmt.

Nun war es an Vater Marchant, erstaunt zu sein. «Das glaubt Ihr nicht …», begann er mit schwacher Stimme, dann unterbrach er sich.

«Nun, ich weiß es natürlich nicht», sagte Roland, «und vielleicht habt Ihr ja Neuigkeiten über *La Malice*, die ich nicht kenne.»

«Wir hatten gehört, *La Malice* wäre an einem Ort namens Mouthoumet, aber als wir ankamen, war die Klinge weg.»

«Es ist möglich, dass sie nach Montpellier gebracht wurde», sagte Roland zweifelnd, «aber ein Mann, der sich

um *La Malice* sorgt, würde sie gewiss an ihren richtigen Platz zurückbringen.»

«Es gibt einen richtigen Platz?», fragte der Priester verhalten. Er streichelte über die Vogelhaube, seine Finger glitten sanft über das weiche Leder.

Roland lächelte bescheiden. «Meine Mutter, Gott segne sie, ist eine Nachfahrin des alten Geschlechts der Cambrai. Sie waren große Krieger, doch einer von ihnen trotzte seinem Vater und gab den Dienst an der Waffe auf, um Mönch zu werden. Junien hieß er, und eine Familienlegende erzählt, dass ihm der gebenedeite Petrus im Traum erschien und ihm das Schwert gab. Petrus erklärte Junien, dass nur ein Mann, der zugleich ein Heiliger und ein Krieger ist, imstande sei, die Klinge zu beschützen.»

«Sankt Junien?»

«Er ist nicht sehr bekannt», gestand Roland traurig ein, «in der Tat, wenn er überhaupt bekannt ist, dann dafür, dass er bei einem Schneesturm geschlafen hat, in dem er hätte umkommen müssen, aber durch die Gnade Gottes blieb er vor dem Tode bewahrt …» Er hielt inne, weil Vater Marchant seinen Arm so fest gepackt hatte, dass es schmerzte. «Vater?», fragte er.

«Hat dieser Junien einen Heiligenschrein?»

«Die Benediktinerinnen bei Nouaillé bewahren seine sterblichen Überreste auf, Vater.»

«Bei Nouaillé?»

«Das ist im Poitou, Vater.»

«Gott segne Euch, mein Sohn», sagte Vater Marchant.

Roland hörte die Erleichterung in der Stimme des Priesters. «Ich weiß nicht, ob *La Malice* dort ist, Vater», gab er zu bedenken.

«Aber sie könnte dort sein», sagte Vater Marchant, dann unterbrach er sich, als ein Diener einen Nachttopf durch den Gang trug, der schwach von dem spärlichen Licht erhellt wurde, das aus dem Saal fiel. «Ich weiß nicht», sagte er schließlich, als der Diener vorbei war, «ich weiß nicht», wiederholte er erschöpft. «Sie könnte überall sein! Ich weiß nicht, wo ich sonst suchen soll, aber vielleicht weiß es *le Bâtard*.» Er streichelte den Falken, der sich unruhig auf seinem Handgelenk bewegte. «Also müssen wir feststellen, was er weiß und warum er nach Montpellier gegangen ist.» Er hob den Arm, auf dem der Falke saß. «Bald, meine Gute», sagte er zu dem Falken, «bald nehmen wir dir die Haube ab.»

«Ihm die Haube abnehmen?», fragte Roland. Das zu tun schien ihm zu dieser Nachtzeit sehr merkwürdig.

«Dieser Vogel ist eine *Calade*», sagte Vater Marchant.

«Eine *Calade*?»

«Die meisten *Calades* entdecken die Krankheiten eines Menschen», erklärte Vater Marchant, «aber dieser Vogel hat das gottgegebene Talent, die Wahrheit zu entdecken.»

Er trat einen Schritt von Roland weg. «Ihr seht müde aus, mein Sohn. Darf ich Euch etwas Schlaf empfehlen?»

Roland lächelte kläglich. «Ich habe in den letzten Nächten nur wenig geschlafen.»

«Dann ruht Euch jetzt aus, mein Sohn, ruht Euch mit Gottes Segen aus.» Er sah Roland nach, dann drehte er sich zu den anderen Rittern um, die am Ende des Gangs warteten. «Sir Robbie! Würdet Ihr die Frau und das Kind bringen?» Er öffnete die nächstbeste Tür und hatte einen kleinen Raum vor sich, in dem Weinfässer lagerten und ein Tisch mit Krügen, Trichtern und Bechern stand. Er wischte alles vom Tisch. «Das wird gehen», rief er, «und bringt Kerzen mit!»

Er streichelte den Falken. «Bist du hungrig?», fragte er den Vogel. «Ist mein Liebling hungrig? Bald bekommst du etwas zu fressen.» Er stand an der Seite des Raumes, als Robbie Genevieve hereinbrachte. Sie hielt ihr Kleid vor der Brust zusammen. «Es macht den Anschein, als würdet Ihr die Ketzerin von früher kennen», sagte Vater Marchant zu Robbie.

«So ist es, Vater», sagte Robbie.

«Verräter», sagte Genevieve und spuckte Robbie ins Gesicht.

«Er hat sich einer göttlichen Aufgabe verschworen», sagte Vater Marchant, «du aber bist von Gott verflucht.»

Sculley zog Hugh durch die Tür und schubste ihn neben dem Tisch auf den Boden.

«Kerzen», sagte Vater Marchant zu Sculley. «Hol welche aus dem Saal.»

«Ich will aber sehen, was Ihr macht, ja?», sagte Sculley mit einem Grinsen.

«Geh», befahl Vater Marchant schroff, dann drehte er sich wieder zu Robbie um. «Ich will sie auf dem Tisch haben. Wenn sie sich wehrt, schlagt sie.»

Genevieve wehrte sich nicht. Sie wusste, dass sie nicht gegen Robbie kämpfen konnte, und schon gar nicht gegen Robbie und den grässlichen Mann mit den Knochen im Haar, der nun zwei enorme Kerzen hereinbrachte, die auf Weinfässer gestellt wurden.

«Leg dich hin», befahl ihr Vater Marchant, «als wärst du tot.» Er sah sie zittern. Sie hatte die Hände über die Brust gelegt, um das zerrissene Kleid zusammenzuhalten, und der Priester wickelte nun den Fesselriemen von seinem Handgelenk ab und setzte den Falken auf Genevieves Handrücken. Die Krallen bohrten sich in ihr Fleisch, und sie stieß ein kurzes Wimmern aus. *«In nomine Patris»*, sagte Vater Marchant leise, «*et Filii et Spiritus Sancti*, Amen. Sir Robert?»

«Vater?»

«Wir haben keinen Schreiber, um die Beichte dieser Sünderin zu beurkunden, also werdet Ihr aufmerksam

zuhören und bezeugen, was gesagt wird. Ihr habt die heilige Pflicht, Euch an die Wahrheit zu erinnern.»

«Ja, Vater.»

Der Priester sah Genevieve an, die mit geschlossenen Augen und verkrampften Händen auf dem Tisch lag. «Sünderin», sagte er sanft, «gestehe mir, warum ihr nach Montpellier gegangen seid.»

«Wir haben einen englischen Mönch dorthin gebracht», sagte Genevieve.

«Und warum?»

«Er wollte an der Universität Medizin studieren.»

«Ich soll dir glauben, dass *le Bâtard* den ganzen Weg nach Montpellier gegangen ist, nur um einen Mönch zu begleiten?», fragte Vater Marchant.

«Es war eine Gefälligkeit für seinen Lehnsherrn», sagte Genevieve.

«Öffne die Augen», befahl der Priester. Seine Stimme war immer noch sanft. Er wartete, bis sie gehorcht hatte. «Und nun erzähle mir», sagte er, «hast du schon einmal von Sankt Junien gehört?»

«Nein», sagte Genevieve. Der Falke mit der Haube rührte sich nicht.

«Du bist exkommuniziert, das stimmt doch?»

Sie zögerte, dann nickte sie kurz.

«Und ihr seid nach Montpellier gegangen, um einem Mönch einen Gefallen zu tun?»

«Ja», sagte sie leise.

«Es wäre in deinem Interesse», sagte Vater Marchant, «die Wahrheit zu sagen.» Er beugte sich vor, zog die Bänder der Falkenhaube auf und hob dem Vogel die Haube vom Kopf. «Das ist eine *Calade*», erklärte er Genevieve, «ein Vogel, der erkennen kann, ob du die Wahrheit sprichst oder lügst.» Genevieve sah dem Falken in die Augen und erschauerte. Vater Marchant trat einen Schritt zurück. «Nun berichte mir, Sünderin», sagte er, «warum seid ihr nach Montpellier gegangen?»

«Ich habe es schon gesagt, um einen englischen Mönch zu begleiten.»

Ihr Schrei hallte durch die ganze Burg.

Neun

Der Schrei riss Roland aus dem Schlaf.

Der Comte hatte nicht für Betten gesorgt. Die Burg war voller Männer, die darauf warteten, nach Bourges abzumarschieren, und sie schliefen, wo es eben ging. Viele tranken noch im großen Saal, während sich andere im Burghof hinlegten, wo auch die Pferde untergebracht waren, die keinen Platz in den Stallungen gefunden hatten, doch Rolands Knappe Michel hatte eine Truhe voller Banner entdeckt, die er auf einer Steinbank im Vorraum der Kapelle auslegte. Roland war gerade auf dieser notdürftigen Bettstatt eingeschlafen, als der Schrei durch die Gänge hallte. Verwirrt fuhr er auf, dachte, er wäre zu Hause bei seiner Mutter. «Was war das?», fragte er.

Michel starrte den langen Gang hinunter. Der Junge sagte nichts. Dann echote eine wütende Stimme durch den Gang, und das weckte Roland endgültig. Er rollte sich von der Bank und griff nach seinem Schwert. «Eure Stiefel, Sire?», sagte Michel und hielt sie ihm entgegen, doch Roland war schon losgerannt. Ein Mann am anderen Ende des Ganges blickte sich alarmiert um, aber sonst schien niemand von dem Schrei und dem wütenden Ruf aufgeschreckt worden

zu sein. Roland stieß die Tür des Weinlagers auf und erstarrte.

Der Raum war beinahe vollständig dunkel, weil die Kerzen umgestoßen worden waren, aber in dem schwachen Licht sah Roland Genevieve auf dem Tisch sitzen, die Hand über ein Auge gelegt. Ihr zerrissenes Kleid war ihr auf die Hüfte hinabgerutscht. Vater Marchant lag mit blutender Lippe auf dem Rücken, ein geköpfter Falke zuckte auf dem Boden, und Sculley grinste. Robbie Douglas stand mit gezogenem Schwert über dem Priester, und noch während Roland den Anblick zu fassen versuchte, schlug der Schotte erneut mit dem Heft des Schwertes auf Marchant ein. «Du Bastard!»

Hugh weinte, aber als er Roland sah, der ihm Geschichten erzählt hatte und den er deshalb mochte, rannte er zu ihm und klammerte sich an sein Bein, während Robbie den Priester ein drittes Mal schlug, sodass Marchants Hinterkopf heftig an ein Weinfass stieß. «Du hast ihr das Auge aushacken lassen, du Bastard», schrie Robbie.

«Was …», begann Roland.

«Wir müssen weg!», rief Genevieve.

Sculley schien sich über das zu freuen, was er vor sich sah. «Hübsche Titten», sagte er zu niemandem im Besonderen, doch diese Worte schienen Robbie klarwerden zu lassen, was er getan hatte.

«Wohin weg?», fragte er.

«Suchen wir uns ein Loch und graben uns ein», lautete Sculleys Rat, dann sah er wieder Genevieve an. «Ziemlich klein, aber hübsch.»

«Was ist passiert?», brachte Roland endlich heraus.

«Der Bastard wollte ihr die Augen aushacken lassen», sagte Robbie.

«Ich mag Titten», sagte Sculley.

«Sei still», knurrte Robbie. Er hatte geglaubt, im Orden des Fischers eine Aufgabe und spirituellen Frieden gefunden zu haben, doch der Anblick des Falken, der seinen Schnabel in Genevieves Auge hackte, hatte ihm selbst die Augen geöffnet und ihn erkennen lassen, was er getan hatte, aber nun würde er es wiedergutmachen. Und so hatte er sein Schwert aus der Scheide gerissen, dem Falken mit einem Hieb den Kopf abgeschlagen, sich dann zu Vater Marchant umgedreht und ihn mit dem Heft des Schwertes niedergestoßen, sodass dem Priester Zähne abbrachen und die Lippen aufplatzten. Jetzt aber wusste er nicht mehr, was er tun sollte.

«Wir müssen hier weg», sagte Genevieve erneut.

«Wohin?», wiederholte Robbie.

«Ein sehr tiefes Loch», sagte Sculley belustigt, dann sah er Robbie stirnrunzelnd an. «Kämpfen wir gegen irgendwen?»

«Nein», sagte Robbie.

«Hol meinen Umhang», befahl Roland seinem Knappen, und als Michel das Kleidungsstück gebracht hatte, legte er es um Genevieves nackte Schultern. «Es tut mir leid», sagte er.

«Es tut Euch leid?»

«Ihr habt unter meinem Schutz gestanden», sagte er, «und ich habe versagt.»

Robbie sah Roland an. «Wir müssen gehen», sagte er angstvoll.

Roland nickte. Ebenso wie Robbie schien ihm die Welt auf dem Kopf zu stehen. Verzweifelt überlegte er, was er tun sollte, was das Richtige war. Die Frau war eine Ketzerin, und an diesem Abend erst hatte er vor Gott geschworen, dem Orden des Fischers treu zu sein, doch nun lag der Ordenskaplan blutend und stöhnend vor ihm, und die Ketzerin sah ihn mit einem Auge an, das andere bedeckte sie immer noch mit der Hand, und Roland wusste, dass er sie retten musste. Er hatte ihr seinen Schutz versprochen. «Wir müssen gehen», wiederholte er Robbies Worte.

Beiden war bewusst, dass sie sich mitten in einer Burg befanden, die sich unversehens in einen feindlichen Ort verwandelt hatte, doch als Roland in den Gang hinausspähte, war dort niemand, und der Lärm aus dem großen Saal, in dem immer noch Männer beim Wein saßen, war sicher laut genug gewesen, um Genevieves Schrei zu

übertönen. Roland schnallte seinen Schwertgürtel fest. «Wir gehen einfach», sagte er und klang beinahe erstaunt.

«Eure Stiefel, Sire», sagte Michel.

«Dafür ist keine Zeit», sagte Roland. Panik stieg in ihm auf. Wie sollten sie nur entkommen?

Vater Marchant versuchte sich aufzurichten, und Robbie drehte sich um und trat ihm gegen den Kopf. «Tritt ihn ordentlich, Sculley, wenn er sich noch einmal rührt.»

«Kämpfe ich für ihn oder für Euch?», fragte Sculley.

«Wem dienst du?», fragte Robbie.

«Dem Lord of Douglas natürlich!»

«Und was bin ich?»

«Ein Douglas.»

«Dann stell keine dummen Fragen.»

Damit gab sich Sculley zufrieden. «Also wollt Ihr, dass ich den Bastard umbringe?», fragte er mit einem Blick auf den Priester.

«Nein!», sagte Robbie. Einen Priester zu töten, hieß, die Exkommunikation herauszufordern, und er hatte auch so schon genügend Schwierigkeiten.

«Mir macht es nichts aus», erbot sich Sculley noch einmal. «Ich habe seit einer Woche niemanden mehr getötet. Nein, noch länger. Es muss schon ein Monat sein! Bei Gott! Seid Ihr sicher, dass wir gegen niemanden kämpfen?»

Roland sah Robbie an. «Wir gehen einfach hinaus?»

«Wir haben keine Wahl», sagte Robbie und klang wieder beunruhigt.

«Dann gehen wir!», jammerte Genevieve. Sie hatte einen Lappen gefunden, den sie mit einer Hand an ihr Auge drückte, während sie mit der anderen den Umhang vor dem Hals zusammenhielt.

«Nimm den Jungen», befahl Roland seinem Knappen. Dann trat er in den Gang hinaus. «Steckt Euer Schwert in die Scheide», sagte er zu Robbie.

«Ich soll es wegstecken?» Robbie war verwirrt.

Roland warf einen Blick auf das Schwert, an dem blutige Federn klebten. «Wir sind Gäste hier.»

«Im Augenblick noch.»

«Was zum Teufel machen wir jetzt?», wollte Sculley wissen.

«Für die Ehre der Douglas' kämpfen», sagte Robbie kurz angebunden.

«Also kämpfen wir?»

«Für Douglas!», blaffte Robbie.

«Es ist nicht nötig zu schreien», sagte Sculley, und als Robbie sein Schwert in die Scheide schob, zog er seine eigene lange Klinge. «Sagt mir einfach, wen ich niedermachen soll, ja?»

«Im Moment niemanden», sagte Roland.

«Verhalte dich ruhig», fügte Robbie hinzu. Roland sah Robbie hilfesuchend an, doch der junge Schotte war

genauso unsicher wie der Franzose. «Wir müssen immer in Bewegung bleiben», schlug Robbie vor.

«Verlassen wir die Burg?»

«Ich glaube, das müssen wir», er hielt inne und sah sich um, «falls wir es schaffen.»

Roland ging den anderen voran in den Burghof. Ein paar Feuer, über denen Männer Haferfladen gebacken hatten, schwelten noch auf dem weiten Platz, aber das Mondlicht war hell, und die Schatten waren schwarz. Sie wurden nicht weiter beachtet. Genevieve war in den Umhang gehüllt, und Hugh klammerte sich an seine Falten, als sie sich einen Weg zwischen schlafenden Pferden und Männern hindurch suchten. Andere Männer reichten Weinschläuche herum und unterhielten sich leise. Jemand sang. Ein unterdrücktes Lachen. Am Torhaus schimmerten Laternen.

«Such nach meinem Pferd», sagte Roland zu Michel.

«Glaubt Ihr, sie werden uns einfach hinausreiten lassen?», flüsterte Robbie.

«Such nicht nach meinem Pferd», sagte Roland und fragte sich, wie sie zu Fuß entkommen sollten.

«Eure Stiefel, Sire?», bot Michel an.

«Keine Zeit», sagte Roland. Seine Welt hatte sich aufgelöst; er wusste nicht mehr, wo sein Heil lag, außer in der Rettung seiner Ehre, was bedeutete, dass er eine Ketzerin retten musste, selbst wenn das hieß, einen Kircheneid zu brechen. «Ich sage ihnen, sie sollen die

Zugbrücken herunterlassen», erklärte er Robbie und ging mit langen Schritten auf das Torhaus zu.

«Haltet sie auf!» Der Ruf kam von der Tür hinter ihnen. Vater Marchant, der sich am Türpfosten festhielt, deutete auf sie. «Haltet sie auf! Im Namen Gottes!»

Die Männer im Burghof reagierten nur langsam. Einige schliefen, andere versuchten zu schlafen, und viele waren vom Wein benommen, doch nun rührten sie sich behäbig, als der Ruf von anderen Männern aufgenommen wurde. Sculley fluchte, dann schubste er Robbie an. «Kämpfen wir schon?»

«Ja!», rief Robbie.

«Gegen wen?»

«Gegen alle!»

«Wurde auch Zeit, verflucht!», sagte Sculley. Dann wehrte er mit seinem Schwert den Rückhandhieb eines Mannes ab. Der Mann brach zusammen, dunkles Blut auf der Stirn, und Sculley sägte mit dem Schwert die Stricke durch, mit denen drei Pferde an einen Ring in der Mauer gebunden waren. Er piekte eines der Pferde mit seiner Schwertspitze, und das Tier galoppierte weg und verursachte Chaos unter den erwachenden Männern. Dann versetzte er den beiden anderen Pferden einen Schlag, und im gesamten Burghof begannen Pferde zu wiehern und sich auf die Hinterbeine zu stellen.

«Zugbrücke! », rief Roland. Er hatte zwei Männer vor sich, beide mit gezogenem Schwert, aber mit einem Mal war er ganz ruhig. Das war sein Geschäft. Bisher hatte er nur bei Turnieren gekämpft, aber seine Siege in den Turnieraufstellungen waren das Ergebnis stundenlanger besessener Schwertübungen, er schlug einem Gegner das Schwert weg, wich zurück, trat wieder vor, und sein Schwert glitt zwischen die Rippen des Mannes links vor ihm, dann sprang er auf den anderen Mann zu, der gerade zu einem wilden Hieb ausholte, riss seinen Schwertarm zurück und rammte dem Mann seinen Ellbogen in den Bauch.

«Ich habe ihn», rief Robbie, als wären sie im Massengefecht bei einem Turnier.

Roland trat nach links und hieb sein Schwert abwärts, und der erste Mann war ausgeschaltet, kaum dass er mit dem Kampf begonnen hatte. Zwei Torwächter kamen nun auf ihn zu, und er griff sie sofort an. Einer trug einen Speer und stieß damit vor, doch Roland sah die Angst in seiner Miene, wehrte den Stoß, ohne nachzudenken, ab und ließ dann sein Schwert aufwärtsschnellen, sodass seine Spitze eine grässliche Wunde in das Gesicht des Mannes riss. Die Klinge schnitt durch Lippen, Nase und eine Augenbraue, und der Mann, dessen eines Auge sich mit Blut füllte, taumelte rücklings gegen den zweiten Wächter, der sich panisch in das Torhaus zurückzog. «Bring Madame

Genevieve», rief Roland seinem Knappen zu, «unter den Torbogen! »

Roland verschwand im Wächterhaus, während Robbie und Sculley den Zugang zu dem tiefen Bogendurchgang versperrten, der an seinem andern Ende von der geschlossenen Zugbrücke blockiert war. «Die Brücke ist mit verfluchten Bolzen gesperrt», sagte Sculley.

Michel verstand kein Englisch, aber er hatte die Bolzen gesehen und zerrte den linken aus seinem Steinsockel. Genevieve griff nach oben und versuchte, den zweiten aufzuziehen, aber er rührte sich nicht, und der Umhang glitt von ihren Schultern. Männer im Hof sahen ihren nackten Rücken und brüllten lüstern. Michel kam ihr zu Hilfe, und der enorme Eisenbolzen fuhr kreischend zurück.

«Halt sie auf, Sculley! », schrie Robbie.

«Douglas! », brüllte Sculley seinen Kriegsruf den Männern im Burghof entgegen.

Ein Wächter war noch im Torhaus, aber er schrak vor Roland zurück, der ihn jedoch nicht beachtete, sondern die Wendeltreppe zu dem großen Raum über dem Torbogen erstieg. Es war niemand dort, aber es war dunkel, das einzige Licht war der fahle Mondschein, der durch die Schießscharten hereinfiel, doch Roland sah die riesige Winde, mit der die Ketten der Zugbrücke aufgerollt wurden. Die Trommel der Winde war so breit wie der Torbogen und vier Fuß hoch. An jeder Seite befanden sich

enorme Kurbelgriffe, aber es gelang Roland nicht, die Kurbel zu bewegen, an der er es zuerst versuchte. Unter sich hörte er Rufe und Waffenklirren. Schreie. Das Wiehern von Pferden. Ein paar Sekunden stand er hilflos da, überlegte, wie er den Mechanismus in Gang setzen konnte, und dann, als sich seine Augen an das Dämmerlicht gewöhnt hatten, sah er einen großen hölzernen Sperrhebel in der anderen Kurbel stecken. Er hastete hin, packte den Hebel und zog. Einen Augenblick lang widerstand er seiner Kraft, dann aber löste er sich unvermittelt, und nach einem beängstigend lauten Klacken drehte sich die riesige Windentrommel mit ungebremster Schnelligkeit, die Ketten glitten ruckend und bebend von der Spule, bis eine der Ketten plötzlich riss, ihr Ende peitschte rückwärts durch den Raum und traf Rolands Gesicht in demselben Moment, in dem ein gewaltiges Krachen verkündete, dass die Zugbrücke unten war.

Roland taumelte, war halb bewusstlos, dann hob er sein Schwert auf, das er hatte fallen lassen, um den Sperrhebel herauszuziehen, und rannte die Treppe hinunter.

Das Tor war offen.

«Sir?», Sam berührte Thomas an der Schulter.

«Mein Gott», keuchte Thomas. Er war halb eingeschlafen, jedenfalls waren die Gedanken verschwommen durch seinen Kopf gezogen wie der zarte Nebel, der über dem

mondbeschienenen Burggraben von Labrouillade hing. Er hatte an den Gral gedacht, an die gewöhnliche Tonschale, die er ins Meer geschleudert hatte, und sich wie schon häufig gefragt, ob es wirklich der Heilige Gral gewesen war. Manchmal glaubte er nicht daran, und manchmal zitterte er vor der Verwegenheit, die ihn dazu geführt hatte, den Gral unter dem ewigen Wiegen und Donnern der Wellen zu verstecken. Und davor, dachte er, hatte er die Lanze Sankt Georgs gesucht, und auch sie war fort, und er hatte gedacht, dass, sollte er *La Malice* finden, auch sie besser für immer verschwinden würde, und während seine Gedanken umhergeschweift waren, hatte er den trüben Schimmer gesehen, der auf einmal im Torbogen der Burg auftauchte, und dann hatte das gewaltige Krachen bestätigt, dass die Zugbrücke heruntergefallen war.

«Kommen sie heraus?», fragte sich Sam laut.

«Bögen! », rief Thomas. Er stand auf, krümmte seinen langen dunklen Eibenbogen und legte die Sehne über die Hornnocken. Er berührte die Innenseite seines linken Handgelenks, um zu prüfen, dass der Lederschutz festsaß, der ihn gegen die voranschnellende Sehne schützte. Er zog einen Pfeil aus seiner Tasche.

«Keine Reiter», sagte ein Mann. Die Bogenschützen waren aus dem Wald vorgerückt, um ungehindert schießen zu können.

«Irgendwer kommt raus», sagte Sam.

Sie hatten keinen Grund, die Zugbrücke herunterzulassen, dachte Thomas, es sei denn, sie wollten einen Ausfall machen. Aber wenn sie einen nächtlichen Überraschungsangriff planten, warum galoppierten dann nicht jetzt schon Pferde über die Freifläche unterhalb der Burg, die weiß im Mondlicht lag? Er sah ein paar Leute über die Zugbrücke kommen, aber keine Reiter. Dann sah er weitere Männer, die den ersten folgten, und er sah das Mondlicht auf Klingen glitzern. «Vorwärts! », rief er. «Eine Reihe bilden! »

Thomas verfluchte sein Hinken. Er war kein Krüppel, aber er konnte nicht mehr so schnell laufen wie früher, und seine Männer überholten ihn mit Leichtigkeit. Nun galoppierten Karyl und zwei andere mit gezogenen Schwertern an ihm vorbei. «Das ist Hugh! », rief jemand.

«Und Genny! » Thomas erhaschte einen Blick auf dunkle Gestalten vor dem erleuchteten Torgang, glaubte, Genevieve und Hugh erkannt zu haben, doch dann sah er hinter ihnen eine weitere Gestalt, einen Mann mit einer Armbrust. Thomas blieb stehen, hob seinen großen Kriegsbogen und zog die Sehne nach hinten.

Seine Rückenmuskeln stellten die enorme Spannung her, zwei Finger zogen die Sehne, zwei weitere stabilisierten den Pfeil am Bogenstab, als er den Bogen zu den Sternen hinaufrichtete. Er schaute zu dem Tor, sah, wie sich der Armbrustschütze auf ein Knie niederließ und die Waffe an

seine Schulter hob – er könnte zu weit weg sein, diese Entfernung war selbst für einen Langbogen zu groß –, doch Thomas zog die Bogensehne bis hinter sein rechtes Ohr.

Und ließ sie los.

Roland glaubte, er würde sterben. Er hatte Angst. Der kreischende, hämmernde, dröhnende Lärm der abspulenden Winde hallte immer noch in seinen Ohren nach, erfüllte ihn mit Furcht und Entsetzen wie der Schrei eines grässlichen Teufels. Am liebsten hätte Roland sich irgendwo versteckt, sich in einer dunklen Ecke zusammengerollt und gehofft, die Ereignisse würden an ihm vorbeiziehen, doch stattdessen setzte er sich in Bewegung. Er sprang die Treppe hinunter, immer noch ohne Stiefel, und erwartete halb, dass Labrouillades Männer das Torhaus wieder übernommen hätten und er von rächenden Klingen niedergemacht würde, doch zu seinem Erstaunen befand sich immer noch nur der eine Mann im Wächterraum, und dieser Mann war verängstigter als Roland. Robbie rief Roland zu, er solle sich beeilen.

«Gott», sagte Roland, und es war ein Gebet.

Sculley brüllte den Männern im Burghof zu, sie sollten kommen und sich von ihm töten lassen. Drei Männer lagen vor seinen Füßen, und das Licht schimmerte in ihrem Blut, das in die Zwischenräume der Pflastersteine gelaufen war.

«Genevieve ist draußen», rief Robbie, «jetzt kommt! Sculley! »

«Ich bin noch nicht fertig», knurrte Sculley.

«Du bist fertig», sagte Robbie und zog Sculley am Arm. «Lauf! »

«Ich hasse es wegzulaufen.»

«Lauf! Jetzt! Für Douglas! »

Sie liefen los. Bis jetzt hatten sie überlebt, weil die Männer im Burghof, benommen vom Schlaf, nicht begriffen hatten, was vor sich ging. Nun jedoch wurden die Flüchtenden verfolgt, Roland hörte ein Geräusch, das er fürchtete, das Ratschen, mit dem eine Armbrust gespannt wurde. Er polterte mit seinen bloßen Füßen über die Zugbrücke, hörte das Surren, mit dem die Armbrust abgeschossen wurde, doch der Bolzen ging weit über ihn hinweg. Er sah den Bolzen nicht, aber er wusste, dass noch andere abgeschossen würden. Er packte Hugh an der Hand und zog ihn vorwärts, und in diesem Moment sah er aus dem Augenwinkel etwas Weißes vorbeifliegen. Und dann noch ein weißes Aufblitzen! In seiner Panik und Angst dachte er, es müssten Tauben sein. Bei Nacht? Zum dritten Mal jagte etwas Weißes vorbei, und hinter ihm ertönte ein Schrei, und da wusste er, dass es Pfeile waren. Pfeile mit einer Befiederung aus Gänsefedern, Pfeile aus England peitschten durch die Dunkelheit auf die Männer zu, die hinter ihnen aus der Burg kamen. Einer landete auf dem

Weg, schleuderte an Roland vorbei, und dann plötzlich hörte der Pfeilbeschuss auf, als vier Reiter, die Schwerter gezogen, über das Feld galoppierten, und die Pferde donnerten an den Flüchtenden vorbei, drehten um, und dann fuhren die langen Klingen auf ihre Verfolger nieder. Die Reiter hielten nicht an, sondern blieben dicht hinter Roland, und dann flogen die Pfeile wieder, jagten unablässig durch den offenen Gang des Torbogens, in dem sich die Armbrustschützen drängten.

Dann waren die Flüchtenden auf einmal von Männern mit Langbögen umringt, während die Reiter einen Schutzschild hinter ihnen bildeten. Immer weiter bewegten sie sich von der Burg weg, bis sie schließlich den Wald erreichten, und dort fiel Roland auf die Knie. «Lieber Gott», sagte er, «ich danke dir.» Er keuchte, zitterte, und er hielt immer noch Hughs Hand fest.

«Sire?», fragte Hugh ängstlich.

«Du bist in Sicherheit», erklärte ihm Roland, dann kam jemand, nahm das Kind hoch und trug es weg.

«Sam», rief eine schroffe Stimme, «stell ein Dutzend Männer am Waldrand auf. Bögen gespannt! Die Übrigen! Zurück zum Bauernhof. Bruder Michael! Wo seid Ihr? Kommt her! »

Roland sah, wie sich die Männer um Genevieve drängten. Er kniete immer noch. Die Dunkelheit war von aufgeregten englischen Stimmen erfüllt, und Roland hatte sich kaum

jemals so einsam gefühlt. Als er sich umsah, stellte er fest, dass die mondbeschienene Wiese zwischen dem Wald und der Burg menschenleer war. Wenn der Comte de Labrouillade oder Vater Marchant eine Verfolgung planten, hatte sie noch nicht begonnen. Roland dachte darüber nach, dass er lediglich versucht hatte, ehrenhaft zu handeln, und dadurch nun sein Leben auf den Kopf gestellt war. Michel tippte ihm auf die Schulter. «Ich habe Eure Stiefel verloren, Sire.» Roland antwortete nicht, und Michel ging neben ihm in die Hocke. «Sire?»

«Das ist unwichtig», sagte Roland.

«Ich habe die Stiefel und die Pferde verloren, Sire.»

«Das ist unwichtig! », sagte Roland schärfer als beabsichtigt. Was sollte er jetzt tun? Er schloss die Augen, bat um Führung, dann wurde ihm bewusst, dass ihm jemand ins Gesicht atmete. Er erschauerte, dann spürte er eine feuchte Zunge, die ihn ableckte, und als er erschreckt die Augen öffnete, sah er ein Paar Wolfshunde vor sich stehen.

«Sie mögen Euch! », sagte eine fröhliche Stimme, doch weil der Mann Englisch sprach, wusste Roland nicht, was er gesagt hatte. «Jetzt kommt dort weg, ihr zwei», fuhr der Mann fort, «nicht jeder lässt sich gern von einem Paar verdammter Jagdhunde taufen.»

Die Hunde trollten sich, und Thomas of Hookton baute sich vor Roland auf. «Messire?», sagte er, und seine Stimme

war respektvoll. «Soll ich Euch töten oder Euch danken?»

Roland starrte zu *le Bâtard* hinauf. Der jungfräuliche Ritter zitterte immer noch und wusste nicht, was er sagen sollte, also wandte er sich um und sah zu der Burg hinüber. «Werden sie angreifen?», fragte er.

«Natürlich nicht», sagte Thomas.

«Natürlich nicht?»

«Sie waren im Halbschlaf oder halb betrunken. Vielleicht sind sie ja im Morgengrauen so weit nüchtern, um einen Ausfall zu machen. Aber das bezweifle ich. Und aus diesem Grund müssen meine Männer zwei Regeln befolgen, Messire.»

«Regeln?»

«Sie können sich nach Herzenslust betrinken, aber nur, wenn ich es ihnen erlaube. Und keine Vergewaltigungen.»

«Keine …», fing Roland an.

«Es sei denn, sie wollen am nächsten Baum aufgehängt werden. Wie ich höre, wollte Labrouillade meine Frau vergewaltigen?», fragte Thomas, und Roland nickte bloß. «Dann schulde ich Euch meinen Dank, Messire», sagte Thomas, «denn was Ihr getan habt, war tapfer. Also danke ich Euch.»

«Eure Frau …»

«Sie wird überleben», sagte Thomas, «vielleicht mit nur einem Auge. Bruder Michael wird tun, was er kann, aber viel wird das nicht sein, fürchte ich. Allerdings bin ich nicht

sicher, dass ich ihn weiterhin *Bruder* Michael nennen sollte. Aber was er jetzt ist, weiß ich auch nicht recht. Kommt, Messire.»

Roland ließ sich aufhelfen und durch den Wald zu dem Bauernhof führen. «Ich wusste nicht», sagte er, dann erstarb seine Stimme.

«Ihr wusstet nicht, was für ein Bastard Labrouillade ist? Ich hatte es Euch gesagt, aber was soll's? Wir sind alle Bastarde. Ich bin *le Bâtard*, wisst Ihr noch?»

«Aber Ihr erlaubt Euren Männern keine Vergewaltigung.»

«Herrgott», sagte Thomas und wandte sich Roland zu. «Glaubt Ihr wirklich, das Leben ist so einfach wie ein Turnier? Ein Turnier ist unecht. Ihr seid auf der einen oder der anderen Seite, und niemand glaubt allen Ernstes, dass Gott Partei ergreift. Sogar Marschälle gibt es, die dafür sorgen, dass Ihr nicht tot vom Platz getragen werdet. Das hier ist einfach Krieg, Krieg ohne Ende, und das Beste, was Ihr tun könnt, ist zu versuchen, nicht auf der falschen Seite zu stehen. Aber wer in Gottes Namen weiß, welche Seite die richtige ist? Wo Ihr steht, hängt davon ab, wo Ihr geboren seid. Ich bin in England geboren, aber wenn ich in Frankreich geboren wäre, würde ich für König Jean kämpfen und davon ausgehen, dass Gott auf meiner Seite ist. Davon abgesehen versuche ich, nichts Schlechtes zu tun. Das ist vielleicht keine bedeutende Regel, aber sie funktioniert, und wenn ich doch etwas Schlechtes tue, dann

bete ich und gebe Almosen an die Kirche und tue so, als hätte ich ein reines Gewissen.»

«Ihr tut Schlechtes?»

«Es ist Krieg», sagte Thomas. «Unsere Aufgabe ist es, zu töten. Die Bibel sagt *Non occides*, aber wir tun es dennoch. Ein gewitzter Gelehrter in Oxford hat mir erklärt, das Gebot heißt, dass wir keinen Mord begehen sollen. Aber wenn ich das Helmvisier eines armen Teufels hochklappe und ihm ein Schwert in die Augenhöhle ramme, ist mir das keine große Beruhigung. ‹Du sollst nicht töten›, heißt es und nichts anderes.»

«Und warum tut Ihr es dann?»

Thomas sah ihn beinahe feindselig an. «Weil es mir gefällt», sagte er, «weil ich gut darin bin. Weil ich mir im Dunkel der Nacht manchmal einreden kann, dass ich für all die armen Leute kämpfe, die nicht für sich selbst kämpfen können.»

«Und stimmt das?»

Thomas antwortete nicht, stattdessen rief er einen Mann, der neben der Tür des Bauernhofes stand. «Vater Levonne!»

«Thomas?»

«Das ist der Bastard, der all diesen Ärger verursacht hat. Der Sire Roland de Verrec.»

«Messire», sagte der Priester und verneigte sich vor Roland.

«Ich muss mit Robbie sprechen, Vater», sagte Thomas, «und nach Genevieve sehen. Könnt Ihr also nach einem Paar Stiefel für Sire Roland suchen?»

«Stiefel?», fragte der Priester verblüfft. «Hier? Wie stellt Ihr Euch das vor?»

«Ihr seid doch Priester. Also versucht es mit Beten, Beten, Beten.»

Thomas spannte die Sehne von seinem Bogen ab und tadelte sich, dass er es nicht schon früher getan hatte. Ein Bogenstab, der zu lange unter der Sehnenspannung stand, konnte sich dauerhaft biegen, er konnte *der Sehne gehorchen*, wie die Bogenschützen sagten, und ein solcher Bogen hatte weniger Kraft. Thomas rollte die Sehne zusammen, schob sie in einen Beutel und ging zu dem Bauernhaus, das von schwachen Binsenlichtern erhellt wurde. Robbie hockte im Kuhstall, in dem sich von ihm abgesehen nur noch eine Kuh mit einem einzelnen Horn befand. «Er hatte diesen Vogel», sagte Robbie, sobald Thomas durch die klobige Tür gekommen war, «einen Falken. Er hat ihn eine *Calade* genannt.»

«Dieses Wort habe ich schon einmal gehört», sagte Thomas.

«Ich dachte, *Calades* entdecken die Krankheiten eines Menschen! Aber er hat versucht, ihr das Augenlicht zu nehmen! Ich habe das Vieh umgebracht. Aber ich hätte Marchant umbringen sollen!»

Thomas lächelte schief. «Ich weiß noch», sagte er, «wie Genevieve den Priester umgebracht hat, der sie folterte. Damit warst du nicht einverstanden. Und jetzt würdest du selbst einen Priester töten?»

Robbie senkte den Kopf und starrte das faulige Stroh auf dem Boden des Kuhstalls an. Er schwieg eine Weile, dann zuckte er mit den Schultern. «Mein Onkel ist hier, in Frankreich, meine ich. Er ist nicht viel älter als ich, aber immer noch mein Onkel. Er hat meinen anderen Onkel getötet, den Onkel, den ich mochte.»

«Und diesen Onkel magst du nicht?»

Robbie schüttelte den Kopf. «Er macht mir Angst. Der Lord of Douglas. Vermutlich ist er jetzt das Oberhaupt meines Clans.»

«Und was verlangt er von dir?»

«Dass ich gegen die Engländer kämpfe.»

«Was du geschworen hast, nicht zu tun», sagte Thomas.

Robbie nickte. «Und Kardinal Bessières hat mich von diesem Schwur entbunden.»

«Kardinal Bessières ist schleimiger Auswurf.»

«Ja, ich weiß.»

«Warum ist dein Onkel hier?»

«Um gegen die Engländer zu kämpfen natürlich.»

«Und er erwartet, dass du mit ihm kämpfst?»

«Das will er, aber ich habe gesagt, dass ich meinen Eid nicht brechen kann. Also hat er mich stattdessen zu

Bessières geschickt.» Er sah zu Thomas auf. «Der Orden des Fischers.»

«Was in Gottes Namen ist das?»

«Elf Ritter, jedenfalls waren es bis heute Nacht elf, die sich der Suche verschworen haben, der Suche nach …»

«La Malice», sagte Thomas.

«Du weißt es», sagte Robbie ausdruckslos, «der Kardinal hat gesagt, dass du es weißt. Er hasst dich.»

«Ich mag ihn auch nicht», sagte Thomas milde.

«Es ist ein Schwert», sagte Robbie, «offenbar ein magisches Schwert.»

«Ich glaube nicht an Magie.»

«Aber andere Leute tun es», sagte Robbie, «und wenn er das Schwert bekommt, wird er Macht haben, oder?»

«Die Macht, um Papst zu werden», sagte Thomas.

«Das ist vermutlich nicht besonders gut, oder?», meinte Robbie.

«Da würdest sogar du noch einen besseren Papst abgegeben. Zum Teufel, sogar ich. Sogar diese Kuh!»

Robbie musste beinahe lächeln, aber er sagte nichts.

«Und was wirst du jetzt tun?», fragte Thomas, und wieder sagte Robbie nichts. «Du hast Genevieve gerettet», sagte Thomas, «also entbinde ich dich von deinem Eid. Du bist frei, Robbie.»

«Frei?» Robbie verzog das Gesicht und sah Thomas an. «Frei?»

«Ich entbinde dich von deinem Eid. Du bist frei, um gegen die Engländer zu kämpfen, tu, was du willst. *Te absolvo*.»

Robbie lächelte über das Priesterlatein. «Du erteilst mir die Absolution», sagte er erschöpft, «zur Freiheit und zur Armut.»

«Spielst du immer noch?»

Robbie nickte. «Und ich verliere.»

«Nun, du bist frei. Und ich danke dir.»

«Du dankst mir?»

«Für das, was du heute Nacht getan hast. Und jetzt muss ich nach Genny sehen.»

Robbie sah Thomas nach, der auf die Tür zuging. «Und was soll ich jetzt machen?», platzte er heraus.

«Es ist deine Wahl, Robbie. Du bist frei. Keine Eide mehr.» Thomas blieb bei der Tür stehen, aber Robbie sagte nichts weiter, und so ging er hinaus. Die Kuh hob ihren Schwanz und erfüllte den Stall mit beißendem Gestank.

Sculley stieß die Tür weit auf. «Das sind verdammte Engländer», sagte er wütend.

«Ja.»

«Trotzdem, es war ein guter Kampf», sagte Sculley und lachte. «Einer von den Hurensöhnen wollte mir mit seiner Kriegsaxt die Füße wegschlagen, aber ich bin über den Hieb gesprungen, habe dem Bastard mein Schwert in den Mund gesteckt und ihn ein bisschen nachdenken lassen, während er zu mir heraufgestarrt hat, und dann habe ich

zugestoßen. Gott, was der für ein verfluchtes Geräusch von sich gegeben hat! Ich dachte, er ruft nach seiner Mutter, aber das nützt auch nichts, wenn dir jemand ein Douglas-Schwert in den Schlund rammt.» Er lachte erneut. «Wirklich, ein selten guter Kampf, aber für die Engländer?»

«Wir haben für Genevieve gekämpft», sagte Robbie, «und sie ist Französin.»

«Die magere Ziege? Ganz hübsch, aber ich habe sie lieber mit mehr Fleisch auf den Rippen. Also, was machen wir jetzt? Was ist mit dem verdammten Fischerorden?»

Robbie lächelte schwach. «Ich glaube nicht, dass uns Vater Marchant zurückhaben will.»

«Das war ohnehin vergeudete Zeit. Für einen stumpfsinnigen Priester mit einem Zaubervogel herumzustümpern …» Sculley bückte sich, nahm eine Handvoll Stroh und rieb die Klinge seines Schwertes ab. Die Knochen, die er in seine Haare geflochten hatte, klapperten, als er sich über die Waffe beugte. «Also gehen wir?», fragte er.

«Gehen?»

«Bei Gott! Um uns dem Herrn anzuschließen natürlich.»

Er meinte den Lord of Douglas, Robbies Onkel. «Willst du das?», fragte Robbie dumpf.

«Was sonst? Wir sind hierhergekommen, um eine verdammte Aufgabe zu erfüllen, nicht, damit wir mit verdammten Fischern herumstümpern.»

«Ich rede mit Thomas», sagte Robbie, «und ich bin sicher, dass er dir ein Pferd gibt. Geld auch. Ich bleibe, Sculley.»

«Ihr bleibt?»

«Du kannst zu meinem Onkel gehen, aber ich bleibe hier.»

Sculley runzelte die Stirn. «Wenn Ihr bei diesem Kerl bleibt», er deutete auf den anderen Trakt des Hauses, in dem er Thomas vermutete, «dann muss ich Euch töten, wenn wir uns das nächste Mal begegnen.»

«Ja, das musst du.»

Sculley spuckte in Richtung der Kuh aus. «Ich lasse Euch schnell sterben. Nichts für ungut. Und Ihr redet mit dem Mann, damit ich ein Pferd bekomme?»

«Das tue ich, und ich frage ihn nach ein paar Münzen für deine Reise.»

Sculley nickte. «Das klingt anständig», sagte er, «Ihr bleibt, ich gehe, und dann töte ich Euch.»

«Ja», sagte Robbie.

Er war frei.

Zu seinem eigenen Erstaunen entdeckte Vater Levonne in einer Truhe, die in einer kleinen Kammer im oberen Stockwerk des Bauernhauses stand, ein Paar Stiefel. «Der Bauer ist geflohen», sagte er, während er zusah, wie Roland die Stiefel anprobierte, «wir sollten ihm Geld dalassen. Passen sie?»

«Sie passen», sagte Roland, «aber wir können sie nicht stehlen.»

«Wir lassen ihm mehr Geld in der Truhe, als sie wert sind», sagte Vater Levonne. «Glaubt mir, er ist ein französischer Bauer, also will er lieber Gold als Schuhe haben.»

«Ich habe kein Geld», sagte Roland, «besser gesagt, mein Geld ist in der Burg.»

«Thomas wird bezahlen.»

«Wird er das?»

«Gewiss, er bezahlt immer.»

«Immer?», Roland klang überrascht.

«Le Bâtard», erklärte Vater Levonne geduldig, «lebt an der Grenze zur englischen Gascogne. Er braucht Korn und Käse und Fleisch und Fisch, er braucht Wein und Heu, und solche Sachen zu stehlen würde ihm den Hass der Bauern eintragen. Sie würden ihn an Berat oder Labrouillade verraten oder an sonst einen der Herren, die den Schädel von Thomas gern in ihrem Saal an die Wand nageln wollen, also sorgt Thomas dafür, dass ihn die Bauern schätzen. Er zahlt. Die meisten Herren zahlen nicht, wer, glaubt Ihr also, ist beliebter?»

«Aber …», fing Roland an.

«Aber?»

«Le Bâtard», sagte Roland erstaunt, «die Hellequin?»

«Ah, ihr glaubt, sie wären Kreaturen des Teufels?» Vater Levonne lachte. «Thomas ist Christ, und noch dazu, das wage ich zu sagen, ein guter Christ. Er selbst ist da nicht sicher, aber er bemüht sich.»

«Er ist exkommuniziert», betonte Roland.

«Weil er getan hat, was Ihr selbst auch getan habt – Genevieve das Leben gerettet. Vielleicht werdet Ihr ja als Nächster exkommuniziert.» Vater Levonne sah das Entsetzen in Rolands Miene und versuchte, seine Bemerkung abzumildern. «Es gibt zwei Kirchen, Sire», sagte er, «und ich bezweifle, dass sich Gott um die Exkommunikationen schert, die eine von ihnen verhängt.»

«Zwei? Es gibt nur eine Kirche», sagte Roland. Er sah den Priester an, als wäre Vater Levonne selbst ein Ketzer. *«Credo unam, sanctam, catholicam et apostolicam Ecclesiam»*, sagte er mit ernster Stimme.

«Noch ein Soldat, der Latein spricht! Ihr und Thomas! Und ich glaube auch an die eine, heilige, katholische Kirche, mein Sohn, aber diese Kirche ist janusköpfig. Eine Kirche, zwei Gesichter. Ihr habt Vater Marchant gedient?»

«Ja», sagte Roland beschämt.

«Und wem dient er? Kardinal Bessières. Kardinal Louis Bessières, Erzbischof von Livorno und päpstlicher Legat am französischen Hof. Was wisst Ihr über Bessières?»

«Er ist Kardinal», sagte Roland.

«Sein Vater war Talghändler im Limousin», sagte Vater Levonne, «der junge Louis war ein kluger Bursche, und sein Vater hatte genügend Geld, um ihn ausbilden zu lassen, aber welche Aufstiegsmöglichkeiten hat der Sohn eines Talghändlers in der Welt? Er kann kein Adeliger werden, er wurde nicht dazu geboren, so wie Ihr zu Privilegien und Stand geboren wurdet, aber es gibt ja immer noch die Kirche. Ein Mann kann sehr weit kommen in der heiligen, katholischen und apostolischen Kirche. Es spielt keine Rolle, ob er in der Gosse geboren wurde, solange er Verstand hat. Der Sohn eines Talghändlers kann ein Kirchenfürst werden, deshalb zieht die Kirche all diese klugen Burschen an, und manche von ihnen, wie Louis Bessières, sind dazu noch ehrgeizig, grausam, gierig und skrupellos. Und deshalb, Sire, ist das eine Gesicht unserer Kirche unser derzeitiger Papst. Ein guter Mann, ein wenig geistlos, ein wenig zu stark auf das kanonische Recht aus, aber ein Mann, der sich bemüht, in dieser sündhaften Welt Gottes Willen zu erfüllen. Und das zweite Gesicht ist Kardinal Bessières, ein schlechter Mann, der vor allem anderen Papst werden will.»

«Und aus diesem Grund sucht er *La Malice*», sagte Roland ruhig.

«So ist es.»

«Und ich habe Vater Marchant gesagt, wo diese Waffe zu finden ist!», fuhr Roland fort.

«Das habt Ihr getan?»

«Oder jedenfalls, wo sie vielleicht zu finden ist. Ich weiß es nicht. Vielleicht ist sie nicht dort.»

«Ich glaube, Ihr solltet mit Thomas sprechen», sagte Vater Levonne sanft.

«Ihr könnt es ihm erzählen», sagte Roland.

«Ich? Warum ich?»

Roland zuckte mit den Schultern. «Ich muss losreiten, Vater.»

«Wohin?»

«Es wurde ein *Arrière-ban* ausgerufen. Ich muss gehorchen.»

Vater Levonne runzelte die Stirn. «Ihr schließt Euch der Armee des französischen Königs an?»

«Gewiss.»

«Und wie viele Feinde werdet Ihr dort haben? Labrouillade? Marchant? Den Kardinal?»

«Ich kann es Vater Marchant erklären», sagte Roland zögernd.

«Denkt Ihr, er ist vernünftigen Argumenten zugänglich?»

«Ich habe einen Schwur geleistet», sagte Roland.

«Dann nehmt ihn zurück!»

Roland schüttelte den Kopf. «Das kann ich nicht.» Er sah, dass der Priester ihn unterbrechen wollte, und beeilte sich weiterzusprechen. «Ich weiß, dass die Dinge nicht schwarz und weiß sind, Vater, vielleicht ist Bessières wirklich

schlecht, und ich weiß, dass Labrouillade ein wertloser Mensch ist, aber ist seine Frau besser? Sie ist eine Ehebrecherin! Sie hat sich der Unzucht schuldig gemacht!»

«Die halbe Christenheit hat diese Sünde auf sich geladen, und der größte Teil der anderen Hälfte würde es gern.»

«Wenn ich hierbleibe», sagte Roland, «dann billige ich ihre Sünde.»

«Gütiger Gott», sagte Vater Levonne erstaunt.

«Ist es so schlimm, sich nach Reinheit zu sehnen?», fragte Roland beinahe flehend.

«Nein, mein Sohn, aber Euer Verhalten ergibt keinen Sinn. Ihr gesteht ein, dass Ihr einem schlechten Menschen einen Eid geschworen habt, aber Ihr wollt diesen Eid dennoch nicht brechen. Wie rein ist das?»

«Warum sollte ich einen Eid brechen, um einen Mann zu unterstützen, der gegen mein Land kämpft und einer Ehebrecherin Obdach gewährt?»

«Ich dachte, Ihr seid Gascogner. In der Gascogne herrschen die Engländer, und niemand macht ihnen dieses Recht streitig.»

«Einige Gascogner schon», sagte Roland, «und wenn ich kämpfe, dann kämpfe ich für das, was ich für recht halte.»

Vater Levonne zuckte mit den Schultern. «Mehr kann man nicht verlangen», pflichtete er Roland bei, «aber zumindest solltet Ihr Thomas Lebewohl sagen.» Er warf einen Blick

aus dem Fenster und sah, dass der Morgen graute. «Kommt, er wird sich bei Euch bedanken wollen.»

Er führte Roland hinunter in die große Küche. Genevieve war dort, einen Verband über dem linken Auge, und Hugh schlief in einer Ecke, während Thomas neben seiner Frau saß und ihr den Arm um die Schultern gelegt hatte. «Vater», grüßte er Levonne.

«Sire Roland wünscht uns zu verlassen», sagte Vater Levonne. «Ich habe versucht, ihn zum Bleiben zu bewegen, aber er besteht darauf, zu König Jean zu gehen.» Er wandte sich um und hieß Roland mit einer Geste, zu sagen, was er zu sagen hatte, doch Roland sagte gar nichts. Er starrte verzückt auf die dritte Person, die am Tisch saß. Unfähig, zu sprechen oder sich vom Fleck zu rühren, stand er da, und durch seinen Kopf klangen all die Verse, die er die Troubadours in der Burg seiner Mutter hatte singen hören, Verse über Lippen, die waren wie zerdrückte Rosenblütenblätter, über Wangen, die so weiß waren wie Taubenflügel, über Augen, die den finstersten Himmel zu erhellen vermochten, und über Haar in der Farbe von Rabenflügeln. Er versuchte etwas zu sagen, doch kein Wort kam aus seinem Mund, und sie erwiderte seinen Blick mit ebenso großen Augen.

«Ihr habt die Comtesse de Labrouillade noch nicht kennengelernt», sagte Thomas. «Madame, das ist Sire Roland de Verrec …» Er hielt inne, dann fügte er genüsslich

hinzu, «der geschworen hat, Euch Eurem Gemahl zurückzubringen.»

Doch wie es schien, hörte Bertille seine Worte ebenso wenig wie Roland, denn sie sah Roland einfach immer weiter an. Sie hatten ihre Blicke ineinander versenkt, und für beide hatte die Welt aufgehört zu bestehen. Die Zeit war stehengeblieben, der Himmel hatte den Atem angehalten, und der jungfräuliche Ritter war verliebt.

TEIL DREI

Poitiers

Zehn

Die zwei Würfel rollten über den Tisch. Es war ein sehr schöner Tisch aus dunklem Walnussholz, mit Intarsien aus Silber und Elfenbein, die ein Muster aus Einhörnern zeigten, doch nun lag ein tiefblaues Samttuch mit Goldquasten über der Tischplatte. Der Samt dämpfte das Geräusch der Würfel, auf die fünf Männer schauten.

«Gott», sagte der Jüngste, als die Würfel ausgerollt waren.

«Hat auf Euch geschissen, Sire», sagte ein anderer, während er sich über den Tisch beugte, «dreifach!» Er musste sich über den Tisch beugen, denn die Würfel bestanden aus edelstem, hellstem Elfenbein, und die Würfelaugen waren mit Gold eingelegt, sodass sie schwer zu erkennen waren, und noch schwieriger wurde es durch das merkwürdige Licht in dem enorm großen Zelt, das aus rot-gelb gestreiftem Segeltuch bestand. Nicht, dass es viel Licht gegeben hätte, denn am Himmel drängten sich an diesem Vormittag dichte Wolken. Der Mann sah den Prinzen fragend an, weil er bestätigt haben wollte, dass er

die Würfel hochnehmen durfte. Der Prinz nickte. «Eine Zwei und eine Eins», sagte der Mann grinsend, «das ergibt meiner Rechnung nach drei, Sire, und erhöht Eure Schulden bei mir um dreihundert.»

«Euer Vergnügen ist unziemlich», sagte der Prinz, allerdings ohne jegliche Verärgerung.

«Das ist es in der Tat, Sire, aber ein Vergnügen ist es dennoch.»

«Oh Gott, nein.» Der Prinz sah auf, weil es im Zelt durch heftig niederprasselnden Regen unvermittelt laut geworden war. Es hatte schon den ganzen Morgen getröpfelt, nun aber trommelte der Regen herab, dass sie die Stimmen erheben mussten, um sich einander verständlich zu machen. «Ich stehe heute nicht in Gottes Gunst! »

«Er betet Euch geradezu an, Sire, aber meine Börse liebt er noch mehr.»

Der Prinz war sechsundzwanzig Jahre alt, ein gutaussehender Mann mit dichtem blondem Haar, das im eigentümlichen Licht des Zeltes dunkler wirkte. Sein Gesicht war knochig, mit tiefliegenden Augen, die so schwarz waren wie die Jettknöpfe, die den Stehkragen seines Wappenrocks schmückten, der modisch kurz, tailliert und von königlichem Blau war. Der untere Teil des Wappenrocks war mit Knochen versteift und lief in Spitzen aus, die mit einem Perlenrand bestickt, mit gelber Seide

ausgefüttert und mit gedrehten Quasten aus Goldstoff vollendet waren. Sein Schwertgürtel war mit dem gleichen Stoff bezogen und in elfenbeinfarbener Seide mit den drei Federn seines Wappenzeichens bestickt. Das Schwert selbst lehnte in seiner Schwertscheide an einem Stuhl beim Zelteingang, und dorthin ging der Prinz nun, um zu dem regnerischen Himmel hinaufzusehen. «Guter Gott, hört das denn niemals auf?»

«Baut eine Arche, Sire.»

«Und was soll ich daraufladen? Frauen? Immer zwei und zwei? Das ist in der Tat eine verführerische Vorstellung. Zwei Mädchen mit blondem Haar, zwei mit schwarzem und zur Abwechslung zwei Rotschöpfe?»

«Sie wären vermutlich eine bessere Gesellschaft als Tiere.»

«Wisst Ihr das aus Erfahrung?»

Die Männer lachten. Männer lachen immer über die Scherze von Prinzen, aber dieses Lachen war echt, denn Edward of Woodstock, Prince of Wales, Duke of Cornwall, Earl of Chester und Herr von Gott weiß wie vielen anderen Gebieten, war ein leutseliger, umgänglicher und großzügiger junger Mann. Er war hochgewachsen und hätte die Blicke der Frauen auch auf sich gezogen, wenn er nicht der Erbe des englischen Throns gewesen wäre und, den Rechtsberatern und Lords im Dienst seines Vaters zufolge, auch der Erbe des französischen Throns. König

Jean II. bestritt das, was nur allzu verständlich war, aber die Verfolgung dieses Thronanspruchs bildete den Grund, aus dem die englische Armee in Frankreich war. Das Wappen des Prinzen war das königliche Wappen, das die drei goldenen Löwen von England im Geviert mit den *Fleurs-de-Lys* von Frankreich zeigte, über die ein Silberbalken verlief, an dem drei Gehänge darauf hinwiesen, dass er der älteste Sohn des Königs war, doch der Prinz selbst bevorzugte es, einen schwarzen Schild zu tragen, von dem sich drei Federn alabasterweiß abhoben.

Übellaunig sah der Prinz zum Himmel hinauf. «Gottverdammter Regen», sagte er.

«Er wird sicher bald aufhören, Sire.»

Auf diese Bemerkung sagte der Prinz nichts, sondern starrte zwischen den Zwillingseichen hindurch, die wie Wächter vor dem Zelteingang standen. Die Stadt Tours war in dem heftigen Regen kaum zu erkennen. Der Ort war nicht sonderlich beeindruckend. Wohl wahr, die Cité war recht gut von Türmen und starken Mauern geschützt, aber die *Bourg* etwas unterhalb davon, in der bestimmt viele Reichtümer der Stadt lagen, war nur von einem flachen Graben und einem Balkenwall umgeben, der an vielen Stellen eingebrochen war. Die kriegserprobten Truppen des Prinzen konnten dieses Hindernis im Schlaf überwinden, allerdings war die Loire über die Ufer getreten, und nun wurde Tours von überfluteten Feldern,

sumpfigem Ackerland und tiefem Schlamm geschützt. «Gottverdammter Regen», sagte der Prinz erneut, und Gott antwortete ihm mit einem so unvermittelten und lauten Donnerschlag, dass sämtliche Männer im Zelt zusammenzuckten. Ein gezackter Blitz fuhr vom Himmel auf den niedrigen Hügel herab, auf dem das Zelt stand, tauchte alles für einen Moment in blendendes Licht, dann dröhnte ein zweiter Donnerschlag, und auch wenn es den Anschein gehabt hatte, als könnte der Regen nicht mehr stärker werden, verdoppelte sich der Niederschlag. Wasser stürzte auf den schlammigen Boden, lief vom Zelt und in Strömen von dem Hügel herunter. «Herrje», sagte der Prinz, «herrje!»

«Sankt Martin hat ein offenes Ohr, Sire», bemerkte einer seiner Gefährten.

«Sankt Martin?»

«Der Schutzheilige von Tours, Sire.»

«Ist er ertrunken?»

«Ich glaube, er ist in seinem Bett gestorben, Sire, aber ich weiß es nicht genau.»

«Der verfluchte Kerl hätte es verflucht noch mal verdient zu ersaufen, wenn er diesen verfluchten Regen geschickt hat.»

Am Fuße des Hügels tauchte ein Reiter auf. Der Überwurf seines Pferdes trug ein Abzeichen, war aber so durchnässt, dass man es nicht erkennen konnte. Die Mähne des Pferdes

lag nass und tropfend am Hals des Tieres an. Seine Hufe sanken in den Schlamm ein, während der Reiter, der eine lange Kettenhaube unter seinem Helm trug, mit hochgezogenen Schultern im Sattel saß. Er trieb das unwillige Tier den leichten Abhang hinauf und blinzelte zu dem Zelt hinüber. «Ist Seine Majestät hier?»

«Das bin ich!», rief Edward. «Nein, nein, nicht absteigen!» Der Mann hatte vom Pferd steigen wollen, um vor dem Prinzen niederzuknien, und nun verbeugte er sich stattdessen nur. Der Regen trommelte auf seinen Helm.

«Ich wurde geschickt, um Eurer Majestät mitzuteilen, dass wir es noch einmal versuchen», rief der Bote. Er war nur fünf Schritt entfernt, aber der Regen war zu laut für ein normales Gespräch.

«Wollt ihr etwa zu der verdammten Stadt schwimmen?», rief der Prinz und hob die Hand, um zu zeigen, dass er keine Antwort erwartete. «Sag ihm, ich komme!», rief er, dann kehrte er ins Zelt zurück und schnippte mit den Fingern in Richtung eines Dieners, der sich im Hintergrund bereithielt. «Einen Umhang! Eine Kappe! Ein Pferd!»

Der nächste ohrenbetäubende Donner. Ein Blitz stach in die Ruine der Kirche Saint Lidoire, von der schon viele Steine weggeschafft worden waren, um Reparaturen an der Ringmauer der Cité auszuführen. «Sire», rief ein Mann vom Spieltisch, «Ihr müsst nicht gehen!»

«Wenn sie angreifen, dann müssen sie mich sehen!»

«Ihr habt keine Rüstung, Sire!»

Der Prinz beachtete diesen Einwurf nicht und hob die Arme, damit ein Diener das Schwertgehänge in die Ösen seines Schwertgürtels einhängen konnte. Ein weiterer Diener hüllte Edward in einen dicken schwarzen Umhang. «Nicht der», sagte der Prinz und schob den Umhang von seinen Schultern, «der rote! Der mit den Goldfransen!»

«Die Farbe wird auslaufen, Sire.»

«Soll sie doch, sie müssen mich sehen. Der rote! Sie müssen mein hübsches Gesicht wiedererkennen. Gib mir diese Kappe, die kleine. Ist ein Pferd bereit?»

«Immer, Sire», sagte ein Diener.

«Welches Pferd ist es?»

«Foudre, Sire.»

Der Prinz lachte. «Das passt ja verdammt gut, was? Foudre!» *Foudre* war das französische Wort für Blitz, und der Prinz, ebenso wie seine Entourage, zog es vor, Französisch zu sprechen. Nur wenn er mit einfachen Soldaten redete, sprach er Englisch. Er hastete in den Regen hinaus, fluchte, als er auf dem nassen Gras ins Rutschen kam, und hielt sich an dem Stallknecht aufrecht, der Foudre am Zügel vor das Zelt geführt hatte. «Hilf mir rauf!» Schon jetzt war er vollkommen durchnässt. «Ich will trockene Kleidung, wenn ich zurück bin!», rief er einem Diener im Zelt zu, dann lenkte er das Pferd herum.

«Wartet!», rief jemand, aber der Prinz hatte dem Pferd schon die Sporen gegeben und blinzelte im Regen, der ihm in die Augen getrieben wurde. Der Wind war stärker geworden, fuhr heftig ins feuchte Laubwerk, und Foudre scheute vor einem niedrigen, schwerbelaubten Eichenast, der in dem stürmischen Wind schwankte. Blitze zuckten über den Himmel, ließen die Kalksteinfelsen jenseits des Flusses weiß aufleuchten und wurden ein paar Sekunden später von Donnerschlägen gefolgt, die sich anhörten, als würden die Türme des Himmels einstürzen.

«Ihr seid ein Narr, Sire!» Ein Reiter hatte zu dem Prinzen aufgeschlossen, der bloß lachte.

«Ein tropfnasser Narr!»

«Wir können bei diesem Wetter nicht angreifen!»

«Das denkt vielleicht auch unser verdammter Gegner!»

Das Pferd des Prinzen trabte über eine regengetränkte Wiese auf eine Gruppe von Weiden zu, unter der sich im düsteren Licht eine Masse gerüsteter Männer abhob. Der Fluss lag hinter ihnen, das Wasser von dem erbarmungslosen Regen aufgewühlt. Links des Prinzen, von den schwachen Verteidigungsanlagen der *Bourg* nur durch ein breites Stück halb überflutetes Marschland getrennt, waren Bogenschützen. Sie wateten nordwärts Richtung Stadt, aber der Prinz stellte fest, dass keiner seinen Bogen spannte und schoss. «Sir Bartholomew!», rief er, als er sich unter dem niedrigen Ast einer Weide hindurchduckte.

«Die verdammten Sehnen sind nass», sagte Sir Bartholomew Burghersh, ohne den Prinzen anzusehen. Er war ein stämmiger Mann mit düsterer Miene, etwas älter als der Prinz, und für seinen brutalen Hass gegen alles Französische bekannt, mit Ausnahme vielleicht des Weins, des Goldes und der Frauen. «Die verdammten Bogensehnen sind tropfnass. Wir würden besser auf die Bastarde spucken, als mit Pfeilen nach ihnen zu schießen. Rücken wir vor! »

Der große Verband aus Waffenknechten stapfte nordwärts hinter die Bogenschützen, die mit den feuchten Bogensehnen nicht annähernd ihre übliche Reichweite erzielen konnten. «Warum sind die Bogenschützen ausgerückt?», rief der Prinz.

«Ein Mann ist auf unsere Seite durchgekommen und hat gesagt, die Bastarde hätten sich in die Cité zurückgezogen», sagte Burghersh. Seine Waffenknechte, alle zu Fuß und mit Schilden, Schwertern und Kriegsäxten, kämpften sich in dem Regensturm durch das schwammige Gelände. Der Wind war so stark, dass er Wellen in das Überschwemmungswasser schlug; sogar Schaumkronen bildeten sich. Der Prinz ritt hinter den Waffenknechten, starrte in das Unwetter und fragte sich, ob es stimmen konnte, dass der Gegner die *Bourg* aufgegeben hatte. Er hoffte es. Seine Armee lagerte auf jedem Flecken höher gelegenen Geländes, den sie hatten finden können. Ein

paar Glückliche hatten Bauernkaten oder Schuppen als Schutzraum, und eine Handvoll besaß Zelte, aber die meisten hatten sich einen notdürftigen Unterschlupf aus Zweigen, Laub und Erde bauen müssen. Die *Bourg* könnte all seine Männer aufnehmen, bis dieses elende Wetter aufhörte.

Sir Bartholomew, der auf einem prächtigen Schlachtross saß, ritt neben dem Prinzen. «Ein paar von den Bogen werden schießen, Sire», sagte er unruhig.

«Seid Ihr Euch sicher, was diesen Mann angeht? Der gesagt hat, die Bastarde wären geflohen?»

«Er wirkte sehr überzeugend, Sire. Er hat behauptet, der Comte de Poitou hätte jeden Verteidiger in die Cité befohlen.»

«Also ist der kleine Charles hier?», sagte der Prinz. Charles war der achtzehnjährige Dauphin, der Thronerbe König Jeans von Frankreich. «Der Junge ist ja sehr schnell von Bourges hierhermarschiert, was? Und er lässt uns einfach so die Stadt einnehmen?» Der Prinz spähte durch den Regen. «Seine Banner hängen immer noch am Wall», fügte er zweifelnd hinzu. Die schwache Verteidigungsanlage der *Bourg* war mit Bannern behängt, auch wenn es schwer war, zu erkennen, was sie abbildeten, denn der Regen hatte die Farben zerfließen lassen, doch es waren Heilige dabei und Fleurs-de-Lys, und die Flaggen

wiesen darauf hin, dass die Verteidiger noch hinter ihrer Palisade waren.

«Sie wollen uns glauben lassen, dass sie noch in der *Bourg* sind, Sire», sagte Burghersh.

«Ich will diese Stadt», sagte der Prinz.

Er hatte sechstausend Mann aus der Gascogne geführt, und sie hatten Städte niedergebrannt, Burgen eingenommen, Bauerngehöfte dem Erdboden gleichgemacht und Vieh abgeschlachtet. Sie hatten adelige Gefangene gemacht, deren Lösegelder die Hälfte der Kriegskosten decken würden, und so viel Beute, dass die Männer nicht alles tragen konnten, was sie gestohlen hatten. Allein aus dem Schatzhaus in Saint-Benoît-du-Sault hatten sie nicht weniger als vierzehntausend Goldécus mitgenommen, von denen jeder drei englische Silberschillinge wert war. Über zweitausend englische Pfund in gutem, französischem Gold! Sie waren auf keinen nennenswerten Widerstand gestoßen. Die große Burg bei Romorantin hatte ein paar Tage ausgehalten, doch als es den englischen Bogenschützen gelungen war, mit Brandpfeilen das Dach des Bergfrieds zu entzünden, war die Garnisonsbesatzung herausgestürmt, um den abstürzenden Balken zu entkommen, die in atemberaubenden Flammenexplosionen durch den Turm brachen. Ein Priester aus dem Hausstand des Prinzen schätzte, dass die Armee bisher zweihundertfünfzig Meilen

zurückgelegt hatte, und es waren zweihundertfünfzig Meilen Beute, Zerstörung, Brandschatzung und Töten gewesen, zweihundertfünfzig Meilen, auf denen sie die Franzosen bettelarm gemacht und gezeigt hatten, dass England ungestraft durch Feindesland ziehen konnte.

Doch der Prinz wusste, dass seine Armee klein war. Er hatte sechstausend Mann zweihundertfünfzig Meilen weit geführt, und nun war er im Herzen Frankreichs, und Frankreich konnte Tausende Männer aufstellen, um ihm entgegenzutreten. Es gab Gerüchte darüber, dass der König von Frankreich eine Armee sammelte, aber wo und wie groß diese Armee war, wusste der Prinz nicht. Nur eines wusste er mit Sicherheit: Die Armee König Jeans würde größer sein als seine, und der Grund, aus dem er Tours um jeden Preis einnehmen wollte, war, dass dies der Weg war, auf dem er sich mit der kleineren Einheit des Earl of Lancaster zusammenschließen konnte. Lancaster war aus der Bretagne ausgerückt und hatte einen weiten Landstrich in Nordfrankreich verwüstet, und nun hieß es, er sei auf dem Weg Richtung Süden, um sich dem Prinzen anzuschließen, während der Prinz sich nordwärts bewegte. Aber um Lancaster zu treffen, musste er die Loire überqueren, und um die Loire zu überqueren, brauchte er die Brücke, und um die Brücke einzunehmen, musste er Tours erobern. Wenn es dem Prinzen gelänge, sich mit Lancaster zusammenzuschließen, hätte er genügend

Männer, um weiter Richtung Norden nach Paris vorzurücken, das Kernland des Gegners zu verheeren und es mit der königlichen französischen Armee aufzunehmen. Gelang es ihm dagegen nicht, den Fluss zu überqueren, blieb ihm nichts als der Rückzug.

Die Bogenschützen schoben sich durch den Morast vorwärts. Der Regen peitschte vom Himmel, und der Wind trieb kleine Wellen in das Wasser. Ein Mann spannte seinen Bogen und schoss einen Pfeil auf die Holzpalisade der *Bourg*, doch die Bogensehne war durch die Feuchtigkeit geschwächt, und der Pfeil ging viel zu weit vor dem Ziel nieder. «Vergeudet eure verdammten Pfeile nicht!», kam es wütend von einem Ventenar, dem Befehlshaber über eine zwanzigköpfige Bogenschützeneinheit. «Wartet, bis ihr einen verdammten Franzmann töten könnt.»

«Falls es welche zum Töten gibt», sagte Burghersh. Kein Feind zeigte sich auf der schwachen Verteidigungsanlage. «Vielleicht sind die Bastarde ja wirklich weg», fügte er hoffnungsvoll hinzu.

«Aber warum sollten sie die *Bourg* aufgeben», fragte der Prinz.

«Weil er ein Schwachkopf ist, Sire?», schlug Burghersh vor.

«Ich habe gehört, der Dauphin wäre hässlich», sagte der Prinz, «aber ein Narr ist er nicht.»

«Ihr dagegen, Sire?», warf sein anderer Begleiter ein und erntete bei dieser Anmaßung einen erstaunten Blick von Burghersh, aber der Prinz lachte nur über den Scherz.

Ein paar Bogenschützen benutzten ihre Bögen als Gehstab, suchten sich damit festen Grund oder hielten sich daran im Gleichgewicht. Und noch immer war kein Feind zu sehen. Eine Gruppe Bogenschützen, die am dichtesten beim Fluss war, fand einen Streifen erhöhtes Gelände und rannte auf die jämmerliche Palisade zu, hinter der die wohlhabenden Häuser und üppig ausgestatteten Kirchen der *Bourg* lagen. Andere Bogenschützen bewegten sich zu demselben trockeneren Gelände hin, und die Waffenknechte, die sich durch Tümpel und Schlamm kämpften, folgten ihnen, sodass sich schließlich eine ganze Masse von Männern auf dem etwas höher gelegenen und trockeneren Landstreifen befanden.

Und dann schossen die Armbrüste.

Dutzende von Armbrüsten, die trocken gehalten worden waren, weil ihre Schützen in den oberen Stockwerken der Häuser hinter der Palisade saßen. Die Bolzen jagten durch den Regen, und die ersten Bogenschützen wurden von der Gewalt der Geschosse nach hinten geschleudert. Ein paar Männer versuchten, den Beschuss mit ihren Kriegsbögen zu erwidern, aber die feuchten Sehnen hatten sich gedehnt, und die Pfeile kamen nicht einmal bis an die

Palisade, auf der es mit einem Mal vor Männern mit Kriegsäxten, Schwertern und Speeren wimmelte.

«Zum Teufel», fluchte der Prinz.

«Noch fünfzig Schritt», sagte Burghersh und meinte damit, dass seine Bogenschützen in fünfzig Schritt imstande wären, in die *Bourg* zu schießen, aber der Beschuss durch die Armbrüste war zu dicht. Der Prinz sah einen Mann, der von einem Bolzen im Gesicht getroffen wurde, sah das Blut sprühen und wie es beinahe augenblicklich vom Regen aus der Luft gewaschen wurde, während der Mann, aus dessen Auge ein kurzer, schwarzer Bolzen ragte, rücklings ins Wasser fiel.

«Ruft sie zurück», befahl der Prinz.

«Aber …»

«Ruft sie zurück!»

Burghersh schrie seinem Trompeter einen Befehl zu, und dieser blies zum Rückzug. Der Wind und der Regen waren laut, aber nicht laut genug, um den Jubel der Verteidiger zu übertönen.

«Sire! Ihr seid zu weit vorn!», mahnte der Begleiter des Prinzen. Es war Jean de Grailly, der Captal de Buch, ein Gascogner, der dem Prinzen aus seinem luxuriösen Zelt gefolgt war. «Ihr seid zu weit vorn, Sire!»

«Es sind noch vierhundert Männer weiter vorn als ich», sagte Edward.

«Ihr tragt einen roten Umhang, Sire. Das nennt man eine Zielscheibe.» Der Captal trieb sein Pferd neben das des Prinzen. «Bastarde», zischte er. Er war genauso jung wie der Prinz, ein Mann mit schwarzen Augenbrauen und durchdringendem Blick, und trotz seiner Jugend genoss er einen herausragenden Ruf als Truppenführer. Er hatte seine eigenen Gefolgsleute aus der Gascogne mitgebracht, alle trugen sein Wappenzeichen mit den fünf silbernen Jakobsmuscheln auf einem schwarzen Kreuz vor gelbem Feld. Sein Pferd trug das Zeichen, und sein Umhang war schwarz-gelb gestreift, was ihn zu einer ebenso markanten Zielscheibe machte wie den Prinzen. «Wenn Euch ein Bolzen trifft, Sire», sagte er, beendete seinen Satz jedoch nicht, weil ein Bolzen so dicht an seinem Gesicht vorbeijagte, dass er unwillkürlich zurückzuckte.

Prinz Edward beobachtete die Bogenschützen und Waffenknechte, die sich durch den feuchten Morast zurückkämpften. «Sir Bartholomew! », rief er Burghersh, der ein paar Schritt näher zu den watenden Männern geritten war.

«Sire?»

«Der Bastard, der Euch gesagt hat, sie hätten sich zurückgezogen. Wo ist er?»

«In meinem Quartier, Sire.»

«Hängt ihn. Sorgt dafür, dass es lange dauert. Sehr lange.»

Ein Armbrustbolzen raste knapp vor Foudre ins Marschland und schleuderte wasserspritzend an den Hufen des Pferdes vorbei. Noch zwei weitere Geschosse kamen dicht an sie heran, doch der Prinz wollte sich trotzdem nicht von der Stelle bewegen. «Die Männer dürfen nicht sehen, dass ich weglaufe», erklärte er dem Captal.

«Besser weglaufen als sterben, Sire.»

«Nicht unbedingt», sagte der Prinz. «Das Ansehen, Messire, das Ansehen.»

«Vor der Zeit tot zu sein ist kein Weg, auf dem man sich großes Ansehen erwerben kann», sagte der Captal.

«Meine Zeit ist nicht jetzt», sagte der Prinz. «Ich war in Argenton bei einer Wahrsagerin.»

«Tatsächlich?»

«Ein schmuddeliges altes Weib, aber die Leute sagen, sie kann die Zukunft voraussagen. Sie hat gestunken wie eine Jauchegrube.»

«Und was hat sie gesagt?»

«Sie sagte, mir wären wundervolle Dinge bestimmt», sagte der Prinz.

«Wusste sie, dass Ihr der Prince of Wales seid, Sire?»

«Oh ja.»

«Dann hätte sie Euch kaum gesagt, dass Ihr eine Woche später in einem elenden Regensturm sterben würdet, nicht wahr? Je besser die Zukunft ist, die sie voraussagen, desto

besser werden sie bezahlt. Ich wette, dass Ihr großzügig wart, oder?»

«Ich glaube, das war ich.»

«Und sehr wahrscheinlich hat einer Eurer Höflinge der Alten gesagt, was sie erzählen soll. Hat sie gesagt, Ihr werdet Glück in der Liebe haben?»

«Oh ja.»

«Das kann man einem Prinzen leicht prophezeien. Ein Prinz kann aussehen wie eine warzige Unke, und trotzdem machen sie die Beine breit.»

«Gott ist wahrhaft gut», sagte der Prinz freudig. Scharlachrote Färbstoffe sickerten aus seiner Kappe und hinterließen Rinnsale auf seinem Gesicht, sodass es aussah, als würde er bluten.

«Kommt weg hier, Sire», bat der Captal.

«Gleich, Messire», sagte der Prinz. Er war entschlossen, so lange zu warten, bis sich der letzte Engländer oder Waliser hinter sein Pferd zurückgezogen hatte.

Ein Armbrustschütze in dem oberen Stock einer Sattlerwerkstatt, die nahe am Südtor lag, hatte die auffälligen Umhänge der beiden Reiter gesehen. Er packte die Spanngriffe seiner Waffe und kurbelte die Sehne Zoll für Zoll zurück, setzte das Holz und den Metallbogen unter Spannung, die knarrend die enorme Belastung durch die dicke Sehne aufnahmen. Er spürte, wie die Sehne über die Sperrklinke glitt, dann suchte er einen Bolzen aus, der

besonders scharf und glatt war. Er legte ihn in die Nut und stützte die Waffe auf dem Fenstersims ab. Er richtete sie aus. Er stellte fest, dass der Wind böig von links nach rechts wehte, und bewegte die Waffe leicht nach links. Er drückte den Schaft an seine Schulter, atmete tief ein und tastete mit der linken Hand nach dem Abzug. Er wartete. Die Reiter bewegten sich nicht. Die Fußsoldaten flohen, einige stürzten, wenn sich Bolzen durch Leder oder Kettenhemden in Knochen und Fleisch bohrten, aber der Armbrustschütze achtete nicht auf sie. Er richtete die Waffe noch einmal auf den roten Umhang aus, zielte ein klein wenig höher, um die Senkung der Geschossbahn auszugleichen, stabilisierte seinen Stand, hielt den Atem an und zog den Abzug. Die Armbrust fuhr gegen seine Schulter zurück, als der Bolzen davonjagte, ein schwarzer Strich in dem sintflutartigen, silbernen Regen.

«Vielleicht hört es ja heute Abend auf zu regnen», sagte der Prinz sehnsüchtig.

Der Armbrustbolzen traf zwischen seinen rechten Oberschenkel und den Sattel. Er zerriss den feinen Stoff seiner Kniehose, ohne ihm selbst auch nur einen Kratzer zuzufügen, bohrte sich durch das dicke Sattelleder, wurde von dem hölzernen Sattelbaum leicht abgebremst und schrammte schließlich eine von Foudres Rippen. Das Pferd wieherte und scheute vor Schmerz. Der Prinz beruhigte

den Hengst. «Bei Gott», sagte er, «zwei Zoll höher, und ich würde in der ersten Reihe der Engelschöre singen.»

«Sire», sagte der Captal, «Ihr könnt mich dafür strafen, aber ich will Euch nicht verlieren.» Er beugte sich zu dem Prinzen, nahm Foudre am Zaum und zog den Prinzen zu den Weiden zurück. Der Prinz rief den geschlagenen Fußsoldaten Ermutigungen zu, während er es zuließ, aus der Gefahrenzone gebracht zu werden.

«Morgen», rief er, «morgen werden wir uns rächen! Morgen plündern wir Tours! »

Doch der nächste Morgen brachte keine Verbesserung. Der Wind heulte noch immer über das feuchte Land, Regen fiel, Donner hallte, und Blitze zerrissen den Himmel. Gott, so schien es, wollte Tours schützen. Zu bleiben wäre eine Einladung an die Franzosen gewesen, sie einzukesseln, also wandte sich die Armee des Prinzen wieder Richtung Süden.

Der Rückzug hatte begonnen.

Die Waffen wurden in den Verliesen unter dem Bergfried von Castillon d’Arbizon verstaut. Es gab dort fünf Kerker, und in einem saß Pitou, der darauf wartete, dass sein Vater Thomas’ Männer aus Montpellier zurückschickte. Die beiden anderen Kerker waren leer. «Da stecke ich die Betrunkenen rein», erklärte Thomas.

«Bei Gott, die müssen ja ständig überfüllt sein», sagte Keane.

«Selten», sagte Thomas und führte den Iren in das größte Verlies, wo eine behelfsmäßige Waffenkammer eingerichtet worden war. Die beiden Wolfshunde schnupperten in dem Durchgang herum und beobachteten aufmerksam, wie sich Keane in die Zelle duckte. «Meine Leute wissen, dass sie sich betrinken können, so oft sie wollen», fuhr Thomas fort, «aber nicht, wenn sie nüchtern sein sollen.» Er hob die Laterne und hängte sie an einen Haken in der Decke, doch die flackernde Kerze gab wenig Licht. «Man bleibt am Leben, indem man gut ist», sagte er.

«Indem man nüchtern ist?», sagte Keane belustigt.

«Indem man gut ist», wiederholte Thomas, «indem man sich übt, indem man schnell ist, indem man stark genug ist, einen Bogen zu spannen oder ein schweres Schwert zu tragen. Waffen erfordern Geschicklichkeit, und die Männer, gegen die du irgendwann kämpfst, schulen ihr Geschick womöglich seit zwanzig Jahren, also musst du besser sein. Wenn nicht, bist du tot. Und hier draußen? Wir sind eine kleine Garnison, die von Feinden umringt ist, und deswegen müssen wir die Besten sein.»

«Und wenn ein Mann nicht gut genug ist?»

«Entlasse ich ihn. Es gibt sehr viele, die hier in Dienst gehen wollen. Sie machen hier Geld.»

Keane grinste. «*Coredors* mit einer Burg, eh?»

Das hatte er als Scherz gemeint, aber Thomas war dennoch getroffen, weil in diesem Scherz ein Gutteil

Wahrheit steckte. *Coredors* waren Banditen, Männer und Frauen, die im Verlauf der Kriegszüge von ihrem Land vertrieben worden waren, nun in den Hügeln lebten und Reisende oder kleine Gemeinden ausraubten. Die größten Fernstraßen wurden von Waffenknechten bewacht, aber andere Straßen waren gefährlich, es sei denn, man hatte einen großen, bewaffneten Trupp bei sich. Die *Coredors* wurden gehasst, aber was waren die Hellequin, wenn nicht *Coredors*? Nur dass sie einem Herrn dienten, unterschied die Hellequin von ihnen, und dieser Herr war William Bohun, Earl of Northampton, der Gott weiß wie viele Meilen entfernt die schottisch-englische Grenze bewachte, und es war der Wunsch des Earls of Northampton, dass Thomas in diesem Landstrich Frankreichs die Vorherrschaft ausübte. Machte es das richtig? Oder war die Kirche Saint Sardos in Castillon d'Arbizon deshalb so üppig mit Silber und Wandgemälden geschmückt, weil Thomas etwas anderes vermutete? «In diesem Verlies bin ich Genevieve das erste Mal begegnet», erzählte er Keane.

«Hier?»

«Sie wollten sie als Ketzerin verbrennen», sagte Thomas. «Der Scheiterhaufen war schon aufgebaut. Sie hatten haufenweise Stroh zum Anzünden, und sie hatten die Holzbündel aufrecht gestellt, weil sie dann langsamer verbrennen. Auf die Art dauert der Schmerz länger.»

«Mein Gott», sagte Keane.

«Nicht der Schmerz», korrigierte sich Thomas, «der Todeskampf. Kannst du dir vorstellen, dass Jesus einen Menschen bei lebendigem Leibe verbrannt hätte?», fragte er. «Kannst du dir vorstellen, dass er für ein besonders langsam brennendes Feuer gesorgt und dann zugeschaut hätte, wie sich jemand schreiend in Qualen windet?»

Keane war überrascht von dem puren Zorn in Thomas' Stimme. «Nein», sagte er verhalten.

«Ich bin ein Teufelsbalg», sagte Thomas bitter, «ein Priestersohn. Ich kenne die Kirche, aber wenn Jesus heute wiederkäme, würde er nicht glauben, was zur Hölle aus der Kirche geworden ist.»

«Wir sind alle schlechte Menschen», sagte Keane unbehaglich.

«Und du bist nicht schnell genug mit dem Schwert», sagte Thomas. «Wenn du fünf Jahre geübt hast, bist du vielleicht so weit. Hier, probier das.»

Die Waffen in dem Verlies waren alle von Feinden erbeutet worden. Es gab Schwerter, Äxte, Armbrüste und Speere. Viele waren nicht mehr zu gebrauchen, ihre Klingen warteten nur darauf, eingeschmolzen und neu verarbeitet zu werden, aber es gab auch viele gute Waffen, und Thomas hatte eine Streitaxt ausgesucht. «Gott, die ist ja mörderisch», sagte Keane und wog die Axt in der Hand.

«Der Axtkopf ist mit Blei beschwert», erklärte Thomas. «Man braucht dafür weniger Geschick als Kraft. Aber denk

dran, Geschick schadet auch nicht.»

«Hackt man damit auf jemanden ein?»

«Stell sie dir wie einen Kampfstock mit einer Klinge vor.» Die Streitaxt war kurz, nur fünf Fuß lang, mit einem dicken Holzgriff. Der aus Stahl geschmiedete Kopf bestand auf der einen Seite aus einer Axtklinge und auf der anderen aus einer Hakenspitze, während beide Seiten des Griffs in kurze Spitzen ausliefen. «Ein Schwert nützt nicht viel gegen einen Mann in Rüstung», sagte Thomas. «Ein Kettenhemd hält den Hieb auf, und sogar gekochtes Leder bremst die meisten Schwertschläge. Ein nach vorn ausgeführter Schwertstich kann vielleicht ein Kettenhemd durchdringen, aber das hier», er berührte eine der Spitzen, «kommt gegen jede Rüstung an.»

«Und warum werden dann noch Schwerter getragen?»

«In der Schlacht? Die meisten Männer tragen keins. Wenn man einen Gegner in Rüstung vor sich hat, muss man ihn niederschmettern. Eine Keule, ein Morgenstern, ein Kriegsflegel, eine Streitaxt sind da alle besser als ein Schwert. Er drehte den Axtkopf, um die Hakenspitze zu zeigen. «Mit dem Haken kann man einen Mann aus dem Gleichgewicht bringen. Man hakt die Waffe um sein Bein oder bringt ihn zum Stolpern, und dann schlägt man den Bastard mit dem Axtkopf tot. Wenn sie dir gefällt, kannst du sie nehmen, aber binde ein paar Lumpen unter den Kopf.»

«Lumpen?»

«Du willst ja nicht, dass das Blut am Schaft herunterläuft und ihn glitschig macht. Und bitte Sam, dir ein paar Bogensehnen zu flechten, damit du den Schaft besser greifen kannst. Kennst du den Schmied in der Stadt?»

«Den die Leute schielender Jacques nennen?»

«Er wird sie für dich schleifen. Aber zuerst gehst du in den Burghof und übst damit. Hack einen von den Pfählen in Stücke. Du hast zwei Tage, um Experte zu werden.»

Im Hof übten sich schon überall Männer an ihren Waffen. Thomas setzte sich auf die oberste Stufe der Turmtreppe und grinste Sire Henri Courtois zur Begrüßung an, der sich daraufhin neben ihn setzte, einen Fußknöchel drehte und zusammenzuckte. «Tut es immer noch weh?», fragte Thomas.

«Alles tut weh. Ich bin alt.» Sire Henri runzelte die Stirn. «Gebt Ihr mir zehn?»

«Sechs.»

«Gütiger Gott, nur sechs? Und was ist mit Pfeilen?»

Thomas verzog das Gesicht. «Wir sind mit Pfeilen knapp dran.»

«Sechs Bogenschützen und nicht viele Pfeile», sagte Sire Henri unzufrieden. «Da können wir ja gleich das Burgtor offen stehen lassen.»

«Das würde jedenfalls erheblich weniger Mühe machen», stimmte ihm Thomas zu und erntete ein Lächeln. «Ich lasse Euch eintausend Pfeile», schlug er vor.

«Warum können wir keine Pfeile herstellen?», fragte Sire Henri missmutig.

«Einen Bogen kann ich in zwei Tagen machen», sagte Thomas, «aber ein Pfeil braucht eine Woche.»

«Ihr bekommt aber Pfeile vom Prince of Wales, oder?»

«Das hoffe ich», sagte Thomas. «Er muss Hunderttausende mitgebracht haben. Wagenladungen voller Pfeile.»

«Und jeder braucht eine Woche zur Herstellung?»

«Es sind Tausende von Leuten in England dazu notwendig», sagte Thomas. «Manche schneiden die Schäfte, manche schmieden die Köpfe, manche sammeln die Federn, manche leimen sie ein und binden sie an den Schaft, und wir schießen sie ab.»

«Zehn Waffenknechte?», schlug Sire Henri vor.

«Sieben.»

«Acht», sagte Sire Henri, «sonst lasst Ihr mich mit der Unglückszahl Dreizehn zurück.»

«Vierzehn mit Euch», sagte Thomas, «und bald sollten es sechzehn sein.»

«Sechzehn?»

«Dieser Gefangene im Kerker. Er soll gegen Galdric und zwei von unseren Waffenknechten ausgetauscht werden. Sie müssten jetzt jeden Tag ankommen. Also sechzehn. Bei Gott! Ich könnte diese Burg mit sechzehn Mann bis zum Jüngsten Gericht halten!»

Sie besprachen, wie die Burg geschützt werden sollte. Thomas plante, in den Norden zu reiten, und wollte so viele Hellequin wie möglich mitnehmen, aber er wagte nicht, die Burg zu leicht bemannt zurückzulassen. Im großen Saal standen Truhen mit dem Gold und Silber, das Thomas mit nach England zurücknehmen wollte. Ein Drittel davon gehörte seinem Herrn, dem Earl of Northampton, aber mit dem Rest würde er sich ein ordentliches Anwesen kaufen können. «In Dorset», sprach er seinen Gedanken laut aus, «daheim.»

«Ich dachte, dies wäre Eure Heimat.»

«Ich würde lieber an einem Ort wohnen, an dem ich nicht jede Nacht Wachposten aufstellen muss.»

Sire Henri lächelte. «Das hört sich gut an.»

«Dann kommt mit uns nach Dorset.»

«Damit ich mir jeden Tag Eure barbarische Sprache anhören muss?», fragte Sire Henri. Er war nun über fünfzig Jahre alt, ein Mann, der sein langes Leben in Kettenhemd und Panzerrüstung verbracht hatte. Er war der Befehlshaber über die Waffenknechte des alten Comtes de Berat gewesen und deshalb ein Gegner von Thomas, doch der junge Comte hatte Sire Henri für zu alt und zu vorsichtig gehalten und ihm spöttisch das Kommando über die kleine Garnisonsbesatzung von Castillon d’Arbizon versprochen, wenn die Burg wiedererobert wäre, doch stattdessen waren die Belagerer besiegt worden. Sire

Henri, den der Comte im Stich gelassen hatte, war von Thomas gefangen genommen worden, und Thomas, der den enormen Erfahrungsschatz und die Klugheit des älteren Mannes erkannt hatte, erfüllte das Versprechen des Comtes, indem er Sire Henri zu seinem Kastellan machte. Er hatte es nie bereut. Sire Henri war zuverlässig, ehrlich, unerschütterlich und entschlossen, seinen früheren Herrn den Spott bereuen zu lassen. «Wie ich höre, ist Joscelyn in den Norden gegangen», sagte Sire Henri.

Joscelyn war der junge Comte de Berat, der dickköpfig genug war, seinen Traum von der Zurückeroberung Castillon d’Arbizons noch immer nicht aufgegeben zu haben. «Nach Bourges?», fragte Thomas.

«Wahrscheinlich.»

«Wo ist Bourges?»

«Richtung Norden», sagte Sire Henri, doch er war offenkundig unsicher. «Wenn ich hinwollte, würde ich nach Limoges reiten und mich von dort aus weiter durchfragen.»

«Und der Prince of Wales?»

«Er war in der Nähe von Limoges», sagte Sire Henri zurückhaltend, «jedenfalls erzählt man sich das.»

«Wer erzählt das?»

«Letzte Woche war ein Mönch hier. Er sagt, die Engländer wären irgendwohin nördlich von Limoges geritten.»

«Und wo ist Limoges?», fragte sich Thomas laut. «Ist Bourges östlich oder westlich von Limoges?»

«Ich weiß, dass es nördlich davon ist», sagte Sire Henri, «und es scheint mir, als wäre es auch östlich. Ihr könnt Vater Levonne fragen. Er ist viel gereist.»

Thomas versuchte sich das unbekannte Gebiet vorzustellen und es mit seiner vagen Vermutung bezüglich dessen in Einklang zu bringen, was die Armeen taten. Er wusste, dass die Franzosen Truppen zusammenzogen und dass sich die Männer aus Südfrankreich bei Bourges sammelten, während die Nordfranzosen unter dem König ihren Sammelplatz bestimmt in der Nähe von Paris hatten. Aber was war mit dem Prince of Wales? Er führte eine weitere *Chevauchée* durch, einen Vernichtungszug durch das Kernland Frankreichs, bei dem Gehöfte verbrannt, Mühlen zerstört, Städte in Ruinenhügel verwandelt und ganze Viehherden abgeschlachtet wurden. Eine *Chevauchée* war brutal und grausam, aber sie ließ den Gegner verarmt zurück. Irgendwann mussten die Franzosen, wenn sie die Engländer aufhalten wollten, zum Kampf aus ihren Burgen und Festungen ausrücken, und das war der Moment, in dem die Pfeile fliegen würden. Hunderttausende von Pfeilen mit Gänsefedern.

«Wenn ich an Eurer Stelle wäre», sagte Sire Henri, «würde ich nach Westen gehen. Zuerst nach Limoges, dann rauf nach Poitiers und mich von dort aus nördlich Richtung Tours halten. Auf diese Art müsst ihr dem Prinzen irgendwo begegnen.»

«Ist Poitiers im Poitou?»

«Gewiss.»

«Der Mann, der versucht hat, Genevieve blind zu machen, ist vielleicht dort», sagte Thomas und fügte nicht hinzu, dass *La Malice* auch dort sein könnte, denn er war nicht einmal sicher, ob er überhaupt an *La Malice* glaubte.

«Und was ist mit Genny?», fragte Sire Henri. «Wird sie hierbleiben?»

Thomas schüttelte den Kopf. «Der heilige Paulus sagt, Frauen sollen ihren Männern gegenüber gehorsam sein, aber niemand hat sich die Mühe gemacht, Genny das zu erklären.»

«Wie geht es ihrem Auge?»

Thomas verzog das Gesicht. Genevieve hatte sich eine Lederklappe gemacht, die sie hasste, aber sie trug sie immer noch lieber, als das milchige Weiß ihres zerstörten Auges zu zeigen. «Bruder Michael glaubt, sie wird es behalten, aber sie kann nie mehr damit sehen.» Er zuckte mit den Schultern. «Sie glaubt, sie wäre jetzt hässlich.»

«Genny könnte nicht einmal hässlich sein, wenn sie es versuchen würde», sagte Sire Henri galant. «Und was ist mit Bruder Michael? Werdet Ihr ihn mitnehmen?»

Thomas grinste. «Er gehört ganz Euch. Gebt ihm eine Armbrust; diese Waffe sollte er abschießen können, ohne sich dabei versehentlich umzubringen.»

«Wollt Ihr ihn nicht?»

«Damit ich die ganze Zeit mit ansehen muss, wie er nach Bertille schmachtet?»

Sire Henri lachte in sich hinein. «Gott, wie schnell er ist!» Er beobachtete Sire Roland de Verrec, der gleichzeitig gegen zwei Männer kämpfte und sie ohne jede Anstrengung mit seinem flinken Schwert abwehrte, obwohl die beiden Männer offenkundig sämtliche Kräfte einsetzten, um an seinen Paraden vorbeizukommen. «Er wird mit Euch in den Norden gehen», sagte Sire Henri.

«Das will er, ja.»

«Und wisst Ihr, warum? Weil er nicht mehr der jungfräuliche Ritter sein will.»

Thomas lachte. «Dem kann schnell abgeholfen werden. Es erstaunt mich, dass es noch nicht so weit ist.»

Sire Henri sah Roland beim Kampf zu. «Er ist wirklich außergewöhnlich! Wie hat er diesen Hieb eben abgewehrt?»

«Geschick», sagte Thomas, «und Übung.»

«Und Reinheit», sagte Sire Henri. «Er glaubt, dass sein Geschick von seinem reinen Wesen kommt.»

«Gott, was muss ich da für ein Schwächling sein. Und das glaubt er im Ernst?»

«Was bedeutet, dass er Bertille zur Witwe machen muss, bevor er sie heiraten kann, und er wird seine Jungfräulichkeit nicht verlieren, bevor er verheiratet ist.»

«Gütiger Gott», sagte Thomas. «Wirklich?»

«Er sagt, er wäre verlobt. Kann man mit einer verheirateten Frau verlobt sein? Jedenfalls hat er mit Vater Levonne geredet, und er glaubt, dass er seine Reinheit behalten kann, wenn er heiratet, aber um die Comtesse zu heiraten, muss sie Witwe sein, also muss er zuerst den Ehemann töten.»

«Ich hoffe, Vater Levonne hat ihm erklärt, dass Labrouillade sehr wahrscheinlich nicht in einer Schlacht sterben wird.»

«Wird er nicht?», fragte Sire Henri.

«Bestimmt nicht. Er ist zu reich, als Gefangener ein Vermögen wert. Wenn es schlecht für ihn aussieht, wird er sich ergeben, und kein Mensch wird auf ein riesiges Lösegeld verzichten, um Roland de Verrec dabei zu helfen, seine Unschuld zu verlieren.»

«Ich glaube nicht, dass unser jungfräulicher Ritter damit gerechnet hat», sagte Sire Henri. «Und was ist mit Sir Robbie?»

«Er kommt mit mir», sagte Thomas grimmig.

Sire Henri nickte. «Ihr vertraut ihm nicht?»

«Sagen wir, ich will ihn im Blick haben.»

Sire Henri massierte seinen Knöchel. «Ist sein Mann zurück in den Norden?»

Thomas nickte. Sculley hatte zurück zum Lord of Douglas gehen wollen, und so hatte ihm Thomas gedankt, ihm einen Beutel mit Münzen gegeben und ihn nordwärts reiten

lassen. «Das Letzte, was er zu mir gesagt hat, war, dass er sich schon darauf freut, mich zu töten», sagte Thomas.

«Gott, was für ein grauenvoller Kerl.»

«Grauenvoll», stimmte ihm Thomas zu.

«Glaubt Ihr, er schafft es bis zur französischen Armee?»

«Ich glaube, Sculley könnte selbst durch die Hölle reiten, ohne einen Kratzer abzubekommen», sagte Thomas.

«Ist das ein schottischer Name? Sculley?»

«Er hat mir erzählt, seine Mutter war Engländerin», sagte Thomas, «und er trägt ihren Namen, weil sie nicht wusste, wer sein Vater war. Sie wurde in Northumberland von einem schottischen Stoßtrupp gefangen, und sie haben sich offenbar an ihr abgewechselt.»

«Also ist er eigentlich Engländer.»

«Nicht, wenn es nach ihm geht. Ich hoffe einfach, dass ich nicht irgendwann gegen den Bastard kämpfen muss.»

Es folgten zwei Tage der Vorbereitung, Tage, in denen Bögen mit Lanolin eingerieben wurden, die Befiederung von Hunderten Pfeilen ausgerichtet wurde, Zaumzeug geflickt, Schwerter und Äxte gewetzt wurden. Thomas bekam die Schlacht von Crécy nicht aus dem Kopf. Nicht, dass er sich an viel erinnerte, abgesehen von dem Wirrwarr auf dem Schlachtfeld, von den Schreien der Pferde und den Schreien der Männer, dem Wimmern der Sterbenden und dem Kotgestank, der über dem Feld niedergemetzelter Soldaten hing. Er erinnerte sich an das Geräusch von

tausend Pfeilen, die von den Sehnen jagten, und an den Franzosen mit dem Schnauzenhelm, der mit langen, roten Bändern geschmückt war, und daran, wie diese Bänder so anmutig durch die Luft gewirbelt waren, als der Mann vom Pferd fiel und starb. Er erinnerte sich an den dunklen Donner der französischen Trommeln, die ihre Reiter auf mörderische Klingen zutrieben, und an die Schlachtrösser, die sich die Beine in den Löchern brachen, die gegraben worden waren, um sie aufzuhalten. Er erinnerte sich an stolze Banner, die im Morast lagen, an die schluchzenden Frauen, die Hunde, die sich an ausgeweideten Soldaten gütlich taten, und die Bauern, die im Dunkeln heranschlichen, um die Leichen zu fleddern. Er erinnerte sich an all den Ruhm der Schlacht: die roten Helmbänder eines sterbenden Mannes, die blutbesudelten Leichname und das verlorene Kind, das untröstlich um seinen toten Vater weinte.

Er wusste, dass die Franzosen eine Armee zusammenzogen.

Er hatte Befehl, sich dem Prinzen anzuschließen.

Und deshalb führte er, als sich die ersten Blätter gelb färbten, die Hellequin nach Norden.

Jean de Grailly, Captal de Buch, saß im Schatten der Eichen auf seinem Pferd. Jedes Mal, wenn der Renner die Hufe bewegte, knirschten Eicheln. Der Herbst war gekommen, doch wenigstens hatte der Regen aufgehört, der den

Versuch der Armee zur Eroberung von Tours hatte scheitern lassen, und der Boden war nach einigen warmen Tagen trocken.

Der Captal trug an diesem Morgen nicht seine Farben. Die gelben und schwarzen Streifen hätten ihn auffallen lassen, deshalb hatte er sich, ebenso wie die zweiunddreißig Männer, die er führte, in einen einfachen braunen Umhang gehüllt. Auch der Renner war braun. Auf dem Schlachtfeld ritt der Captal ein großes Schlachtross, das auf den Kampf abgerichtet war, doch für diese Art des Gefechts war der Renner besser geeignet. Er war schneller und hatte mehr Ausdauer.

«Ich sehe sechzehn», sagte ein Mann leise.

«Im Wald sind noch mehr», kam es von einem anderen.

Der Captal sagte nichts. Er beobachtete die französischen Reiter, die hinter einer Weide am Waldrand aufgetaucht waren. Unter dem braunen Umhang trug der Captal ein ärmelloses, ledergefüttertes Kettenhemd, und seinen Kopf schützte eine Beckenhaube ohne Visier, davon abgesehen hatte er nur den Schutz des einfachen Schildes an seinem linken Arm. Ein Schwert hing an seiner linken Hüfte, während er in der rechten Hand eine Lanze hielt, deren Schaft gekürzt worden war. Eine schwere Lanze, wie sie im Turnier eingesetzt wurde, war zu unhandlich für diese Aufgabe. Unter der Lanzenspitze, die auf dem Blättermulch ruhte, hing ein kleiner Wimpel, auf der die silbernen

Jakobsmuscheln des Captals vor schwarz-gelb gestreiftem Feld zu sehen waren. Es war sein einziges Zugeständnis an die Eitelkeit der Aristokratie.

Die Armee des Prinzen war eine Meile oder mehr hinter ihm, bewegte sich auf Straßen durch scheinbar endlose Wälder Richtung Süden, und überall um die Armee waren kleine Reitertrupps wie der verteilt, den der Captal anführte. Sie waren die Späher der Armee, und vor diesen Spähern waren die gegnerischen Späher. Irgendwo war auch die gegnerische Armee, aber die Späher des Prinzen entdeckten nur die kleinen Reitertrupps.

Diese Reiter waren der englischen Armee von dem Tag an gefolgt, an dem sie die Sicherheit der Gascogne verlassen hatte, doch inzwischen waren es wesentlich mehr geworden. Wenigstens ein Dutzend französischer Reitertrupps war mit den Engländern gleichauf. Sie ritten so dicht heran, wie sie es nur wagen konnten, schwenkten ab, wenn sich ihnen eine größere Einheit entgegenstellte, und der Captal wusste, dass sie ihre Boten zum französischen König zurückschickten. Aber wo war der König?

Der Prinz, der bei Tours an der Überquerung der Loire gescheitert war und daran, sich mit den Einheiten des Earls of Lancaster zusammenzuschließen, war auf dem Rückzug nach Süden. Er war mit seiner Kriegsbeute auf dem Weg in die sichere Gascogne. Die gesamte englische Armee war

beritten, sogar die Bogenschützen hatten Pferde, und auch vor die meist leichten Gepäckkarren waren Pferde geschirrt, sodass sich die Armee schnell bewegen konnte, aber es war offenkundig, dass sich die Franzosen genauso schnell bewegten, und jeder Narr verstand, dass König Jean sein Möglichstes tat, um vor den Prinzen zu kommen. Er wollte sich an die Spitze setzen, den Ort der Schlacht aussuchen und die dreisten Engländer und Gascogner töten.

Aber wo waren die Franzosen?

Am östlichen Himmel hing ein schwacher grauer Schleier, den der Captal für Rauch hielt, der von den erlöschenden Feuern des Lagers aufstieg, das die Franzosen am Vorabend aufgeschlagen hatten. Und dieser Rauchschleier war nahe, viel zu nahe und zu weit südlich. Wenn dieser Schleier die französische Stellung des Vorabends kennzeichnete, dann waren sie schon beinahe vor dem Prinzen, und von einem Gefangenen, den der Captal zwei Tage zuvor gemacht hatte, war die Bestätigung gekommen, dass König Jean alle Fußsoldaten aus seiner Armee entlassen hatte. Er bewegte sich wie die Engländer, alle Mann waren beritten.

«Einundzwanzig inzwischen», sagte ein Mann.

Der Captal starrte zu den Reitern hinüber. Waren sie ein Köder? Versteckten sich hundert weitere Reiter im Wald, um zuzuschlagen, wenn ein Engländer oder Gascogner die

einundzwanzig angriffe? Also musste er seinen eigenen Köder auslegen. «Hunald!», rief er seinem Knappen zu. «Der Beutel. Eude, komm her. Dein Pferd und zwei Männer gehen mit dir.»

Der Knappe knüpfte einen Lederbeutel von seinem Sattel ab, stieg vom Pferd und begann im Wald nach Steinen zu suchen. Es gab nicht viele, die schwer genug waren, und so dauerte es eine ganze Weile, um den Beutel zu füllen. Die Franzosen musterten unterdessen das Gelände im Westen. Sie waren vorsichtig, und das, so dachte der Captal, war gut. Sie würden sich selbstsicherer bewegen, wenn sie eine größere Einheit versteckter Reiter hinter sich hätten.

Der gefüllte Beutel wurde mit seinen Durchzugsbändern an den linken Vorderlauf von Eudes Pferd gebunden. «Fertig, Sire», sagte Eude. Er war abgestiegen.

«Dann los.»

Drei Männer, zwei im Sattel und Eude, sein Pferd am Zügel führend, daneben, verließen die Deckung der Bäume und bewegten sich nach Süden. Der Gang des Pferdes war durch den Beutel mit Steinen unbeholfen. Es wollte alle paar Schritt ausscheren, und wenn es gehorsam geradeaus ging, zog es seinen linken Vorderlauf nach, und für einen Beobachter aus der Entfernung sah es so aus, als würde das Tier schmerzhaft lahmen und sein Besitzer versuchen, es in Sicherheit zu führen. Die drei Männer sahen nach leichter Beute aus, und die Franzosen, die zweifellos

hofften, dass einer von ihnen reich genug war, um ein Lösegeld einzubringen, schnappten nach dem Köder.

«Es klappt doch wirklich jedes Mal», sagte der Captal beinahe ungläubig.

Aus seiner Deckung heraus zählte er die französischen Reiter, die aus dem Wald kamen. Dreiunddreißig. Die Lebensjahre unseres Heilands, dachte er und beobachtete, wie sich die Gegner auf die Beute ausrichteten und sich auffächerten. Lanzen wurden gesenkt, Schwerter wurden gezogen, und dann spornten die Franzosen ihre Pferde an und ritten über die Weide, die zwischen den beiden Wäldern lag. Sie wechselten vom Trab in leichten Galopp und begannen sich gegenseitig anzufeuern, begierig darauf, Gefangene zu machen. Ein paar Augenblicke wartete der Captal noch, dann riss er seine Lanze hoch und drückte dem Renner die Sporen in die Flanken. Das Pferd sprang los.

Neunundzwanzig Reiter brachen aus dem Wald. Lanzen wurden ausgerichtet. Die Franzosen hatten ihre Lanzen nicht gekürzt und dadurch einen Vorteil, aber sie wurden überrascht, und um den Angriff abzuwehren, mussten sie umdrehen. Sie waren langsam, die langen Lanzen waren schwer, und der Captal griff sie hart an, bevor sie sich neu formieren konnten.

Seine eigene Lanze traf einen Mann unterhalb seines Schildes. Der Captal spürte die Wucht des Hiebes, als er

seinen Arm am Lanzenschaft anspannte. Der hohe Hinterzwiesel seines Sattels hielt ihn im Sitz, als sich die Lanze tief in den Gegner bohrte. Sie ging durch Kettenglieder und Leder, durch Haut und Muskeln und in weiches Gewebe, und auf dem Sattel des Gegners war Blut. Der Captal hatte die Lanze schon losgelassen und zog sein Schwert, schlug einen Rückhandhieb, traf den sterbenden Mann am Helm und lenkte seinen Renner mit den Knien heftig nach rechts und damit auf einen anderen Franzosen zu, dessen Lanze sich im Pferd eines Gefährten verfangen hatte. Der Mann wurde panisch, ließ die lange Eschenlanze los und versuchte sein Schwert zu ziehen, womit er noch immer beschäftigt war, als sich die Klinge des Captals in seine ungeschützte Kehle grub. Ein schwerer Schlag traf auf den Schild des Captals, doch dann lenkte einer seiner Männer den Angreifer ab. Ein Pferd schrie. Ein Mann, in dessen Helm ein Schlitz klaffte, aus dem Blut troff, ging mit taumelndem Schritt über die Wiese. «Ich will einen Gefangenen!», rief der Captal. «Mindestens einen Gefangenen!»

«Und ihre Pferde!», rief ein anderer.

Die meisten Franzosen flüchteten, und der Captal war es zufrieden, sie gehen zu lassen. Seine Männer und er hatten fünf Gegner getötet, sieben weitere verletzt, und sie hatten sowohl ihre Gefangenen als auch die wertvollen Pferde.

Er führte sie alle in den Wald zurück, in dem sie die Falle vorbereitet hatten, und dort befragte er die beiden Gefangenen, deren Pferde das Brandzeichen des Comtes d'Eu trugen. Dieses Zeichen, ein stilisierter Löwe, der in die Flanken der Pferde eingebrannt war, verriet dem Captal, dass diese Männer Normannen waren. Noch dazu waren es gesprächige Normannen. Sie erzählten, dass sich die Männer des Comtes de Poitou, die aus den südlichen Landesteilen Frankreichs zusammengezogen worden waren, an die Armee des französischen Königs angeschlossen hatten. Der Gegner hatte also inzwischen Verstärkung bekommen.

Sie erzählten außerdem, dass sie weniger als fünf Meilen von ihrem letzten Übernachtungslager bis zu der Weide geritten waren, auf der sie die Männer des Captals angegriffen hatten.

Also waren die Franzosen ganz in der Nähe. Sie hatten Verstärkung bekommen, sie rückten schnell vor, und sie taten alles, um dem Prinzen den Rückzug in die sichere Gascogne abzuschneiden. Sie wollten eine Schlacht.

Der Captal machte sich auf den Weg zum Prinzen, um ihm zu berichten, dass die Jäger zu den Gejagten geworden waren.

Und der Rückzug wurde fortgesetzt.

Elf

Es war ein merkwürdiger Tag.

Thomas spürte die Unruhe, die das Land erfasst hatte. Städte hielten ihre Tore geschlossen. Dorfbewohner versteckten sich, wenn sie Reiter kommen sahen; entweder flohen sie in den nächsten Wald oder suchten, wenn sie überrascht wurden, in ihrer Kirche Zuflucht. Erntearbeiter ließen ihre Sichel fallen und liefen weg. Zwei Mal trafen die Hellequin auf Kühe, die vor Schmerz brüllten, weil sie gemolken werden mussten, ihre Besitzer aber die Flucht ergriffen hatten. Thomas' Bogenschützen, beinahe alle vom Land, molken die Tiere.

Das Wetter war unbeständig. Es regnete nicht, aber es sah immer nach Regen aus. Die Wolken hingen niedrig am Himmel, und der unaufhörliche Nordwind war ungewöhnlich kalt für die Jahreszeit. Thomas führte vierunddreißig Waffenknechte an, und das waren, mit Ausnahme der Männer, die zur Bewachung in Castillon d'Arbizon geblieben waren, alle, die kräftig genug zum Reisen waren, und jeder dieser Männer hatte zwei Pferde, und einige hatten sogar drei oder vier. Sie hatten Knappen und Diener und Frauen, die ebenso wie Thomas' vierundsechzig Bogenschützen beritten waren, und

unweigerlich verloren Pferde Hufeisen oder lahmten, und jedes dieser Vorkommnisse kostete Zeit.

Es gab kaum Neuigkeiten, und wenn es welche gab, konnte man ihnen nicht trauen. Am dritten Tag ihrer Reise hörten sie Kirchenglocken läuten. Es war zu laut und unmelodisch für ein Beerdigungsläuten, deshalb ließ Thomas seine Männer in der sicheren Deckung eines Waldes zurück und ritt mit Robbie los, um festzustellen, was die Aufregung verursacht hatte. Sie entdeckten ein Dorf, das groß genug war, um zwei Kirchen sein Eigen zu nennen, und in beiden wurden die Glocken geläutet, während am Marktplatz ein Franziskanermönch mit fleckiger Kutte auf den Treppen einer Kreuzessäule stand und einen großen französischen Sieg verkündete. «Unser König», rief der Mönch, «wird zu Recht Jean le Bon genannt! Er ist wirklich Jean der Gute! Jean der Siegreiche! Er hat seine Feinde zerschmettert, hochgestellte Gefangene genommen und die Gräber mit Engländern gefüllt! » Er sah Robbie und Thomas, und weil er sie für Franzosen hielt, deutete er auf sie. «Hier sind die Helden! Die Männer, die uns den Sieg gebracht haben! »

Die Zuhörer, die eher neugierig als begeistert schienen, drehten sich zu den beiden Reitern um.

«Ich war nicht bei dieser Schlacht», rief Thomas, «wisst Ihr, wo sie ausgetragen wurde?»

«Im Norden! », erklärte der Mönch vage. «Und es war ein großer Sieg! Der König von England ist erschlagen! »

«Der König von England?»

«Gott dem Herrn sei Lob», sagte der Mönch. «Ich habe es selbst gesehen! Ich habe gesehen, wie der Stolz Englands von Franzosen niedergemacht worden ist! »

«Das Letzte, was ich gehört habe», sagte Thomas zu Robbie, «war, dass der König noch in England ist.»

«Oder gegen Schottland kämpft», sagte Robbie verbittert.

«Es herrscht Waffenstillstand, Robbie, Waffenstillstand.»

«Der Lord of Douglas erkennt keinen Waffenstillstand an», sagte Robbie niedergeschlagen. «Deshalb bin ich hier, weil ich ihm erklärt habe, dass ich nicht gegen die Engländer kämpfen kann.»

«Das kannst du jetzt. Dich bindet kein Eid mehr.»

«Aber vielleicht Dankbarkeit?», fragte Robbie. Thomas lächelte, sagte jedoch nichts. Er betrachtete einen kleinen Jungen, vermutlich nicht älter als Hugh, der ein ebenso kleines Mädchen ärgerte, indem er versuchte, dem Mädchen mit einem Nusshaken den Rock hochzuziehen. Der Junge bemerkte Thomas' Blick und heuchelte Interesse für das, was der Mönch sagte. «Glaubst du, er hat recht?», fragte Robbie. «Hat es eine Schlacht gegeben?»

«Nein, das sind Gerüchte.»

Der Mönch forderte die Menge inzwischen wortreich dazu auf, zwei jüngeren Männern in Mönchskutten, die mit

kleinen Schalen herumgingen, ein paar Münzen zu spenden. «Unsere tapferen Männer haben Verwundungen erlitten! », rief der Mönch. «Sie haben für Frankreich gelitten! Um der Liebe unseres Herrn Jesu willen, helft ihnen in ihrer Not! Seid großzügig, und ihr empfangt Gottes Segen! Jede Münze wird unseren verwundeten Helden helfen! »

«Er ist ein Schwindler», sagte Thomas abschätzig. «Nur ein Gauner, der ein bisschen Geld macht.»

Sie ritten weiter nordwärts. Die Hellequin mussten Städte umgehen, denn in jedem Ort mit einer Befestigungsmauer befanden sich auch Dutzende von Männern, die mit Armbrüsten schießen konnten, und Thomas wollte seine Reise hinter sich bringen, ohne in einer unwichtigen Auseinandersetzung Männer zu verlieren. Er hatte sich leicht nordostwärts gehalten, weil er es für wahrscheinlicher hielt, in dieser Richtung auf Engländer zu treffen, und schließlich begegnete er etwa zwanzig Engländern in einem Dorf, das von einem hohen Kirchturm überragt wurde. Die Kirche war das einzige Steingebäude; alle anderen bestanden aus Holzbalken mit Gipsverputz und hatten Strohdächer. Es gab eine Schmiede, deren Esse im Hinterhof unter einer rauchgeschwärzten Eiche stand, und ein Gasthaus inmitten eines Wirrwarrs kleiner Hütten. Thomas hatte auch Pferde gesehen, die an dem kleinen Fluss getränkt wurden, der neben der beeindruckenden

Kirche entlangströmte. Es waren mehr als fünfzig Pferde, was auf wenigstens zwanzig Männer schließen ließ. Zunächst hatte Thomas angenommen, dass die Pferde Franzosen gehörten, doch dann hatte er die Sankt-Georgs-Flagge mit ihrem roten Kreuz auf weißem Grund entdeckt, die außen an dem Gasthaus lehnte. Er war an der Spitze seiner Männer den Hügel hinunter- und auf den kleinen Marktplatz geritten, auf dem Waffenknechte alarmiert aufsprangen. «Wir sind Engländer! », rief Thomas.

«Mein Gott», sagte ein hochgewachsener Mann erleichtert, als er sich beim Verlassen des Gasthauses unter dem Türsturz bückte. Der Mann trug einen Wappenrock mit einem aufsteigenden goldenen Löwen vor einem blauen Feld mit Fleurs-de-Lys. «Wer seid Ihr?», fragte er.

«Sir Thomas Hookton», sagte Thomas. Er benutzte den Ehrentitel Sir nur selten, aber gelegentlich erwies es sich doch als nützlich, dass er vom Earl of Northampton zum Ritter geschlagen worden war.

«Benjamin Rymer», sagte der hochgewachsene Mann. «Wir stehen beim Earl of Warwick im Dienst.»

«Seid Ihr bei der Armee?», fragte Thomas hoffnungsvoll.

«Wir sind auf der Suche nach der verdammten Armee», sagte Rymer. Dann erklärte er, dass er und seine Einheit an Bord eines Schiffes gewesen waren, das von Southampton abgelegt, dann aber den Anschluss an die Flotte verloren hatte, mit der die übrigen Verstärkungseinheiten des Earls

in die Gascogne gebracht worden waren. «Der Wind hat aufgefrischt, der verdammte Schiffsmeister ist in Panik geraten, und wir sind in Spanien herausgekommen», sagte er, «und dann hat der Bastard zwei Monate gebraucht, um das Schiff zu reparieren und uns nach Bordeaux zu bringen.» Er warf einen Blick auf Thomas' Männer. «Es ist eine Erleichterung, wieder mit ein paar Bogenschützen zusammen zu sein. Unsere waren auf einem anderen Schiff. Wisst Ihr, wo der Prinz mit der Armee ist?»

«Ich habe nicht die geringste Ahnung», sagte Thomas.

«Die Blinden führen die Blinden», sagte Rymer. «Und es gibt hier kein Bier, also hören die schlechten Nachrichten nicht auf.»

«Gibt es Wein?»

«Behaupten sie. Aber das Zeug schmeckt wie Katzenpisse. Seid Ihr aus Bordeaux gekommen?»

Thomas schüttelte den Kopf. «Wir kommen aus einer Garnison östlich von der Gascogne.»

«Also kennt Ihr Euch in diesem verdammten Land aus?»

«Nur in einem Teil. Es ist groß.»

«Wohin gehen wir also?»

«Nach Norden», sagte Thomas. «Das letzte Gerücht, das ich gehört habe, lautete, die Armee sei bei Tours.»

«Wo zum Teufel Tours auch immer ist.»

«Es liegt nördlich von hier», sagte Thomas und glitt aus dem Sattel. «Lasst die Pferde ausruhen», rief er seinen

Männern zu. «Führt sie zum Abkühlen herum! Lasst sie trinken! In einer Stunde reiten wir weiter.»

Rymer und seine Einheit schlossen sich Thomas an, und Thomas fragte sich, wie der Mann bisher überlebt hatte, denn er war überrascht, als Thomas Späher vorausschickte. «Ist es so gefährlich?», fragte er.

«Es ist immer gefährlich», sagte Thomas. «Das hier ist Frankreich.»

Doch kein Feind behelligte sie. Ab und zu sah Thomas eine Burg und umging sie in einem weiten Bogen, aber keine Garnison versuchte, sie herauszufordern oder auch nur festzustellen, wer die berittenen Soldaten waren. «Vermutlich haben sie die meisten Männer in den Norden geschickt», sagte Thomas zu Rymer, «und nur ein paar zur Verteidigung zurückgelassen.»

«Gott gebe, dass wir nicht zu spät zur Schlacht kommen!»

«Sankt Georg gebe, dass keine Schlacht stattfindet», sagte Thomas.

«Wir müssen sie schlagen!», sagte Rymer gut gelaunt, und Thomas dachte an Crécy, an das Blut im Gras und das Schluchzen am Abend nach der Schlacht. Er sagte nichts, und seine Gedanken wanderten zu Sankt Junien. Er ahnte, dass sie in der Nähe der Abtei sein mussten, in der sich das Grabmal des Heiligen befand, doch es war nicht mehr als eine Ahnung, die wohl eher von Hoffnung als von Wahrscheinlichkeit gespeist wurde. Unterdessen

veränderte sich die Landschaft, die Hügel wurden niedriger und sanfter, die Flüsse breiter und träger, das Laub an den Bäumen war herbstlicher gefärbt. Wo immer er auf ein Dorf oder einen Reisenden traf, fragte er nach einer Wegbeschreibung, aber das einfache Volk wusste nur, wie man das nächste Dorf oder vielleicht eine Stadt erreichte, von der Thomas noch nie gehört hatte, und deshalb hielten sie sich einfach immer weiter in nördlicher Richtung.

«Versucht Ihr, nach Poitiers zu kommen?», fragte Sire Roland am sechsten Tag.

«Ich habe gehört, dass der Prinz dort sein könnte», sagte Thomas, doch weil es Sire Henri gewesen war, der das vermutet hatte, und weil Sire Henri nicht mehr wusste als Thomas, war das kaum mehr als ein vages Ziel.

«Oder wollt Ihr dorthin, weil es in der Nähe von Nouaillé liegt?», fragte Roland.

«Nouaillé?»

«Dort ruht der selige Junien.»

«Wart Ihr dort?»

Roland schüttelte den Kopf. «Ich habe nur davon gehört. Geht Ihr dorthin?»

«Wenn es auf dem Weg liegt», sagte Thomas.

«Weil Ihr *La Malice* wollt?», fragte Roland, und die Frage war beinahe eine Anklage.

«Existiert sie denn?»

«Das habe ich gehört, ja.»

«Kardinal Bessières glaubt es», sagte Thomas, «die Predigermönche müssen es auch glauben, und mein Herr hat mich geschickt, um *La Malice* zu suchen.»

«Damit er sie benutzen kann, um gegen Frankreich zu kämpfen?», fragte Roland empört. Zwar hatte er sich den Hellequin angeschlossen und war bereit, gegen die Armee König Jeans zu kämpfen, aber das tat er für Bertille. Er drehte sich im Sattel nach ihr um. Sie ritt mit Genevieve. Thomas hatte weder die eine noch die andere dabeihaben wollen, aber Bertille war unbeugsam geblieben, und er hatte es ihr unmöglich verweigern können, wo so viele der Bogenschützen und Waffenknechte ihre Frauen auf Zeltern mitreiten ließen.

Irgendwo im Norden grollte Donner. «Macht Ihr Euch Sorgen darüber», sagte Thomas, «dass ich *La Malice* finden könnte?»

«Ich möchte nicht, dass diese Waffe den Feinden Frankreichs in die Hände fällt», sagte Roland.

«Wollt Ihr, dass die Kirche sie bekommt?»

«Dort sollte ihr Platz sein», sagte Roland, aber die Erinnerung an Vater Marchant ließ seine Stimme unsicher klingen.

«Lasst Euch eine Geschichte erzählen», sagte Thomas. «Habt Ihr schon einmal von den Sieben Schattenfürsten gehört?»

«Diese Männer hatten die Aufgabe, die Schätze der ketzerischen Katharer zu hüten», sagte Roland missbilligend.

Thomas hielt es nicht für klug zu sagen, dass er ein Abkömmling eines dieser Schattenfürsten war. «Es heißt, sie hätten den Heiligen Gral besessen», sagte er stattdessen, «und ich habe gehört, sie hätten ihn aus Montségur gerettet und versteckt, und vor gar nicht langer Zeit sollen andere Männer aufgebrochen sein, um ihn zu suchen.»

«Genau das habe ich auch gehört.»

«Aber was Ihr nicht gehört habt», sagte Thomas, «ist, dass einer dieser Männer ihn gefunden hat.»

Sire Roland bekreuzigte sich. «Gerüchte», sagte er abfällig.

«Ich schwöre Euch beim Blute Christi», sagte Thomas, «dass der Gral gefunden wurde und dass der Mann, der ihn entdeckt hat, manchmal an dem zweifelt, was er da gefunden haben soll.»

Roland starrte Thomas ein paar Sekunden lang schweigend an, dann erkannte er die Aufrichtigkeit in Thomas' Miene. «Aber wenn er gefunden wurde», sagte er drängend, «warum steht er dann nicht in einem goldenen Schrein auf einem Altar und wird von Pilgerscharen angebetet?»

«Weil», sagte Thomas ernst, «der Mann, der ihn gefunden hat, den Gral erneut versteckte. Er hat ihn an einen Ort gebracht, an dem er nicht gefunden werden kann. Er hat ihn auf dem Grund des Ozeans versteckt. Er hat ihn Gott zurückgegeben, weil er den Menschen nicht anvertraut werden kann.»

«Ist das wahr?»

«Ich schwöre es Euch», sagte Thomas, und er dachte an den Augenblick, in dem er die Tonschale ins weite graue Meer geschleudert hatte und in dem er das winzige Aufspritzen gesehen hatte, und es war ihm so erschienen, als hätte sich Stille über die Welt gesenkt, nachdem der Gral verschwunden war, und es hatte lange Momente gedauert, bis er das Geräusch der Wellen wieder gehört hatte und das Knirschen der Kiesel, die ins Meer gezogen wurden, und die einsamen Schreie der Möwen. «Ich schwöre es Euch», sagte er noch einmal.

«Und wenn Ihr *La Malice* findet …», begann Roland und verstummte.

«Werde ich sie Gott zurückgeben», sagte Thomas, «weil sie den Menschen nicht anvertraut werden darf.» Er hielt inne und sah Roland an. «Also ja», sagte er, «ich will *La Malice*, und sei es nur, damit Kardinal Bessières sie nicht mehr finden kann.»

Fern im Norden rollte der Donner. Es gab keinen Regen, nur tiefhängende, schwarze Wolken, und die Hellequin

ritten nordwärts auf sie zu.

Der Regen war nach Süden gezogen und hatte einen wolkenlosen Himmel hinterlassen, von dem die Sonne brannte. Es war Mitte September, doch man fühlte sich wie im Juni.

Die Armee des Prinzen folgte den Wolken nach Süden und kämpfte sich auf einen hohen, bewaldeten Bergzug. Der Gepäcktross, schwer beladen mit der Beute der *Chevauchée*, zog westlich von ihnen auf den Talstraßen entlang, doch der Hauptteil der Armee, die berittenen Bogenschützen und Waffenknechte, folgten den Wegen durch den dichten Wald.

Sie waren auf einem Wettlauf, dessen Ausgang niemand vorhersagen konnte. Die Berater des Prinzen, diese klugen und erfahrenen Krieger, die von Edwards Vater gesandt worden waren, um ihn vor Schwierigkeiten zu bewahren, glaubten, dass sie – wenn es ihnen gelang, vor den französischen König zu kommen und eine geeignete Stelle zu finden, um Position zu beziehen – eine Schlacht führen und gewinnen konnten. Wenn sie die Franzosen dazu zwingen konnten, einen steilen Hügel hinauf in Richtung der tödlichen englischen Bogenschützen vorzurücken, bestand die Möglichkeit, einen großen Sieg zu erringen, doch dieselben Berater fürchteten das, was geschehen würde, wenn König Jean den Spieß umdrehte und den

Engländern mit seiner Armee den Weg abschnitt. «Ich würde von einem Angriff abraten», erklärte der Earl of Suffolk dem Prinzen.

«Gott, ist das heiß», sagte der Prinz.

«Es ist immer besser, die Verteidigungsposition einzunehmen», sagte der Earl, der rechts neben dem Prinzen ritt.

«Wo in Gottes Namen sind wir?», fragte der Prinz.

«Dort drüben liegt Poitiers.» Der Earl of Oxford, der auf Edwards linker Seite ritt, deutete vage nach Osten.

«Euer Großvater, vergebt mir, hat diesen Fehler bei Bannockburn begangen.»

«Fehler?»

«Er hat angegriffen, Sire. Dazu bestand keine Notwendigkeit, und er hat den Kampf verloren.»

«Er war ein Dummkopf», sagte der Prinz heiter. «Ich bin kein Dummkopf, oder etwa doch?»

«Gewiss nicht, Sire», sagte Suffolk, «und Ihr werdet Euch sicher an den großen Sieg Eures Vaters bei Crécy erinnern. Und auch Euren, Sire. Wir haben uns verteidigt.»

«Das haben wir! Mein Vater ist kein Dummkopf! »

«Gott bewahre, Sire.»

«Aber Großvater war einer. Kein Grund, sich zu entschuldigen! Hatte den Verstand eines Eichhörnchens, sagt mein Vater.» Der Prinz duckte sich unter dem niedrigen Ast einer Ulme. «Aber was ist, wenn wir die

Bastarde auf der Straße entdecken? Dann sollten wir angreifen, ja?»

«Wenn die Umstände günstig sind», sagte der Earl of Oxford vorsichtig.

«Und was, wenn wir diesen passenden steilen Hügel nicht finden?», fragte der Prinz.

«Wir halten uns so lange Richtung Süden, Sire, bis wir einen finden», sagte Suffolk, «oder bis wir eine unserer Festungen erreichen.»

Der Prinz verzog das Gesicht. «Ich laufe nicht gern davon.»

«Einer Einkerkerung in Paris würdet Ihr es dennoch vorziehen, Sire», bemerkte Oxford trocken.

«Wie ich höre, sind die Mädchen in Paris sehr hübsch.»

«Es gibt überall hübsche Mädchen, Sire», sagte Suffolk, «wie Ihr besser wisst als die meisten anderen Männer.»

«Gott ist gut», sagte der Prinz.

«Amen», fügte Oxford hinzu.

«Und Gott gebe, dass die Franzosen langsamer werden», sagte Suffolk grimmig. Die letzte verlässliche Information lautete, dass der französische König nur zehn oder zwölf Meilen entfernt war und seine Armee, die wie die des Prinzen beritten war, schneller vorankam. König Jean, der den ganzen Sommer vertrödelt hatte, war nun voller Tatendrang und, so vermutete Suffolk, voller Selbstvertrauen. Er wollte eine Schlacht, war aber nicht so

närrisch, einen Kampf auf ungünstigem Gelände zu riskieren. Die Franzosen wollten den Prinzen in die Falle locken, ihn zum Kampf an der Stelle zwingen, die sie ausgesucht hatten, und Suffolk war besorgt. Ein Gefangener des Captals de Buch hatte bestätigt, dass König Jean all seine Fußsoldaten weggeschickt hatte, und sogar ohne diese Fußtruppen war er den Einheiten des Prinzen zahlenmäßig überlegen, auch wenn niemand wusste, wie groß diese Überzahl war, und zudem war der französische König nicht gezwungen, über diesen verdammten Höhenzug vorzurücken. Er benutzte gute Straßen. Er hetzte südwärts. Er wollte die Falle zuschnappen lassen.

Der verdammte Höhenzug allerdings war die größte Hoffnung des Prinzen. Er war eine Abkürzung. Auf diesem Weg war ein Tagesmarsch zu gewinnen, und ein Tagesmarsch war Gold wert. Und vielleicht fand sich am Ende des Höhenzugs eine Stelle, an der die Franzosen in den Hinterhalt gelockt werden konnten. Vielleicht aber auch nicht. Und Suffolk sorgte sich um den Gepäcktross. Solange er getrennt von der Armee zog, war er angreifbar, und selbst wenn sie einen Tagesmarsch gewannen, würden sie einen halben Tag warten müssen, bis der Gepäcktross aufgeholt hatte. Und er machte sich Sorgen um die Pferde. Es gab kein Wasser in diesem Hochland, die Tiere hatten Durst, und die Männer, die sie ritten, hatten Hunger. Die Proviantvorräte waren bedenklich gering. Sie mussten in

die fruchtbaren Ebenen kommen, wo die Kornspeicher voll waren, sie brauchten Wasser, sie brauchten Zeit zum Rasten, sie brauchten eine Atempause.

Vier Meilen vor dem Wald, durch den der Prinz und die beiden Earls ritten, saß der Captal de Buch am Ende des Höhenzugs im Sattel. Vor ihm fiel ein langer Abhang zu einer Straße und dem Glitzern eines Flusses ab, während zu seiner Rechten, hinter ein paar niedrigen, bewaldeten Hügeln, Rauchschlieren am Himmel hingen, die ihm die Kochfeuer von Poitiers anzeigten. Auf dem gegenüberliegenden Talhang wurde Wein angebaut, Reihe um Reihe üppige Reben.

Es war ein wundervoller Tag. Warm und sonnig, mit nur wenigen, hoch am Himmel stehenden Wolken. Das dichte Laubwerk der Bäume zeigte erste Herbstfarben. Die Trauben hingen schwer an den Weinstöcken, waren beinahe zur Lese reif. Es war ein Tag, dachte der Captal, an dem man mit einer jungen Frau zum Fluss ging, um nackt zu schwimmen und auf der Wiese mit ihr zu schlafen und Wein zu trinken, bevor man noch einmal mit ihr schlief.

Stattdessen beobachtete er den Gegner.

Eine Armee war durch das sanfte Tal gezogen. Die Erde auf beiden Seiten der Straße war von Hufen aufgewühlt, Abertausenden von Hufen, die eine dunkle Narbe im Boden hinterlassen hatten. Einer der Späher des Captals, der ein

kleines, schnelles Pferd ritt, hatte die Armee vorbeiziehen sehen. «Siebenundachtzig Banner, Sire», sagte er.

Der Captal knurrte. Nur die bedeutendsten Herren führten ihre Banner auf dem Marsch, sodass ihre Gefolgsleute wussten, wo ihr Platz in der Kolonne war, aber auf wie viele Männer konnte man nun schließen? Kein bedeutender Herr würde mit weniger als hundert Mann in die Schlacht ziehen, also zehntausend? Zwölftausend? Jedenfalls viele, dachte der Captal grimmig. Die Engländer und ihre Gascogner führten wohl nicht mehr als vierzig solcher Banner, und nun hatte sein Späher siebenundachtzig gezählt! In diesem Moment aber, in dem die Sonne auf das vernarbte Tal und den lieblichen Fluss schien, konnte der Captal nur zwei Banner entdecken, die über Männern und Pferden flatterten, die am Fluss rasteten. «Ist das die Nachhut?», fragte er.

«Ja, Sire.»

«Bist du sicher?»

«Hinter ihnen ist niemand mehr.» Der Späher deutete nach Osten. «Ich bin eine Leuge in diese Richtung geritten. Nichts.»

Und die französische Nachhut machte Rast. Sie waren nicht in Eile, und warum sollten sie es auch sein? Sie hatten die Engländer und Gascogner überholt. Der Prinz hatte den Tagesmarsch nicht herausgeholt, die Franzosen hatten den Wettlauf gewonnen. Der Captal rief einen seiner Männer

und befahl ihm, die Nachricht nach hinten zu Edward zu bringen. «Geh», sagte er, «beeil dich», und dann wartete der Captal ab.

«Wie viele sind es, was meinst du?», fragte er einen Waffenknecht und nickte zu den Männern am Fluss hin.

«Sechshundert, Sire? Siebenhundert?»

Also machten sechshundert oder siebenhundert Franzosen in dem Tal Rast. Die meisten trugen keine Helme, weil es so warm war, viele hatten stattdessen breitkrempige Hüte mit extravaganten weißen Federn aufgesetzt, ein deutlicher Hinweis darauf, dass sie keine Schwierigkeiten erwarteten. Eine Handvoll leichter Karren war mit Lanzen und Schilden beladen. Diese Franzosen hatten keine Ahnung davon, dass ein gegnerischer Verband so dicht an sie herangekommen war. Viele waren abgestiegen, und einige lagen sogar im Gras, als wollten sie Schlaf nachholen. Diener führten Pferde auf der Wiese auf und ab, auf der weitere Pferde grasten. Männer standen in kleinen Gruppen beisammen und reichten Weinschläuche herum. Der Captal konnte die Wappen auf den beiden Bannern nicht erkennen, weil sie schlaff in der stehenden Hitze hingen, aber dass sie da waren, bedeutete die Anwesenheit von hohen Herren unter diesen Waffenknechten, und Herren bedeuteten Lösegelder.

«Sie sind in der Überzahl», sagte der Captal, «sie sind uns zwei zu eins überlegen, aber wir sind Gascogner.»

Er hatte etwas mehr als dreihundert Waffenknechte, alle behelmt, alle mit Schilden, alle zum Kampf bereit.

«Warum haben sie angehalten?», fragte ein Waffenknecht.

«Wasser?», vermutete der Captal. Es war ein heißer Tag, beide Armeen waren schnell vorgerückt, die Pferde waren durstig, es gab kein Wasser im Hochland, und der Captal ging davon aus, dass die Nachhut ihre Tiere an dem Flüsschen trinken lassen wollte. Er drehte sich im Sattel um und hob die Hand zu seinem Knappen Hunold. «Helm, Schild, Lanze, und halte die Axt bereit.» Dann sah er zu seinem Standartenträger hinüber, der seinen Blick auffing und grinste. «Aufschließen! », rief er seinen Männern zu. Er nahm den Helm, klappte das Visier auf und zog ihn über der Kettenhaube auf den Kopf. Er schob seinen linken Arm durch die Schlaufe seines schwarz-gelben Schildes und nahm den Griff in die Hand. Sein Knappe half ihm, die Lanze auszubalancieren. Am ganzen Waldrand machten sich Männer auf die gleiche Art bereit. Einige zogen nur ihr Schwert, während Guillaume, ein riesenhafter Mann auf einem ebenfalls riesigen Pferd, einen Morgenstern mit Eisenspitzen trug. «Keine Trompete», rief der Captal. Wenn er den Angriff mit einer Trompete einleitete, würde der Gegner ein paar Sekunden früher gewarnt. Es war besser, aus dem Wald zu stürmen und halb den Abhang hinunter zu sein, bevor die Franzosen begriffen, dass ihnen an diesem schönen Nachmittag der Tod einen Besuch abstattete. Das

Pferd des Captals wieherte und stampfte mit dem Huf auf. «Im Namen Gottes, der Gascogne und König Edwards», sagte der Captal und gab seinem Pferd die Sporen.

Bei Gott, dachte er, es gab nichts, was sich mit diesem Gefühl vergleichen ließ. Ein gutes Pferd, ein fester, hoher Sattel, eine Lanze und ein überrumpelter Gegner. Das Donnern der Hufe erfüllte den Nachmittag, Erdklumpen wirbelten hoch durch die Luft, als dreihundertsiebzehn Reiter aus dem Wald brachen und den Hang hinuntergaloppierten. Das Banner des Captals mit den leuchtend silbernen Jakobsmuscheln auf dem schwarzen Kreuz vor dem gelben Feld flatterte, als der Standartenführer es hoch in die Luft hob. «Sankt Quiteira und die Gascogne! »

Der Captal lachte. Sankt Quiteira? Sie war eine christliche Jungfrau gewesen, hatte sich geweigert, einen Heidenfürsten zu heiraten. und war enthauptet worden. Ihr kopfloser Rumpf aber hatte sein eigenes, abgetrenntes, blutüberströmtes Haupt aufgehoben und auf einen Hügel bis zu einer Stelle getragen, wo angeblich bis zum heutigen Tage Wunder geschahen. Sie war eine Schutzheilige der Gascogne. Eine verdammte Jungfrau! Aber vielleicht würde sie ihm das Wunder bringen, das er brauchte. Siebenundachtzig gegnerische Banner könnten ein Wunder sehr wohl erforderlich machen. «Sankt Quiteira und Sankt Georg! », rief er, sah einen Franzosen, der sein Pferd

herumdrehen ließ, um dem Angriff zu begegnen – der Mann hatte weder Lanze noch Schild, nur ein Schwert hatte er gezogen –, und der Captal drückte seinem Schlachtross das linke Knie in die Seite, und das Pferd schwenkte gehorsam nach rechts. Es schien zu ahnen, wohin der Captal wollte, überquerte in vollem Galopp die Straße, und der Captal ließ die Lanze in den Bauch des Gegners gleiten, und es gab nur einen kleinen Ruck, als sich die Waffe durch das Kettenhemd bohrte und dann an einer unteren Rippe entlangstreifte, woraufhin der Captal die Lanze losließ und die rechte Hand ausstreckte, sodass ihm sein Knappe die Streitaxt reichen konnte. Er zog die Axt einem Schwert vor. Eine Axt konnte Kettenrüstungen durchschlagen, sogar Plattenharnische, und er lenkte sein Pferd mit den Knien weiter und verfolgte einen Fliehenden, schwang die Axt und spürte, wie die Klinge das Schädeldach spaltete. Er riss die Klinge frei, hob den Schild, um einen schwachen Schwerthieb von seiner Linken abzuwehren, und sah den Angreifer in einer stäubenden Blutwolke verschwinden, weil Guillaumes Morgenstern einen weiß befiederten Hut, einen Schädel und ein Gehirn zerschmettert hatte.

Die Reiter aus der Gascogne stießen mitten in die gegnerische Einheit vor. Es war ein ungleicher Kampf. Die französische Nachhut hatte Erholung gesucht, war davon überzeugt, dass allenfalls die französische Vorhut einen

Feind zu Gesicht bekäme, doch nun war dieser Feind mitten unter ihnen und tötete sie. Der Captal tötete und galoppierte weiter, verhinderte, dass die Franzosen irgendeine Kampfordnung aufstellen konnten. Am dichtesten drängten sie sich bei der Furt. Dort standen viele Männer und Pferde unter einer Weidengruppe, also schwenkte der Captal in ihre Richtung. «Mir nach!», rief er. «Mir nach! Sankt Quiteira!»

Seine Männer lenkten ihre Schlachtrösser herum und folgten ihm. Männer in Rüstung, mit blitzenden Waffen, auf kraftstrotzenden Pferden. In den Augen der Schlachtrösser war das Weiße zu sehen, sie hatten die Zähne gebleckt, und ihre Pferdedecken waren blutbespritzt. Der Captal tauchte in die unvorbereitete Menge der Franzosen ein, schwang die Axt, hörte Schreie, versetzte die Pferde des Gegners in Panik, drang immer weiter vor, und die ganze Zeit schrie er. Schon flüchteten die Franzosen. Männer stiegen hastig in den Sattel und gaben ihrem Pferd die Sporen. Andere riefen, dass sie sich ergaben, und die Gascogner galoppierten tötend über die ganze Flussaue, drehten um und galoppierten zurück, um weiter zu töten. Der Captal hatte geglaubt, mit der dicht stehenden Menge der Franzosen würde sich ein Kampf entwickeln, doch stattdessen löste sich die Menge auf, die Männer flohen, und er verfolgte sie – es gab keine einfachere Art zu töten als bei einer Verfolgung. Sein Schlachtross hängte sich an

das Pferd des Flüchtenden, holte zu ihm auf, wartete auf den Druck seines Knies, der ihm mitteilte, dass die Axt ihr Werk getan hatte, und suchte sich ein neues Opfer, und zur Rechten und Linken des Captals taten andere Gascogner das Gleiche. Sie hinterließen eine Spur aus blutenden, verwundeten, zuckenden Männern, aus reiterlosen Pferden, aus Toten, und immer weiter galoppierten sie, verfolgend und tötend, als wäre diese Todesorgie der Ausgleich für all den Verdruss ihres tagelangen Rückzugs. Ein Franzose riss entsetzt sein Pferd nach links, und das Tier verlor den Stand. Zwei tote, blutige Gänse, die der Franzose erbeutet hatte, hingen am Hinterzwiesel seines Sattels, und Federn flogen, als das Pferd stürzte. Der Mann schrie, weil sein Bein von dem Pferd eingeklemmt wurde und brach, dann versuchte er wegzukommen, als der Captal mit seiner Axt ausholte. Der Schrei verstummte. Eine Frau rief um Hilfe, doch ihr Mann war geflohen, und sie war von Gascognern umringt auf einem blutigen Schlachtfeld zurückgeblieben.

Der Captal rief nach seinem Trompeter. «Blas zum Rückzug», befahl er.

Seine Männer hatten getötet, sie hatten triumphiert, sie hatten wenigstens drei große Herren gefangen, sie hatten Dutzende getötet und selbst kaum einen Kratzer davongetragen, aber die Verfolgung ging in Richtung des Hauptverbandes der französischen Armee, und es wäre

eine Sache von Minuten, bis die Armee reagierte und schwerbewaffnete und gerüstete Männer zum Gegenangriff schickte. Deshalb drehte der Captal wieder zu dem Hang um, ritt mit seinen Männern hinauf und verschwand im Wald. Das Tal, das so friedlich ausgesehen hatte, war mit Blut befleckt und mit Leichen übersät.

Die Armeen waren aufeinandergetroffen.

«Die Abtei von Sankt Junien?», hatte der Bauer gesagt. «Gewiss, Messire, durch das Tal», er deutete mit einem schmutzigen Finger nach Norden, «ist nicht weit, Herr. Ihr könnt an einem Vormittag einen Ochsen hintreiben und auch wieder zurück.» Der Mann hatte Korn gedroschen, als die Hellequin in sein Dorf kamen, und er hatte die Reiter erst bemerkt, als ihr Schatten den Eingang seiner Scheune verdunkelte. Mit dumpfem Erstaunen hatte er die berittenen Männer angestarrt, war dann auf die Knie gefallen und hatte sich fahrig übers Haar gestrichen. Thomas hatte ihm erklärt, dass ihm keine Gefahr drohe, dass sie ihm nichts Böses wollten, und dann, wie schon hundert Mal auf dieser Reise, hatte er gefragt, wo die Abtei von Sankt Junien war, und zum ersten Mal hatte es jemand gewusst. «Dort sind Mönche, Messire», sagte der Mann in einem ängstlichen Versuch, behilflich zu sein. Sein Blick zuckte nach links, zweifellos stand dort das Wohnhaus der Familie. Seinen Dreschflegel, zwei Holzknüppel, die mit

einem Lederstreifen verbunden waren, hatte er auf den Boden fallen lassen, damit ihn diese grimmigen Männer auf den Pferden nicht für eine Waffe hielten.

«Wer ist dein Herr?», fragte Thomas.

«Der Abt, Messire», sagte der Mann.

«Was für Mönche sind es?», fragte Thomas.

Die Frage verwirrte den Mann. «Schwarze Mönche, Herr?», sagte er unsicher. Offensichtlich wusste er nicht, was ein Benediktiner war.

«Waren noch andere Soldaten hier?»

Diese Antwort fiel ihm leichter. «Schon lange nicht mehr, Herr, aber ein paar sind am Sankt-Perpetua-Tag gekommen, das weiß ich noch. Sie sind gekommen, aber nicht geblieben.»

«Und seither keine?»

«Nein, Herr.»

Der Sankt-Perpetua-Tag war ein halbes Jahr her. Thomas warf dem Mann eine Silbermünze zu und ließ sein Pferd umdrehen. «Wir gehen nach Norden», verkündete er seinen Männern knapp und gab seinem Pferd die Sporen.

Die Dämmerung brach herein, es war an der Zeit, sich eine Unterkunft für die Nacht zu suchen. Ein Fluss wand sich durch den Talgrund, wo dunkel unter hohen Eichen ein paar armselige Hütten standen, aber am nördlichen Talausgang, versteckt hinter einem Waldausläufer, lag ein Dorf oder eine kleine Stadt, das war an dem dichten Rauch

von Küchenfeuern zu erkennen. Dort musste die Abtei sein. Zwei Raben flogen über den Fluss, schwarz vor dem dunkler werdenden Himmel. Eine Glocke läutete und rief Männer und Frauen zum Abendgebet.

«Ist dort eine Stadt?» Rymer, der Mann des Earls of Warwick, hatte zu Thomas aufgeholt.

«Ich weiß nicht, aber normalerweise entwickelt sich bei einem Kloster immer ein Dorf.»

«Ein Kloster! » Rymer war überrascht.

«Dorthin will ich.»

«Zum Beten?», fragte Rymer leichthin.

«Ja», gab Thomas einfach zurück.

Diese Antwort brachte Rymer in Verlegenheit, und er verfiel in Schweigen. Thomas ritt um eine Biegung des Tals, und da sah er einen weidenbestandenen Fluss und direkt dahinter ein weitläufiges Dorf und die Türme eines Klosters. Das Kloster war erstaunlich groß, umgeben von einer hohen Mauer und überragt von seiner enormen Abteikirche. «Wir können im Dorf übernachten», sagte Rymer.

«Es gibt bestimmt ein Gasthaus», sagte Thomas.

«Darauf hoffe ich.»

«Meine Männer werden auch hierbleiben.» Thomas starrte zu dem Kloster und seiner hohen Mauer hinüber, die in der aufziehenden Abenddämmerung dunkel aufragte. Diese Mauer wirkte so beeindruckend wie die Wallanlage

einer Burg. «Ist es hier?», fragte er Sire Roland, der sein Pferd nach vorn zu Thomas getrieben hatte.

«Das weiß ich nicht», sagte Roland.

«Es sieht mehr nach einer Festung aus als nach einem Kloster», sagte Thomas.

Der jungfräuliche Ritter sah stirnrunzelnd zu der Mauer hinüber. «Sankt Junien hatte den Auftrag, das Petrusschwert zu hüten, also ist es vielleicht wirklich eine Festung.»

«Wenn es überhaupt das richtige Kloster ist.» Als Thomas näher heranritt, sah er, dass die gewaltigen Tore der Klostermauer offen standen. Er vermutete, sie würden erst geschlossen, wenn die Sonne endgültig hinter dem westlichen Horizont verschwunden war. «Hier ist er also beerdigt?»

«Seine irdischen Überreste sind hier, ja.»

«Also ist *La Malice* vielleicht auch hier.»

«Und vielleicht sollten wir sie hierlassen», sagte Sire Roland.

«Das würde ich auch tun, wenn ich nicht wüsste, dass Bessières danach sucht. Falls er diese Waffe findet, wird er sie benutzen, und nicht zu Gottes Ruhm, sondern zu seinem eigenen.»

«Und werdet Ihr sie benutzen?»

«Ich habe es Euch schon erklärt», sagte Thomas kurz angebunden. «Ich werde sie verlieren.» Er drehte sich im

Sattel um. «Luc! Gastar! Arnaldus! Mit mir. Die Übrigen bleiben im Dorf! Und bezahlt für eure Verpflegung!» Er hatte zu seiner Begleitung Gascogner ausgesucht, damit die Mönche nichts von ihrer Gefolgschaft gegenüber England argwöhnten.

Robbie, Keane und Sire Roland begleiteten Thomas ebenfalls, und dann bestanden auch noch Genevieve und Bertille darauf, mitzukommen, nur Hugh wurde in der Obhut Sams und der anderen Bogenschützen zurückgelassen. «Warum nimmst du die Bogenschützen nicht mit?», fragte Genevieve.

«Ich will nichts weiter tun», sagte Thomas, «als dem Abt ein paar Fragen zu stellen. Ich will den Mann nicht erschrecken. Wir kommen, wir stellen unsere Fragen, und dann gehen wir wieder.»

«Das hast du in Montpellier auch gesagt», bemerkte Genevieve spitz.

«Das sind Mönche», sagte Thomas, «einfach bloß Mönche. Wir fragen sie aus und gehen wieder.»

«Mit *La Malice*?», fragte Genevieve.

«Ich weiß nicht», sagte Thomas. «Ich weiß nicht einmal, ob es *La Malice* überhaupt gibt.» Er trieb sein Pferd an, um das Tor zu erreichen, bevor im Westen die Sonne unterging. In kurzem Galopp ritt er über eine Weide, auf der eine Herde Ziegen von einem kleinen Jungen und einem großen Hund bewacht wurde, die beide schweigend

zusahen, wie die Reiter vorüberkamen. Eine solide Steinbrücke überspannte den Fluss hinter der Weide, auf der anderen Seite der Brücke gabelte sich die Straße. Nach links ging es zum Dorf, nach rechts zu dem Kloster. Thomas sah, dass das Kloster halb von einem Wasserarm des Flusses umschlossen wurde, der abgetrennt worden war, um eine Art breiten Wassergraben zu bilden, sodass die Mönche Fische halten konnten. Außerdem sah er zwei Gestalten in Mönchskutten auf das offene Tor zugehen und trieb sein Pferd erneut an. Die beiden Mönche sahen ihn kommen und warteten. «Seid Ihr wegen der Pilger hier?», rief der eine zur Begrüßung.

Thomas öffnete den Mund, um zu fragen, was er damit meinte, doch dann war er klug genug, stattdessen zu nicken. «Das sind wir», sagte er.

«Sie sind vor einer Stunde angekommen. Sie werden über Euren Schutz froh sein. Sie glauben, dass die Engländer in der Nähe sind.»

«Wir haben keine Engländer gesehen», sagte Thomas.

«Sie werden sich trotzdem über Eure Ankunft freuen», sagte der Mönch. «Es sind gefährliche Zeiten für Pilgerreisen.»

«Alle Zeiten sind gefährlich», sagte Thomas. Dann führte er seine Gruppe unter dem hohen Torbogen hindurch auf das Klostergelände. Das Hufgeklapper hallte von den Steinmauern zurück, während die Glocke aufhörte zu

läuten. «Wo sind sie?», rief Thomas über die Schulter zurück.

«In der Kirche! », rief der Mönch.

«Werden wir von jemandem erwartet?», fragte Genevieve.

«Sie erwarteten uns nicht», sagte Thomas.

«Wer?», fragte sie drängend.

«Einfach Pilger.»

«Schick nach den Bogenschützen.»

Thomas streifte seine drei Gascogner, Robbie und Sire Roland mit einem Blick. «Ich glaube, eine Pilgergruppe ist keine Gefahr», bemerkte er lakonisch.

Die Pferde drängten sich auf dem engen Gelände zwischen der Ringmauer und der Abteikirche. Thomas schwang sich aus dem Sattel und überprüfte unwillkürlich, dass sein Schwert leicht durch die Schwertscheide glitt. Er hörte das Poltern, mit dem die Tore des Klosters geschlossen wurden, und dann das dumpfe Krachen, mit dem der Sperrbalken in die Halterung fiel. Es war inzwischen fast dunkel, und die Klostergebäude hoben sich schwarz gegen das schwache Licht des Himmels ab, an dem die ersten Sterne schimmerten. In einer Wandhalterung brannte eine Fackel zwischen zwei Steingebäuden, in denen die Dormitorien liegen mochten, während zwei weitere hell an der Treppe zur Abteikirche flackerten. Eine gepflasterte Straße führte an der Kirche vorbei und bis zum anderen Ende des Klostergeländes, wo ein weiteres

Tor in der hohen Mauer noch offen stand. Thomas sah eine ganze Anzahl gesattelter Pferde und vier Saumtiere, die von Dienern am Zaum gehalten wurden. Er stieg ab und wandte sich der Kirchentreppe zu, wo Funken von den Fackeln aufstiegen und vor der offenen Tür erloschen, durch die Thomas Mönchsgesang hörte, getragen und schön, tief und rhythmisch, verebbend und aufbrandend wie der Wellengang des Meeres. Er ging die Treppen langsam hinauf, und Stück für Stück enthüllte sich ihm das Innere der Kirche, eine Pracht aus strahlenden Kerzen und bemaltem Stein und gemeißelten Säulen und schimmernden Altären. So viele Kerzen! Und das lange Kirchenschiff war voller Mönche in schwarzen Kutten, die kniend sangen, und mit einem Mal erschien Thomas der Gesang bedrohlich, als bräche die ansteigende Flut in tiefen, gefährlichen Wellen. Als er ins Licht der Kerzen trat, konnte er auch die Worte verstehen und erkannte einen Psalm. *«Quoniam propter te mortificamur tota die»*, sangen die Männerstimmen mit langgezogenen Silben, *«aestimati sumus sicut oves occisionis.»*

«Was heißt das?», flüsterte Genevieve.

«Denn um deinetwillen werden wir getötet den ganzen Tag, wie Schlachtschafe sind wir geachtet.»

«Das gefällt mir nicht», sagte sie unruhig.

«Ich muss nur mit dem Abt sprechen», beruhigte Thomas sie. «Wir warten, bis der Gottesdienst zu Ende ist.»

Er blickte nach vorn zu dem erhöhten Altarraum, wo ein großes Wandgemälde das Jüngste Gericht darstellte. Die Sünder, unter ihnen erstaunlich viele Männer im Priestergewand oder mit Mönchskutten, stürzten auf der einen Seite in ein Höllenfeuer. Näher bei ihm, im Kirchenschiff, befand sich ein Gemälde von Jona und dem Wal, was Thomas in einem Kloster, das so tief im Inland lag, als ein merkwürdiges Sujet erschien, aber es erinnerte ihn daran, dass ihm sein Vater die alte Geschichte erzählt hatte und wie er als kleiner Junge an den Kiesstrand bei Hookton gegangen war und hoffnungsvoll nach einem großen Wal Ausschau gehalten hatte, der einen Mann verschlucken konnte. Jona gegenüber und halb im Schatten von Säulen war ein weiteres Gemälde, und Thomas erkannte Sankt Junien. Es zeigte den Mönch auf einer schneefreien Stelle kniend, wie er in Verzückung gen Himmel blickte, aus dem ein Arm herabreichte, um ihm ein Schwert zu übergeben. «Das ist es!», sagte Thomas staunend.

Die Mönche hinten im Kirchenschiff hörten ihn, und als sich die meisten von ihnen umdrehten, sahen sie Genevieve und Bertille. «Frauen!», zischte einer von ihnen aufgeschreckt.

Ein zweiter Mönch hastete zu Thomas. «Pilger haben nur zwischen der Matutin und der Non Zutritt zur Kirche», sagte er empört, «nicht jetzt! Ihr alle! Geht!»

Robbie, Keane, Sire Roland und die drei Gascogner waren Thomas in die Kirche gefolgt, und der aufgebrachte Mönch breitete die Arme aus, um sie zu vertreiben. «Ihr tragt Schwerter!», protestierte der Mann. «Ihr müsst gehen!» Noch mehr Mönche drehten sich um, der Gesang wurde von einem Knurren begleitet, und Thomas erinnerte sich, dass sein Vater gesagt hatte, eine Horde Mönche sei furchterregender als jede Diebesbande. «Die Leute halten sie für nichts weiter als kastrierte Weichlinge», hatte sein Vater Ralph gesagt, «aber das sind sie nicht, bei Gott, das sind sie nicht! Sie können kämpfen wie die Wilden!» Diese Mönche hier schienen auf einen Kampf zu brennen, und es waren wenigstens zweihundert. Sie glaubten wohl, dass es kein Waffenknecht wagen würde, in einer Klosterkirche das Schwert zu ziehen, und der Mönch bei Thomas war ganz sicher davon überzeugt, denn er legte Thomas seine fleischige Hand auf die Brust und drängte ihn kräftig weg, während in demselben Moment am Hochaltar heftig mit einer Glocke geläutet wurde. Das wilde Läuten wurde von dem Klopfen eines Stabes auf den Steinboden unterstützt. «Lasst sie bleiben!», bellte eine laute Stimme. «Ich befehle ihnen zu bleiben!» Was noch von dem Gesang zu hören war, setzte nach und nach aus, bis es ganz erstarb. Der Mönch hatte immer noch die Hand auf Thomas' Brust.

«Nimm die Hand weg», sagte Thomas leise. Der Mann sah ihn feindselig an, und Thomas griff nach der Hand. Er bog

sie zurück, der Mönch drückte dagegen, doch als er die Kraft des Bogenschützen spürte, weiteten sich seine Augen vor Angst. Er versuchte, seine Hand wegzuziehen, und Thomas bog sie noch stärker zurück, bis er spürte, wie die Handgelenksknochen brachen. «Ich habe dir gesagt, du sollst sie wegnehmen», sagte er.

«Thomas! », keuchte Genevieve.

Thomas blickte zum Hochaltar und sah, wie sich dort eine Gestalt erhob, ein wuchtiger Mann, der in ein rotes Gewand gehüllt war, abstoßend und groß und gebieterisch. Die Pilgergruppe wurde von Kardinal Bessières angeführt. Und er war nicht allein. Seitlich im Kirchenschiff standen Armbrustschützen, und Thomas hörte das Klicken, mit dem die Sehnen in den Auslösemechanismus einrasteten. Es waren mindestens ein Dutzend Armbrustschützen, alle trugen den Wappenrock mit dem grünen Pferd auf weißem Feld, und bei ihnen waren Waffenknechte, und dort, auf der obersten Stufe der Altartreppe, stand neben dem Kardinal der Comte de Labrouillade. «Du hattest recht», sagte Thomas leise, «ich hätte die Bogenschützen mitbringen sollen.»

«Führt sie her! », befahl Bessières. Der Kardinal lächelte, und das war kein Wunder; seine Feinde waren ihm geradewegs in die Arme gelaufen und seiner Gnade ausgeliefert, doch Kardinal Bessières, Erzbischof von Livorno und päpstlicher Legat am Hofe Frankreichs, kannte

keine Gnade. Vater Marchant, hager und grimmig, stand direkt hinter dem Kardinal, und Thomas entdeckte, während er zwischen den Mönchen, die ihnen eine Gasse frei machten, nach vorn gedrängt wurde, noch mehr Waffenknechte in den Schatten der Abteikirche.
«Willkommen», sagte der Kardinal, «Guillaume d'Evecque.»

«Thomas of Hookton», sagte Thomas herausfordernd.

«Le Bâtard», kam es von Vater Marchant.

«Und seine Ketzerhure von einem Weib! », sagte der Kardinal.

«Und auch meine Frau», murmelte Labrouillade.

«Zwei Huren! », sagte der Kardinal belustigt. «Sie sollen dort stehen bleiben! », befahl er den beiden Armbrustschützen, die Thomas bewachten. «Thomas of Hookton», sagte er, «*Le Bâtard*. Nun? Was habt Ihr hier an diesem Ort des Gebets verloren?»

«Mir wurde eine Aufgabe übertragen», sagte Thomas.

«Eine Aufgabe! Und worin besteht sie?» Der Kardinal redete mit spöttischer Höflichkeit, als wollte er einem kleinen Kind gegenüber Nachsicht üben.

«Eine heilige Reliquie davor zu bewahren, in die falschen Hände zu fallen.»

Um den Mund des Kardinals zuckte ein Lächeln. «Um welche Reliquie handelt es sich, mein Sohn?»

«La Malice.»

«Ah! Und welche Hände?»

«Eure», sagte Thomas.

«Ihr seht, zu welcher Infamie *le Bâtard* fähig ist!» Der Kardinal wandte sich nun an alle, die in der Kirche versammelt waren. «Er hat die Sünde auf sich geladen, die Heilige Mutter Kirche und eine ihrer ehrwürdigsten Reliquien zu leugnen! Er ist schon exkommuniziert! Er wurde von der göttlichen Erlösung ausgeschlossen, und dennoch wagt er es, herzukommen und seine Huren an diesen hochheiligen Ort zu bringen, um zu stehlen, was Gott seinen treuen Dienern geschenkt hat.» Er hob die Hand und deutete auf Thomas. «Leugnet Ihr, exkommuniziert zu sein?»

«Ich bekenne mich nur einer Sache schuldig», sagte Thomas.

Der Kardinal runzelte die Stirn. «Und die wäre?»

«Ihr hattet einen Bruder», sagte Thomas. Die Miene des Kardinals verdüsterte sich, und der ausgestreckte Finger begann zu zittern. «Ihr hattet einen Bruder», sagte Thomas, «und er ist tot.»

«Was wisst Ihr darüber?», fragte der Kardinal drohend.

«Ich weiß, dass er von einem Pfeil getötet wurde, den ein Teufelsbalg abgeschossen hat», sagte Thomas. Er hätte um sein Leben betteln können, aber er wusste, dass er damit nichts erreichen würde. Er saß in der Falle, eingekreist von Armbrustschützen mit gespannten Waffen und von Waffenknechten, und alles, was ihm noch blieb, war trotzige

Herausforderung. «Ich weiß, dass ihn ein Pfeil getötet hat, der bei Sonnenuntergang aus einer Esche geschnitten, mit dem Messer einer Frau entrindet und mit einer Stahlspitze versehen wurde, die in einer sternenlosen Nacht geschmiedet worden war, und befiedert wurde dieser Pfeil mit den Federn einer Gans, die ein weißer Wolf getötet hat. Und ich weiß, dass der Pfeil mit einer Sehne verschossen wurde, die eine Woche lang in einer Kirche gelegen hat.»

«Hexenwerk», flüsterte der Kardinal.

«Sie müssen alle sterben, Euer Eminenz», zum ersten Mal meldete sich Vater Marchant zu Wort, «nicht nur die Huren und Exkommunizierten, sondern auch diese Männer! » Er deutete auf Robbie und Sire Roland. «Sie haben ihren Eid gebrochen! »

«Einen Eid auf einen Mann, der Frauen foltert?», höhnte Thomas. Er hörte Hufschläge auf dem gepflasterten Hof der Abtei. Wütende Stimmen drangen bis in die Kirche.

Auch der Kardinal hatte die Stimmen gehört. Er warf einen Blick zur Kirchentür, sah dort aber nichts Bedrohliches. «Sie *werden* sterben», sagte er und wandte sich wieder an Thomas. «Sie werden durch *La Malice* sterben.» Er schnippte mit den Fingern.

Ein Dutzend Mönche hatten um den Hochaltar gestanden, doch nun rückten sie zur Seite, und Thomas sah einen Predigermönch, einen älteren Mann, den man geschlagen hatte, sodass sein weißer Habit mit Blut befleckt war, das

von seiner aufgeplatzten Lippe und aus der Nase tropfte. Und hinter ihm, in den Schatten des Altarraums, war ein Grabmal. Ein Steinsarg mit herausgemeißelten, farbig bemalten Verzierungen ruhte in einer Nische der Apsis auf zwei Steinsockeln, die Abdeckplatte war zur Seite geschoben worden. Eine vertraute Gestalt trat aus den Schatten. Es war der Schotte, Sculley, die Knochen, die er sich ins Haar geflochten hatte, klickten, als er zu dem Grab ging und hineingriff. Die Knochen, die er sich in den Bart geflochten hatte, schlugen gegen den Brustpanzer, den er über seinem Kettenhemd trug. «Ihr habt mich belogen», rief er Robbie zu, «Ihr habt mich für die gottverdammten Engländer kämpfen lassen, und Euer Onkel sagt, Ihr müsst sterben und dass Ihr ein Furz von einem Mann seid. Ihr seid nicht würdig, den Namen Douglas zu tragen. Ihr seid ein Hundeschiss, das seid Ihr.»

Und aus dem Grab zog er ein Schwert. Es sah ganz und gar nicht aus wie das Schwert auf den Wandgemälden. Dieses Schwert sah aus wie ein Falchion, eine von diesen wertlosen Klingen, die als Heumesser ebenso wie als Waffe eingesetzt werden konnten. Es hatte eine breite, geschwungene Klinge, die zur Spitze hin noch breiter wurde, eine Waffe, mit der man grob auf den Gegner einhacken, aber kaum einen Vorwärtsstoß ausführen konnte. Die Klinge selbst wirkte alt und ungepflegt, sie war schartig, nachgedunkelt und derb, und doch hatte Thomas

den Drang, auf die Knie zu fallen. Jesus Christus selbst hatte auf dieses Schwert geblickt, er hatte es vielleicht sogar berührt und hatte es abgelehnt, sich von dieser Waffe retten zu lassen. Es war das Schwert des Fischers.

«Tötet sie», sagte der Kardinal.

«Es soll kein Blut vergossen werden», erhob ein großer Mönch mit grauem Bart Einspruch. Dies musste wohl der Abt sein.

«Tötet sie», wiederholte der Kardinal, und die Bogenschützen hoben ihre Waffen. «Nicht mit Pfeilen! », rief Bessières. «Lasst *La Malice* ihre Pflicht tun und der Kirche dienen, wie es ihr bestimmt ist. Lasst sie ihr ruhmreiches Werk verrichten! »

Die Bogenschützen ließen die Sehnen abschnellen, und die Pfeile flogen.

Zwölf

Der Pfeil traf Sculley mitten auf dem Brustpanzer. Das Geschoss hatte eine Ahlspitze, einen Pfeilkopf, der Rüstungen durchbohren sollte. Ahlspitzen waren lange, schlanke Pfeilspitzen ohne Widerhaken, und bei diesem Pfeil war zudem das vorderste Stück des Eschenschaftes durch schwerere Eiche ersetzt worden. Wenn irgendein Pfeil Stahl durchbohren konnte, dann war es ein schwerer Ahlspitzenpfeil, in dem sich das Pfeilgewicht und die Kraft, mit dem er durch die Luft schnellte, in der kleinen Spitze konzentrierten, doch dieser Pfeilkopf wurde zusammengedrückt wie billiges Eisen. Nur wenige Schmiede wussten, wie guter Stahl hergestellt wurde, und manche Schmiede betrogen und schickten Pfeilspitzen aus Eisen anstelle von Stahl, doch obwohl die Ahlspitze Sculleys Brustpanzer nicht durchdrungen hatte, war der Aufprall heftig genug, um den Riesen drei Schritte zurücktaumeln zu lassen, sodass er auf der Altartreppe stolperte und sich unwillkürlich schwer niedersetzte. Er hob den Pfeil auf, der ihn getroffen hatte, betrachtete die verbogene Spitze und grinste.

«Wenn irgendwer in dieser verdammten Kirche tötet», hallte eine Stimme von der Kirchentür her, «bin ich es. Und

jetzt will ich wissen, was zum Teufel hier los ist.»

Thomas wandte sich um. Der Eingangsbereich der Kirche füllte sich mit Waffenknechten und Bogenschützen, die alle das gleiche Abzeichen trugen: einen aufsteigenden goldenen Löwen vor einem Hintergrund aus goldenen Fleurs-de-Lys auf blauem Feld. Es war dasselbe Zeichen, das Benjamin Rymer trug, der Wappenrock des Earls of Warwick. Die herrische Stimme und das Selbstbewusstsein des Neuankömmlings legten nahe, dass es der Earl selbst war, der jetzt durch das Kirchenschiff nach vorne kam. Er trug einen guten, schlammbespritzten Harnisch, der beim Gehen klirrte, und sein Schritt in den stahlbeschlagenen Stiefeln hallte geradezu gewalttätig laut durch die Kirche. Er trug keinen Wappenrock und zeigte damit auch kein Wappenzeichen, allerdings tat eine kurze, dicke Goldkette, die er über einem blauen Seidenschal trug, seine Stellung kund. Er war nur wenige Jahre älter als Thomas, hatte ein schmales, unrasiertes Gesicht und widerspenstiges braunes Haar, das von dem Helm zusammengedrückt worden war, den jetzt ein Knappe in der Hand hielt. Er machte ein böses Gesicht. Sein schneller Blick huschte durch die Kirche, und alles, was er sah, schien seine Ablehnung noch zu steigern. Ein zweiter Mann, älter und mit ergrauendem Haar, einem kurzen Bart und einer vielbenutzten Rüstung, folgte ihm, und sein offenes, sonnengebräuntes Gesicht wirkte vertraut auf Thomas.

Der Kardinal rammte seinen Stab auf die Altartreppe. «Wer seid Ihr?», wollte er wissen.

Der Earl, wenn es der Earl war, beachtete ihn nicht. «Wer zum Teufel bringt hier wen um?»

«Das ist eine kirchliche Angelegenheit», sagte der Kardinal hochtrabend, «und Ihr werdet gehen.»

«Ich werde gehen, wenn ich gottverdammt dazu bereit bin zu gehen», sagte der Neuankömmling, und dann wirbelte er herum, weil hinten in der Kirche ein Handgemenge begonnen hatte. «Wenn es irgendwelchen gottverdammten Ärger gibt, lasse ich meine Männer jeden Einzelnen hier vom Klostergelände schaffen. Wollt Ihr auf den gottverdammten Feldern übernachten? Wer seid Ihr?»

Die letzte Frage war an Thomas gerichtet, der in der Annahme, es handle sich um den Earl, auf ein Knie niedersank. «Sir Thomas Hookton, Sire, dem Earl of Northumberland angeschworen.»

«Sir Thomas war bei Crécy dabei, my Lord», sagte der Mann mit dem grauen Haar ruhig, «er war einer von Will Skeats Männern.»

«Seid Ihr ein Bogenschütze?»

«Ja, my Lord.»

«Und in den Ritterstand erhoben?» Das klang zugleich überrascht und missbilligend.

«So ist es, my Lord.»

«Verdientermaßen zum Ritter geschlagen, my Lord», sagte der zweite Mann nachdrücklich, und Thomas fiel wieder ein, wer er war. Es war Sir Reginald Cobham, ein Mann, der sich als Soldat großen Ruhm erworben hatte.

«Wir waren zusammen bei der Furt, Sir Reginald», sagte Thomas.

«Blanchetaque!», ergänzte Cobham den Namen der Furt. «Lieber Gott, das war ein Kampf!» Er grinste. «Ihr habt mit einem Priester zusammen gekämpft, nicht wahr? Der Bastard hat mit einer Axt Franzosenköpfe gespalten.»

«Vater Hobbe», sagte Thomas.

«Sind die Herren bald fertig?», knurrte der Earl.

«Ganz und gar nicht, my Lord», sagte Cobham heiter, «wir könnten noch ein paar Stunden lang Erinnerungen austauschen.»

«Immer das verdammte letzte Wort haben, was?», sagte der Earl, allerdings ohne jeden Ärger. Er mochte ein englischer Earl sein, aber er wusste sehr genau, dass er besser auf den Rat von Männern wie Sir Reginald Cobham hörte. Solche Männer wurden vom König zum Berater ernannt und allen großen Herren zur Seite gestellt. Ein Mann konnte mit Reichtum, Rang, Titel und Privilegien geboren sein, aber das machte ihn noch nicht zum Soldaten, und deshalb sorgte der König dafür, dass seine Adeligen von Männern geringeren Standes beraten wurden, die mehr wussten. Der Earl führte den Befehl,

aber wenn er klug war, erteilte er erst dann einen Befehl, wenn Sir Reginald die Entscheidung getroffen hatte. Der Earl of Warwick hatte Erfahrung, er hatte bei Crécy gekämpft, doch er war vernünftig genug, auf guten Rat zu hören. In diesem Moment allerdings wirkte er zu wütend, um besonnen zu sein, und seine Wut wurde noch größer, als er das rote Herz auf Sculleys schmuddeligem Wappenrock sah. «Ist das womöglich das Wappen der Douglas?», fragte er mit bedrohlicher Stimme.

«Es ist das hochheilige Herz Jesu», antwortete der Kardinal, bevor Sculley etwas sagen konnte. Nicht dass Sculley die Frage verstanden hätte, die auf Französisch gestellt worden war. Der Schotte war wieder aufgestanden und starrte Warwick derartig böse an, dass ihn der Kardinal, der befürchtete, der knochenbehangene Sculley könnte einen Kampf anfangen, zu der Gruppe Mönche beim Altar zurückschob. «Diese Männer», Bessières deutete auf die Armbrustschützen und Waffenknechte mit dem Wappenrock Labrouillades, «dienen der Kirche. Wir sind auf einer Mission für Seine Heiligkeit den Papst, und Ihr», er hob anklagend den Finger in Warwicks Richtung, «hindert uns bei der Erfüllung unserer Pflicht.»

«Ich verhindere gottverdammt gar nichts! »

«Dann verlasst den Klosterbezirk und erlaubt, dass wir unseren Gottesdienst fortsetzen», forderte der Kardinal großartig.

«Gottesdienst?», fragte der Earl, an Thomas gewandt.

«Mord, my Lord.»

«Rechtmäßige Hinrichtung», donnerte der Kardinal. Sein Finger zitterte, als er auf Thomas deutete. «Dieser Mann ist exkommuniziert. Er ist verhasst bei Gott, verabscheut von den Menschen und ein Feind der Mutter Kirche!»

Der Earl sah Thomas an. «Seid Ihr das?», fragte er und klang ernstlich verärgert.

«Das behauptet er, my Lord.»

«Ein Ketzer!» Der Kardinal, der sich im Vorteil sah, setzte nach. «Er ist verdammt! Ebenso wie diese Hure, seine Frau, und die zweite Hure, eine Ehebrecherin!» Er zeigte auf Bertille.

Der Earl sah Bertille an, und ihr Anblick schien seine schlechte Laune verfliegen zu lassen. «Ihr wolltet auch diese beiden Frauen töten?»

«Das Urteil Gottes ist gerecht, es ist unfehlbar, es ist gnädig», sagte der Kardinal.

«Aber nicht, solange ich hier bin», sagte der Earl streitlustig. «Stehen die Frauen unter Eurem Schutz?», fragte er Thomas.

«Ja, my Lord.»

«Steht auf, Mann», sagte der Earl. Thomas kniete noch immer. «Und Ihr seid Engländer?»

«Das bin ich, my Lord.»

«Er ist ein Sünder», sagte der Kardinal, «und von der Kirche verdammt. Er steht außerhalb des menschlichen Gesetzes, er ist nur dem Urteil Gottes unterworfen.»

«Er ist Engländer», sagte der Earl entschieden, «und ich auch. Und die Kirche tötet nicht! Sie übergibt Männer der weltlichen Obrigkeit, und im Moment bin ich diese Obrigkeit! Ich bin der Earl of Warwick, und ich werde der Kirche zu Gefallen keinen Engländer töten, es sei denn, der Erzbischof von Canterbury gibt mir dazu Anweisung.»

«Aber er ist exkommuniziert!»

Darauf antwortete der Earl mit einem höhnischen Lachen. «Vor zwei Jahren», sagte er, «haben Eure gottverdammten Priester zwei Kühe exkommuniziert, eine Raupe und eine Kröte, und das allein in Warwick! Ihr setzt die Exkommunikation ein wie eine Mutter die Rute, um ihre Kinder zu bestrafen. Ihr könnt ihn nicht haben, er gehört mir, er ist Engländer.»

«Und gerade jetzt», fügte Sir Reginald Cobham leise und auf Englisch hinzu, «brauchen wir jeden englischen Bogenschützen, den wir auftreiben können.»

«Und warum seid Ihr hier?», fragte der Earl den Kardinal und ließ nach einer absichtlich beleidigenden Pause folgen: «Euer Eminenz.»

Der Kardinal verzog das Gesicht vor Zorn, weil er daran gehindert wurde, seine Rache zu nehmen, doch dann beherrschte er sich. «Seine Heiligkeit der Papst», sagte er,

«hat uns geschickt, um sowohl Euren Prinzen als auch den König von Frankreich dringlich um einen Friedensschluss zu ersuchen. Wir reisen unter dem Schutz Gottes und sind von Eurem König, Eurem Prinzen und Eurer Kirche als Unterhändler anerkannt.»

«Frieden?» Der Earl spuckte das Wort geradezu aus. «Erklärt dem Thronräuber Jean, dass er die Krone Frankreichs an ihren rechtmäßigen Besitzer geben soll, Edward von England, dann bekommt Ihr Euren Frieden.»

«Der Heilige Vater glaubt, dass schon zu viel getötet worden ist», sagte der Kardinal.

«Und Ihr wolltet gerade damit weitermachen», erwiderte der Earl. «Ihr werdet keinen Frieden schaffen, indem Ihr in einer Klosterkirche Frauen tötet, also geht! Ihr findet den Prinzen in dieser Richtung.» Er deutete nach Norden. «Wer ist der Abt hier?»

«Ich, Sire.» Ein großer, kahlköpfiger Mann mit einem langen, grauen Bart trat aus den Schatten der Apsis.

«Ich brauche Korn, ich brauche Bohnen, ich brauche Brot, ich brauche Wein, ich brauche Trockenfisch, ich brauche alles, was Männer oder Pferde essen oder trinken können.»

«Wir haben sehr wenig», sagte der Abt unruhig.

«Dann nehmen wir das wenige, das Ihr habt», sagte der Earl, dann sah er den Kardinal an. «Ihr seid immer noch hier, Euer Eminenz, und ich habe Euch gesagt, dass Ihr

gehen sollt. Also geht. Dieses Kloster ist nun in englischer Hand.»

«Ihr könnt mir keine Befehle erteilen», sagte Bessières.

«Ich habe es gerade getan. Und ich habe mehr Bogenschützen, mehr Schwerter und mehr Männer als Ihr. Also geht, bevor ich die Geduld verliere und Euch hinaustragen lasse.»

Der Kardinal zögerte, dann entschied er, dass Vernunft besser war als Widerstand. «Wir gehen», verkündete er mit einer Geste an seine Gefolgschaft und stolzierte durchs Kirchenschiff zum Ausgang. Thomas wollte sich in Bewegung setzen, um Sculley abzufangen, dann sah er, dass der Schotte verschwunden war.

«Sculley», sagte er, «wo ist er?»

Der Abt deutete auf einen düsteren Bogengang neben der Apsis. Thomas rannte hin, drückte eine Tür auf, doch da war nichts außer vom Fackellicht beschienenes Kopfsteinpflaster und die Ringmauer des Klosters. Das Schwert des Fischers war fort.

Der Mond schien zwischen unbeständigen Wolken hindurch und gab, zusammen mit den Fackeln, ausreichend Licht, um zu erkennen, dass der gepflasterte Hof hinter der Kirche leer war. Thomas spürte, wie sich ihm die Nackenhaare aufstellten, und weil er fürchtete, der Schotte könne ihm irgendwo in den dunklen Schatten auflauern,

zog er sein Schwert. Die lange Klinge fuhr schabend durch die Scheidenkehle.

«Wer war er?», fragte eine Stimme, und Thomas wirbelte mit rasendem Herzschlag herum. Es war der blutbeschmierte Predigermönch, der ihn angesprochen hatte.

«Ein Schotte», sagte Thomas. Er starrte in die Schatten des Hofes. «Ein gefährlicher Schotte.»

«Er hat *La Malice*», sagte der Predigermönch rundheraus.

Thomas drehte sich nach einem Geräusch um, aber es war nur eine Katze, die aus dem niedrigen Gebüsch kam und zu einem Gebäude auf der anderen Hofseite hinüberwechselte. «Wer seid Ihr?», fragte er den Predigermönch.

«Mein Name ist Fra Ferdinand», sagte dieser.

Thomas musterte ihn. Ein alter Mann, das wettergegerbte Gesicht mit Blut beschmiert. «Wie kommt es, dass Eure Nase und Lippen aufgeschlagen sind?»

«Ich habe mich geweigert zu sagen, wo *La Malice* war.»

«Also haben sie Euch geschlagen?»

«Der Schotte hat es getan, auf Befehl des Kardinals. Dann hat ihnen der Abt gesagt, wo sie versteckt war.»

«In dem Grabmal?»

«In dem Grabmal», bestätigte Fra Ferdinand.

«Ihr wart in Mouthoumet», sagte Thomas anklagend.

«Der Comte de Mouthoumet war ein Freund», sagte der Predigermönch, «und gut zu mir.»

«Und der Comte de Mouthoumet war ein Planchard», sagte Thomas. «Die Planchards waren Ketzer.»

«Er war kein Ketzer», erwiderte Fra Ferdinand hitzig. «Vielleicht war er ein Sünder, aber wer von uns ist das nicht? Er war kein Ketzer.»

«Der letzte der Schattenfürsten?», fragte Thomas.

«Es heißt, einer lebt noch», sagte der Predigermönch und schlug das Kreuz.

«Das stimmt», sagte Thomas, «und sein Name ist Vexille.»

«Das waren die Schlimmsten von den sieben», sagte Fra Ferdinand. «Die Vexilles kannten keine Gnade, zeigten kein Mitleid und haben den Fluch Gottes auf sich gezogen.»

«Mein Vater hieß Vexille», sagte Thomas. «Er hat diesen Namen nicht benutzt, und ich tue es auch nicht, aber ich bin ein Vexille. Herr von Gott weiß was und Comte de Sonstwo.»

Fra Ferdinand sah Thomas misstrauisch an, als wäre er ein gefährliches Tier. «Also hat der Kardinal recht? Ihr seid ein Ketzer?»

«Ich bin kein Ketzer», sagte Thomas wild, «nur ein Mann, der Kardinal Bessières in die Quere gekommen ist.» Er schob das Schwert zurück in die Scheide. Er hatte gehört, wie ein Tor zugefallen war und verriegelt wurde, und nahm daher an, dass Sculley und der Kardinal weg waren.

«Erzählt mir von *La Malice*», forderte er den Predigermönch auf.

«*La Malice* ist das Schwert des heiligen Petrus», sagte Fra Ferdinand, «das er im Garten Gethsemane benutzt hat, um unseren Heiland zu beschützen. Es wurde Sankt Junien gegeben, aber die Schattenfürsten haben es gefunden, und als ihr Ketzertum vernichtet wurde, haben sie das Schwert vor ihren Feinden versteckt.»

«Sie haben es hier versteckt?»

Fra Ferdinand schüttelte den Kopf. «Es war in einem Grab der Planchards in Carcassonne beerdigt. Der Sire de Mouthoumet hat mich gebeten, es zu holen, um zu verhindern, dass die Engländer es entdecken.»

«Und Ihr habt es hergebracht?»

«Der Sire war tot, als ich aus Carcassonne zurückkehrte», sagte der Predigermönch, «und ich wusste nicht, wohin ich das Schwert sonst bringen sollte. Ich dachte, es läge hier sicherer versteckt.» Er zuckte mit den Schultern. «Es gehört an diesen Ort.»

«Hier wird es niemals Frieden haben», sagte Thomas.

«Weil das Versteck bekannt ist?»

Thomas nickte.

«Und ist es das, was Ihr wollt?», fragte Fra Ferdinand misstrauisch. «Dass es Frieden hat?»

Thomas warf einen letzten Blick in den Klosterhof, dann ging er zurück zur Kirche. «Ich bin kein Schattenfürst»,

sagte er. «Meine Vorfahren mögen Katharer gewesen sein, aber ich bin keiner. Dennoch erfülle ich ihr Gebot. Ich werde dafür sorgen, dass ihre Gegner *La Malice* nicht für sich einsetzen können.»

«Wie?»

«Indem ich es diesem Bastard Sculley abnehme natürlich», sagte Thomas. Er betrat die Kirche. Die Mönche gingen hinaus, und die Kerzenflammen wurden gelöscht, aber das Licht reichte noch aus, um in den halb geöffneten Steinsarg zu schauen, der an seinem Ehrenplatz hinter dem Altar stand. Da lag Sankt Junien, die Hände gefaltet und die gelbbraune Gesichtshaut straff über den Schädel gespannt. Die Augenhöhlen waren leer, und die eingetrockneten Lippen hatten sich zurückgezogen, sodass fünf gelbe Zähne sichtbar waren. Er trug einen Benediktinerhabit, und zwischen seinen Fingern lag ein einfaches Holzkreuz.

«Ruhe in Frieden», sagte Fra Ferdinand zu dem Leichnam und griff in den Sarg, um die Hände des Heiligen zu berühren. «Und wie wollt Ihr sicherstellen, dass Eure Feinde *La Malice* nicht einsetzen können?», fragte er Thomas.

«Indem ich tue, was Ihr tun wolltet», sagte Thomas. «Ich werde die Waffe verstecken.»

«Wo?»

«Wo niemand sie finden kann natürlich.»

«Sir Thomas», rief Sir Reginald Cobham vom anderen Ende des Kirchenschiffs, «Ihr kommt mit uns!»

Fra Ferdinand legte Thomas eine Hand auf den Arm, um ihn zurückzuhalten. «Versprecht Ihr es mir?»

«Was soll ich versprechen?»

«Dass Ihr *La Malice* verstecken werdet?»

«Ich schwöre es bei Sankt Junien», sagte Thomas. Er drehte sich um und legte seine rechte Hand auf die Stirn des toten Heiligen. Die Haut unter seinen Fingern fühlte sich an wie feines Vellumpergament. «Ich schwöre, dass ich *La Malice* für immer verlorengehen lassen werde», sagte er, «ich schwöre es bei Sankt Junien, und möge er Gott darum bitten, mir ewige Höllenstrafen aufzuerlegen, wenn ich dieses feierliche Versprechen breche.»

Der Predigermönch nickte zufrieden. «Dann werde ich Euch helfen.»

«Durch Eure Gebete?»

Der Predigermönch lächelte. «Durch meine Gebete», sagte er. «Sobald Ihr Euer Versprechen eingelöst habt, ist meine Aufgabe getan. Ich kehre nach Mouthoumet zurück. Es ist zum Sterben ein ebenso guter Ort wie jeder andere.» Er berührte Thomas an der Schulter. «Ihr habt meinen Segen», sagte er.

«Sir Thomas!»

«Ich komme, Sir Reginald!»

Sir Reginald führte Thomas eilig die Kirchentreppe hinunter zu dem gepflasterten Weg, auf dem zwei Fuhrwerke mit Bohnen, Korn, Käse und Trockenfisch aus den Vorräten des Klosters beladen wurden. «Wir sind die Nachhut», erklärte Sir Reginald, «was gottverdammt überhaupt nichts heißt, weil wir zurzeit vor der Armee des Prinzen sind. Aber er ist dort oben auf dem Hügel.» Er deutete nach Norden, wo Thomas in dem schwachen Mondlicht den Umriss eines baumbestandenen, hohen Hügels ausmachen konnte. «Die Franzosen sind irgendwo dahinter, Gott weiß wo, aber weit weg sind sie jedenfalls nicht.»

«Werden wir gegen sie kämpfen?»

«Wer weiß. Ich vermute, dass der Prinz näher an die Gascogne herankommen will. Wir haben zu wenig zu essen. Wenn wir länger als ein paar Tage hierbleiben, ist die ganze Gegend kahl gefressen, aber wenn wir weiter nach Süden ziehen, könnten uns die verdammten Franzosen überholen. Sie marschieren schnell.» Das alles sagte er, während er an den Fuhrwerken entlangging, die von Bogenschützen beladen wurden. «Aber es ist eine verteufelte Aufgabe, hier wegzukommen. Die Franzosen sind ganz in der Nähe, und wir müssen die Fuhrwerke und Packpferde über den Fluss schaffen, ohne dass uns die Bastarde angreifen. Wir werden sehen, was der morgige Tag bringt. Ist das Wein?» Diese

Frage hatte er einem Bogenschützen zugerufen, der ein Fass auf das Fuhrwerk hievte.

«Ja, Sir Reginald!»

«Wie viel gibt es davon?»

«Sechs solche Fässer.»

«Lasst bloß eure diebischen Finger davon!»

«Ja, Sir Reginald!»

«Sie werden es natürlich nicht lassen», sagte Sir Reginald zu Thomas, «aber wir brauchen den Wein für die Pferde.»

«Für die Pferde?»

«Es gibt kein Wasser auf dem Hügel; die armen Tiere haben Durst. Also geben wir ihnen stattdessen Wein. Davon sind sie morgens ein bisschen beduselt, aber wir kämpfen zu Fuß, also spielt das keine Rolle.» Er unterbrach sich unvermittelt. «Bei Gott, was für eine schöne Frau.» Thomas dachte, er spräche von Bertille, die mit Genevieve beisammenstand, aber dann runzelte Sir Reginald die Stirn. «Was ist mit ihrem Auge passiert?»

«Ein Priester des Kardinals wollte es ihr aushacken lassen.»

«Gütiger Gott! Es gibt ein paar wirklich üble Kerle in der Kirche. Und ausgerechnet er ist entsandt worden, um für einen Friedensvertrag zu sorgen?»

«Ich glaube, dem Papst wäre es lieber, wenn sich der Prinz ergibt», sagte Thomas.

«Ha! Ich hoffe, wir kämpfen.» Er sagte diese vier Worte sehr grimmig. «Und ich glaube, wir werden kämpfen, ich glaube, wir müssen es, ich glaube, sie werden uns zum Kampf zwingen, und ich glaube, wir werden gewinnen. Ich will miterleben, wie unsere Bogenschützen die Bastarde niedermähen.»

Und Thomas dachte an die Ahlspitze, die Sculleys Brustpanzer getroffen hatte. Die Pfeile wurden zu Hunderttausenden in England gemacht, aber wurden sie wirklich gut gemacht? Er hatte zu viele verformte Pfeilspitzen gesehen. Sir Reginald glaubte, dass es eine Schlacht geben würde.

Und der Stahl der Pfeilspitzen war schwach.

Der König konnte nicht schlafen.

Er hatte mit seinem ältesten Sohn, dem Dauphin, und seinem jüngsten, Philippe, zu Abend gegessen, und sie hatten den Spielmännern zugehört, die von alten, ruhmreichen Schlachten sangen, und der König wurde immer bedrückter, als er überdachte, was von ihm erwartet wurde. Nun, weil er allein sein und Zeit zum Nachdenken haben wollte, ging er in den ummauerten Obstgarten des schönen Steinhauses, das beschlagnahmt worden war, damit er darin Quartier beziehen konnte. Überall im Umkreis, in dem ganzen Dorf, dessen Namen er nicht kannte, glimmten die Lagerfeuer seiner Armee in der

Dunkelheit. Er hörte das Lachen der Männer oder ihre freudigen Rufe, wenn ihnen die Würfel oder die Karten Glück gebracht hatten. Angeblich war Edward, der Prince of Wales, ein Spieler, aber wie würde er sein Blatt nun ausspielen? Und würde er Glück haben?

Der König ging zur Nordmauer des Obstgartens, wo er sich auf eine Bank stellte und über die Mauer den roten Schimmer der englischen Lagerfeuer erkennen konnte. Sie schienen sich über den Nachthimmel zu ziehen, aber die hellsten zeigten die Umrisse eines langen, hohen Hügels. Wie viele von ihnen waren wohl dort? Und waren sie überhaupt dort? Vielleicht hatten sie all die Feuer nur gemacht, um ihn glauben zu lassen, sie wären dort, während sie in Wahrheit mitsamt ihrem Raubgut nach Süden abgerückt waren. Und wenn sie noch da waren, sollte er dann gegen sie kämpfen? Es war seine Entscheidung, und er wusste nicht, wie er sie treffen sollte. Einige seiner Berater empfahlen ihm, einen Kampf zu vermeiden, weil die englischen Bogenschützen tödlich und ihre Waffenknechte zu unerbittlich wären, andere Berater wiederum waren überzeugt, dass dieser Spielerprinz leicht besiegt werden konnte. Er brummte vor sich hin. Er wünschte, er wäre zurück in Paris, wo ihn Musiker und Tänzer unterhalten würden; stattdessen saß er hier Gott weiß wo in seinem eigenen Land und wusste nicht, was er tun sollte.

Er setzte sich auf die Bank. «Wein, Euer Majestät?» Ein Diener trat aus den Schatten.

«Danke, Luc, nein.»

«Der Lord of Douglas ist hier, Sire. Er wünscht mit Euch zu sprechen.»

Der König nickte müde. «Bring eine Laterne her, Luc.»

«Ihr werdet mit ihm sprechen, Sire?»

«Ich spreche mit ihm», sagte der König und fragte sich, ob der Schotte etwas Neues zu sagen haben würde. Er glaubte es nicht. Douglas würde auf einen Angriff drängen. Kämpft jetzt. Tötet die Bastarde. Greift sie an. Schlachtet sie ab. Der Schotte sagte seit Wochen immer wieder das Gleiche. Er wollte die Schlacht. Er wollte Engländer töten, und diesen Wunsch betrachtete der König mit Wohlwollen, aber zugleich trieb ihn die Angst um, zu scheitern. Und nun würde ihn Douglas wieder bedrängen. König Jean seufzte. Er fürchtete sich vor Douglas und war davon überzeugt, auch wenn sich der Mann ausnahmslos respektvoll zeigte, dass ihn der Schotte verachtete. Douglas aber trug nicht die Verantwortung. Er war ein selbstbewusster Rohling, ein Kämpfer, ein Mann, der für Blut und Stahl und die Schlacht geboren war, König Jean dagegen hatte ein ganzes Land zu führen, und er wagte keinen Kampf gegen die Engländer zu verlieren. Es hatte gewaltige Anstrengungen gekostet, diese Armee aufzustellen, und wenn der König eine Niederlage erlitt, dann wusste nur Gott allein, welche

Wirren das arme Frankreich heimsuchen würden. Und das arme Frankreich wurde schon jetzt geschändet. Englische Armeen zogen sengend, plündernd, zerstörend und tötend durch das Land. Aber diese Armee, die Armee des Prinzen, saß in der Falle. Oder jedenfalls beinahe. Und es bestand die Möglichkeit, sie zu vernichten, den Stolz des Gegners niederzuwerfen, Frankreich einen großen Sieg zu verschaffen, und König Jean erlaubte sich die Vorstellung, wie er mit dem Prince of Wales als Gefangenem in Paris einritt. Er stellte sich den Jubel vor, die Blumen, die auf sein Pferd geworfen, die Brunnen, die mit Wein betrieben würden, und das *Te Deum*, das in Notre-Dame gesungen würde. Das war ein betörender Traum, ein wundervoller Traum, aber sein Albtraumbruder war die Möglichkeit einer Niederlage.

«Euer Hoheit.» Douglas erschien mit der Laterne unter den Birnbäumen. Er ging auf ein Knie hinab und beugte den Kopf. «Ihr seid noch spät wach, Sire.»

«Ebenso wie Ihr, Messire», sagte der König, «und bitte, Messire, erhebt Euch.» König Jean trug einen blauen Samtumhang mit goldenem Fransenbesatz, in Gold eingestickten Fleurs-de-Lys und einem dicken Kragen aus weißem Pelz. Er wünschte, er würde etwas Kriegerischeres tragen, denn Douglas machte eine sehr beeindruckende Figur in Leder und einer Rüstung, die mit Scharten und Dellen übersät war. Er trug einen kurzen Wappenrock mit

dem verblassten roten Herzen der Douglas und einen breiten Schwertgürtel, an dem eine monströse Klinge hing. Und er hielt einen Pfeil in der Hand. «Etwas Wein, Messire?», fragte der König.

«Ich würde Bier bevorzugen, Euer Hoheit.»

«Luc! Haben wir Bier?»

«Ja, Euer Majestät!», rief Luc vom Haus aus.

«Bring dem Lord of Douglas welches», sagte der König, dann unternahm er eine große Anstrengung und lächelte den Schotten an. «Ich vermute, Messire, dass Ihr gekommen seid, um mich zu einem Angriff zu ermutigen.»

«Ich vertraue darauf, dass Ihr einen unternehmt, Sire», sagte Douglas. «Wenn die Bastarde auf diesem Hügel bleiben, haben wir eine selten gute Gelegenheit, sie zu schlagen.»

«Es scheint jedoch», sagte der König milde, «als wären die Bastarde auf dem Hügel, und wir sind es nicht. Ist das nicht auch eine Überlegung wert?»

«Die Hänge im Norden und Westen sind einfach zu nehmen», sagte Douglas wegwerfend, «lange, sanfte, einfache Anstiege, Sire. In Schottland würden wir so etwas nicht einmal einen Hügel nennen. Das ist ein Spaziergang. Dort hinauf könnte sogar eine verkrüppelte Kuh gehen, ohne außer Atem zu kommen.»

«Sehr beruhigend», sagte der König. Er hielt inne, als der Diener einen großen Lederbecher mit Bier brachte, das der

Schotte gierig hinunterstürzte. Das Schluckgeräusch war scheußlich, genau wie der Anblick des Biers, das Douglas aus den Mundwinkeln in den Bart lief. Ein Barbar, dachte König Jean, ein Barbar vom Ende der Welt. «Ihr wart durstig, Messire», sagte er.

«Genau wie die Engländer es sind, Sire», sagte Douglas und warf Luc nebenbei den Lederbecher zu. Der König unterdrückte ein Seufzen. Hatte dieser Mensch denn überhaupt keine Manieren? «Ich habe mit einem Bauern geredet», fuhr Douglas fort, «und er sagte mir, dass es auf diesem Hügel kein verdammtes Wasser gibt.»

«Es fließt aber ein Fluss vorbei, dachte ich.»

«Und wie soll man genügend Wasser für Tausende von Männern und Pferden auf den Hügel schaffen? Sie werden ein bisschen Wasser hinauftragen, Sire, aber nicht genug.»

«Dann sollten wir ihnen vielleicht erlauben zu verdursten», schlug der König vor.

«Vorher brechen sie nach Süden aus, Sire», sagte Douglas und reichte dem König den Pfeil.

«Ein englischer Pfeil», sagte König Jean.

«Ich habe einen Mann», sagte Douglas, «der in den letzten Wochen Kardinal Bessières unterstützt hat. Ob dieser Mann wirklich ein Mensch ist, weiß ich nicht, Sire, er hat nämlich mehr von einem Tier an sich, und er kämpft wie ein Satan. Verdammt, er jagt sogar mir Angst ein, also weiß Gott allein, wie er auf den Feind wirkt. Und etwas früher

heute Abend, Sire, hat ein englischer Bogenschütze einen Pfeil auf mein Tier geschossen. Er hat es mitten auf dem Brustpanzer getroffen. Der Bastard hat aus nicht mehr als dreißig oder vierzig Schritt Entfernung geschossen, aber mein Vieh lebt trotzdem noch. Der Kerl ist sogar mehr als lebendig, jetzt gerade macht der Glückliche einem Dorfmädchen ein Kind. Und wenn ein Mann auf vierzig Schritt Entfernung von einem englischen Pfeil getroffen wird und so unbeschadet überlebt, dass er ein paar Stunden später ein Mädchen besteigen kann, dann sollten wir alle etwas daraus lernen.»

Der König betastete die Pfeilspitze. Sie war einmal vier Zoll lang, glatt und scharf gewesen, doch nun war sie verformt und stumpf. Also hatte der Pfeil den Brustpanzer nicht durchbohrt. «Wir haben ein Sprichwort, Messire», sagte der König, «dass nämlich eine Schwalbe noch keinen Sommer macht.»

«Wir haben dasselbe Sprichwort, Sire. Aber seht Euch diesen Pfeil an!»

Der herrische Ton des Schotten reizte den König, dessen Jähzorn berüchtigt war, aber er hielt seinen Ärger im Zaum. Er fuhr mit dem Finger über die gestauchte Pfeilspitze. «Wollt Ihr mir sagen, dass er schlecht gemacht wurde?», fragte er. «Ein Pfeil. Euer Vieh hat einfach Glück gehabt.»

«Sie machen Tausende von Pfeilen, Sire», sagte Douglas. Er redete jetzt leise und eher ernst als einschüchternd. «Jede Grafschaft in England hat die Pflicht, soundso viele tausend Pfeile zu liefern. Einige Männer schneiden das Holz, andere bereiten die Pfeilschäfte vor, wieder andere sammeln die Gänsefedern, andere kochen den Leim, und die Schmiede machen die Pfeilspitzen. Hunderte von Schmieden, über das ganze Land verteilt, schmieden Tausende Pfeilspitzen, und all diese Dinge, die Schäfte, die Federn und die Spitzen, werden eingesammelt und nach London geschickt. Und wenn ich eines weiß, Sire, dann das: Wenn Ihr etwas in hunderttausendfacher Ausfertigung herstellt, dann wird es nicht so gut wie ein einzelner Gegenstand, den ein Handwerker anfertigt. Ihr esst von goldenen Tellern, Sire, und das sollt Ihr auch, aber Eure Untertanen essen von billigem Tongeschirr. Ihre Teller werden zu Tausenden gemacht, und sie zerbrechen leicht. Pfeile sind schwieriger zu machen als Schalen und Teller! Der Schmied muss einschätzen, wie viel Knochen er in die Esse gibt, und wer kann sicher sein, dass er das überhaupt tut?»

«Knochen?», fragte der König. Er war fasziniert von dem, was ihm Douglas erzählte. Stellten die Engländer wirklich auf diese Weise ihre Pfeile her? Sie verschossen in einer einzigen Schlacht Hunderttausende von Pfeilen, also mussten sie in gewaltigen Mengen hergestellt werden, und

das erforderte eindeutig Organisation. Er versuchte sich vorzustellen, wie so etwas in Frankreich durchgeführt würde, und seufzte angesichts der Unmöglichkeit dieses Gedankens. «Knochen?», fragte er noch einmal und bekreuzigte sich. «Das klingt nach Hexerei.»

«Wenn ihr in einer Esse Eisenerz schmelzt, Sire, erhaltet Ihr Eisen, aber wenn Ihr Knochen hinzufügt, erhaltet Ihr Stahl.»

«Das wusste ich nicht.»

«Es heißt, mit den Knochen einer Jungfrau bekommt man den besten Stahl.»

«Das scheint mir einleuchtend.»

«Und Jungfrauen sind Mangelware», sagte Douglas, «Eure Waffenschmiede dagegen, Sire, achten auf ihren Stahl. Sie machen gute Brustpanzer, gute Helme und gute Beinschienen. So gut, dass sie einen billigen englischen Pfeil aufhalten.»

Der König nickte. Er musste zugeben, dass der Schotte vernünftig argumentierte. «Denkt Ihr, dass wir zu viel Ehrfurcht vor den englischen Bogenschützen haben?»

«Ich denke, Sire, dass Euch die Engländer in Stücke reißen, wenn Ihr sie zu Pferd angreift. Aber wenn Ihr zu Fuß kämpft, Herr, werden die Pfeile an gutem Stahl abprallen. Sie können einen Schild durchbohren, aber keine Rüstung. Da könnten sie ebenso gut Steine auf uns werfen.»

Der König starrte den Pfeil an. Bei Crécy hatten die Franzosen, wie er wusste, zu Pferd angegriffen, und die Pferde waren zu Hunderten getötet worden, und in dem darauffolgenden Wirrwarr auf dem Schlachtfeld waren auch die Waffenknechte zu Hunderten gestorben. Die Engländer jedoch hatten zu Fuß gekämpft. Sie kämpften immer zu Fuß. Dafür waren sie berühmt. Sie waren in Schottland besiegt worden, Hunderte Engländer waren von schottischen Pikenieren niedergemacht worden, und das war das letzte Mal gewesen, bei dem sie zu Pferd angegriffen hatten. Dem König ging der Gedanke durch den Kopf, dass seine Gegner ihre Lektion gelernt hatten. Also musste er es auch. Die französischen Ritter waren davon überzeugt, dass es nur eine Art des Kampfes gab, vom Pferderücken aus. Gewiss war das die vornehmste Art des Kampfes: die prächtige, furchterregende Art – Männer und Metall und Pferde in einer Einheit; doch der gesunde Menschenverstand sagte, dass Douglas recht hatte. Die Pferde würden im Pfeilhagel untergehen. Der König fuhr erneut über die verbogene Pfeilspitze. Also zu Fuß kämpfen? Tun, was die Engländer taten? Und dann würden die Pfeile versagen? «Ich werde über Eure Worte nachdenken, Messire», erklärte er Douglas und reichte ihm den Pfeil zurück, «und Dank für Euren Rat.»

«Behaltet den Pfeil, Sire», sagte Douglas, «und erringt diesen großen Sieg morgen.»

Der König schüttelte sofort den Kopf. «Nicht morgen, nein! Morgen ist Sonntag. Die *Treuga Dei*, die Waffenruhe Gottes. Die Kardinäle haben versprochen, mit dem Prinzen zu verhandeln, damit er unseren Forderungen nachgibt.» Er warf einen flüchtigen Blick nordwärts. «Falls die Engländer überhaupt noch dort sind.»

Der Lord of Douglas beherrschte seinen Drang, sich über die Vorstellung einer heiligen Waffenruhe am Sonntag lustig zu machen. Was ihn betraf, war ein Tag so gut wie jeder andere, um Engländer zu töten, aber er spürte, dass er den König von der Verwundbarkeit des Gegners überzeugt hatte, also hatte es keinen Sinn, den Mann gegen sich aufzubringen. «Aber wenn Ihr diesen großen Sieg erringt, Sire», sagte er, «und Eure Gefangenen nach Paris bringt, dann nehmt auch diesen Pfeil mit und behaltet ihn zur Erinnerung daran, dass die Engländer ihr Vertrauen auf eine unwirksame Waffe gesetzt haben.» Er unterbrach sich, dann ließ er eine Verbeugung folgen. «Ich wünsche Euch eine gute Nacht, Sire.»

Der König sagte nichts. Wieder und wieder drehte er den Pfeil zwischen seinen Händen.

Und er träumte davon, dass in ganz Paris der Jubel widerhallte.

Als es hell wurde, hing Nebel im Wald. Alles war grau. Rauch aus tausend Lagerfeuern verdichtete den Nebel,

durch den wie Geister Männer in Kettenhemden gingen. Ein Pferd riss sich von seinem Strick los und trabte zwischen den Eichen hindurch und dann den Hang hinunter Richtung Fluss. Die Hufschläge verloren sich im Dunst. Die Bogenschützen hielten die aufgerollten Sehnen in ihren Helmen oder in Beuteln trocken. Männer zogen Steine über die Kanten grauer Klingen. Es wurde nicht viel geredet. Zwei Diener scharrten mit den Füßen die Eicheln aus der Umgebung angepflockter Pferde. «Es ist merkwürdig», sagte Keane, «Ponys kann man Eicheln geben, aber Pferden nicht.»

«Ich hasse Eicheln», sagte Thomas.

«Sie vergiften die Pferde, aber Ponys nicht. Das habe ich nie verstanden.»

«Sie schmecken zu bitter.»

«Man kann sie in Fließwasser einweichen», sagte Keane, «und wenn das Wasser klar bleibt, sind sie nicht mehr bitter.»

Unzählige Eicheln knirschten unter ihren Füßen. In den Eichen hingen Misteln, doch als Thomas und Keane zum westlichen Ende des Waldes hingen, wurden die großen Eichen von Kastanien, Wildbirnen und Wacholder abgelöst. «Es heißt», sagte Thomas, «dass ein Pfeil aus Mistel unfehlbar ist.»

«Wie in Gottes Namen soll man aus Misteln einen Pfeil machen? Die bestehen doch aus nichts weiter als einem

dünnen Zweigbündel.»

«Der Pfeil wäre vermutlich sehr kurz.»

Die beiden Hunde liefen ihnen mit der Schnauze am Boden voraus. «Die werden nie hungern», sagte Keane.

«Fütterst du sie?»

«Sie füttern sich selbst. Sie jagen Hunde.»

Sie traten aus dem Wald, überquerten einen Streifen Wiese und gelangten dorthin, wo der Hügel steil zum Flusstal hin abfiel. Der Fluss verbarg sich im Nebel. Dort unten standen irgendwo die Fuhrwerke der Armee, sie waren auf dem Weg zu einer Furt abgestellt worden. Baumkronen ragten über dem Nebel hinaus. Im Westen lag ein weiteres, viel flacheres Tal. In Dorset, dachte Thomas, würde man ein solches Tal ein Kar nennen. Die näher gelegene Talseite war für den Weinanbau terrassiert, die Talseite gegenüber war Ackerland, das zu einem weiten, flachen Plateau anstieg. Nichts rührte sich dort. «Sind da drüben die Franzosen?», fragte Keane, der Thomas' Blick gefolgt war.

«Das scheint niemand zu wissen. Aber in der Nähe sind sie jedenfalls.»

«Wirklich?»

«Hör genau hin.»

Sie schwiegen, und nach einer Weile hörten sie den fernen Klang einer Trompete. Die beiden Hunde stellten die Ohren auf und sahen mit starrem Blick nach Norden.

Wenn sie den Franzosen entkommen wollten, mussten sie über den Fluss. Er war nicht breit, aber er war tief, und um ihn zu überqueren, konnte die Armee nur die Brücke bei der Abtei oder eine Furt weiter im Westen nutzen, und eine solche Flussüberquerung würde sich lange hinziehen und den Franzosen eine Gelegenheit zum Angriff verschaffen, wenn die englische Armee erst zur Hälfte über den Fluss war. Also würde die Armee möglicherweise an Ort und Stelle bleiben. Niemand wusste es.

Sicher war allerdings, dass die Armee wenigstens eine Zeitlang ihr Lager beibehalten würde, denn Banner wurden auf dem Grasland aufgepflanzt, das sich am Rand des Hochwaldes auf dem Gipfel des langgestreckten Hügels hinzog. Die Banner standen von Süden bis Norden, und sie zeigten an, wo sich die Waffenknechte sammeln sollten. Die fernen Trompeten wurden nun eindringlicher geblasen, und ihr Klang lockte die Engländer und Gascogner aus dem Wald. Sie fragten sich, ob die Trompeten einen Angriff ankündigten. Das Löwenbanner des Earls of Warwick befand sich an der Südspitze des Hügels, und obwohl dies sein Platz war, ging Thomas weiter Richtung Norden. Das Kar lag zu seiner Linken. Der Hang des Kars war dort, wo der Hügel zum Fluss Miosson abfiel, äußerst steil, doch als Thomas und Keane weiter nordwärts gingen, wurde der Abhang immer sanfter, und als Thomas bei dem großen Banner mit den Federn des Prince of Wales ankam, war der

Hang zu seiner Linken langgestreckt und flach. Dennoch hätten die Franzosen auch bei einem Angriff von dem Plateau des Hügels aus keine leichte Aufgabe vor sich. Der langgestreckte Hang wurde von Rebzeilen gekreuzt. Die Weinreben waren mit Weidenschösslingen an Hanfschnüren hochgebunden, die zwischen Pflöcken aus Kastanienästen gespannt waren. Noch schwieriger wurde es dadurch, dass sich die dickste Hecke, die Thomas je gesehen hatte, über den Hang zog, eine Hecke, die zehn oder zwölf Fuß breit sein mochte, ein undurchdringliches Dickicht aus Dornengestrüpp und Baumschösslingen. In der Hecke waren zwei breite Lücken, in denen Karren tiefe Räderspuren in die Erde gegraben hatten, und nun sammelten sich Bogenschützen an den Seiten dieser Lücken. Die englischen Banner wehten etwa vierzig oder fünfzig Schritt hinter diesen Öffnungen der Hecke.

Keane beobachtete, wie sich die englische Armee sammelte. Reihen von Männern in Kettenrüstungen und Plattenpanzern. Reihen von Männern mit Streitäxten und Hämmern, mit Kriegsflegeln, Keulen, Schwertern und Lanzen. «Rechnen sie mit einem Angriff?», fragte er unruhig.

«Ich glaube nicht, dass irgendwer etwas Genaues weiß», sagte Thomas, «aber bis jetzt rührt sich nichts.»

Dann wurde erneut eine Trompete geblasen, viel näher dieses Mal. Die Bogenschützen, die auf dem Boden

gesessen hatten, standen auf, und einige spannten ihre Bögen. Sie steckten Pfeile in den Boden, damit sie schnell zur Hand waren und verschossen werden konnten.

«Das ist von dem Hügel dort gekommen», sagte Keane und sah zu dem breiten, oben abgeflachten Hügel im Westen hinüber.

Dort war nichts Auffälliges zu erkennen. Zwei Reiter mit dem Wappenrock des Prince of Wales galoppierten aus dem Wald bis zu einer der breiten Lücken in der Hecke und blickten westwärts. Inzwischen drängten sich die Waffenknechte unter den englischen Bannern, und Thomas wusste, dass er zum südlichen Ende der Linie zurückgehen sollte, wo der Hügel über dem Tal des Miosson aufragte, doch gerade als er sich umdrehte, erklang die Trompete erneut. Drei durchdringende Töne, jeder lang anhaltend, und als der dritte Ton verklungen war, erschien ein Reiter auf dem Hügelplateau im Westen. Er war eine halbe Meile entfernt, vielleicht auch etwas weiter, doch Thomas konnte erkennen, dass der Reiter eine farbenprächtige Tunika trug und sich aufrichtete, um einen dicken weißen Stab über seinem Kopf zu schwenken. «Ein Herold», sagte Thomas.

Eine Weile geschah nichts. «Bleibt er einfach dort stehen?», fragte Keane.

«Er wartet auf einen englischen Herold», riet Thomas, doch bevor einer der Herolde des Prinzen seinen französischen Amtsbruder treffen konnte, erschien eine

Reitergruppe auf der gegenüberliegenden Hügelkuppe. Sie trieben ihre Pferde den Abhang hinunter, auf die Rebzeilen zu. «Drei Kardinäle! », rief Thomas aus. Sechs der Reiter trugen Plattenharnische, aber die meisten waren Geistliche: Priester und Mönche in Schwarz, Braun oder Weiß, die von drei Männern in leuchtend roten Kardinalsgewändern angeführt wurden. Einer von ihnen war Bessières. Thomas erkannte die fette Gestalt des Mannes und bemitleidete das Pferd, das ihn tragen musste.

Bis auf einen blieben alle Reiter am tiefsten Punkt des Tales stehen, und ein Kardinal kam allein den Hang herauf. Er ritt über einen schmalen Pfad durch die Rebzeilen, beobachtet von Dutzenden Engländern und Gascognern, die sich in den breiten Öffnungen der Hecke drängten.

«Macht Platz! Macht Platz! », wurde hinter Thomas gerufen. Waffenknechte im königlichen Rock schoben sich durch die Menge, um einen Durchgang für den Prince of Wales frei zu machen. Männer sanken auf die Knie.

Der Prinz ritt einen grauen Hengst, trug über einem Kettenhemd einen Waffenrock mit seinem Wappen und einen Helm, um den ein goldener Kronreif lief. Er runzelte erstaunt die Stirn, als der Kardinal näher kam. «Heute ist Sonntag, nicht wahr?», fragte er laut.

«Ja, Sire.»

«Vielleicht kommt er, um uns seinen Segen zu erteilen, Männer! »

Gelächter. Der Prinz, der vermeiden wollte, dass der Kardinal zu viel von dem sah, was hinter der Hecke lag, ließ sein Pferd einige Schritt weiter nach vorn gehen. Dann wartete er, die Hand auf dem vergoldeten Heft seines Schwertes. «Erkennt ihn jemand?», rief er.

«Das ist Talleyrand», knurrte einer der älteren Begleiter des Prinzen.

«Hélie de Talleyrand-Périgord?», fragte der Prinz überrascht.

«Derselbe, Sire.»

«Wir fühlen uns geehrt», sagte der Prinz sarkastisch. «Steht auf!», rief er den Männern hinter sich zu. «Wir wollen nicht, dass der Kardinal denkt, wir würden ihm huldigen.»

«Könnte ihm so passen, dass wir ihm huldigen», knurrte der Earl of Warwick.

Der Kardinal zügelte seine Stute. Das Zaumzeug des Pferdes war aus rotem Leder mit Silberbesatz. Die scharlachrote Satteldecke hatte einen goldenen Fransensaum, der Sattelknauf und der Hinterzwiesel waren in Gold eingefasst. Hélie de Talleyrand-Périgord war der reichste Geistliche von ganz Frankreich. Im Adelsstand geboren, hatte er sich die Bescheidenheitslehre seiner Kirche nie zu Herzen genommen, allerdings verbeugte er sich tief und respektvoll in seinem Sattel, als er den wartenden Prinzen erreichte. «Euer Hoheit», sagte er.

«Euer Eminenz», gab der Prinz zurück.

Talleyrand warf einen Blick auf die Bogenschützen und Waffenknechte, und sie erwiderten den Blick. Sie hatten einen großen, hageren Mann mit hochmütigen braunen Augen vor sich. Er beugte sich vor und klopfte seinem Pferd den Hals. Über seinem roten Handschuh trug er einen breiten Goldring mit einem funkelnden Rubin. «Euer Hoheit», wiederholte er, «ich komme mit einem Anliegen.»

Der Prinz zuckte mit den Schultern, sagte jedoch nichts.

Kardinal de Talleyrand blickte zum Himmel auf, als warte er auf eine Eingebung, und als er den Prinzen wieder ansah, hatte er Tränen in den Augen. Er breitete die Arme aus. «Ich bitte Euch, mich anzuhören, Sire. Ich flehe Euch an, meinen Worten Gehör zu schenken! »

Er hatte dorthin geschaut, wo die Sonne durch eine dünne Wolkendecke schien, dachte Thomas, damit seine Augen tränten.

«Das ist nicht der rechte Augenblick für eine Predigt! », sagte der Prinz schroff. «Sagt, was Ihr zu sagen habt, und tut es schnell.»

Der Kardinal zuckte bei dem Ton des Prinzen zusammen, doch dann setzte er seine sorgenvolle Miene wieder auf, sah dem Prinzen in die Augen und erklärte, dass eine Schlacht die sündhafte Vergeudung menschlichen Lebens sei. «Hunderte müssen sterben, Sire, Hunderte werden sterben, und sie werden fern von der Heimat sterben und

in ungeweihter Erde bestattet. Seid Ihr diesen weiten Weg gegangen, damit Euer Lohn ein flaches Grab in Frankreich ist? Denn Ihr seid in Gefahr, Euer Hoheit, in schrecklicher Gefahr! Die Streitmacht Frankreichs ist nahe, und sie ist Euch überlegen! Sie wird Euch vernichten, und ich bitte Euch, ich bitte Euch, Sire, mir zu erlauben, nach einer anderen Lösung zu suchen. Ich verspreche Euch, Sire, beim Kreuze Christi und der Seligen Jungfrau, dass ich alles tun werde, was in meiner Macht steht, um Eure Wünsche zu erfüllen! Ich spreche für die Kirche, für den Heiligen Vater, für Gott selbst, der hier keine Männer sterben sehen will. Lasst uns verhandeln, Sire. Lasst uns gemeinsam Platz nehmen und vernünftig reden. Heute ist Sonntag, kein Tag für ein Gemetzel, sondern ein Tag, an dem Männer guten Willens miteinander sprechen sollten. Im Namen des lebendigen Gottes bitte ich Euch darum, Sire.»

Der Prinz erwiderte nichts. Durch die englischen Reihen lief ein Murmeln, als die Männer übersetzten, was der Kardinal gesagt hatte. Mit erhobener Hand forderte der Prinz Ruhe, dann sah er den Kardinal einfach nur sehr lange schweigend an. Schließlich zuckte er mit den Schultern. «Ihr sprecht für Frankreich, Euer Eminenz?»

«Nein, Sire. Ich spreche für die Kirche und den Heiligen Vater. Der Heilige Vater wünscht Frieden, ich schwöre es im Namen Gottes. Er hat mich angefleht, das Blutvergießen zu

verhindern, diesen sinnlosen Krieg zu beenden und Frieden zu schließen.»

«Und will unser Gegner die Waffenruhe für den heutigen Tag einhalten?»

«Das hat König Jean versprochen», sagte Talleyrand. «Er hat geschworen, diesen Tag der Kirche zu schenken, weil er die andächtige Hoffnung hegt, dass wir einen immerwährenden Frieden schließen können.»

Der Prinz nickte und schwieg erneut für eine ganze Weile. Die hohen Wolken zogen ab und enthüllten die Sonne, die an einem blassen Himmel strahlte und einen warmen Tag verhieß. «Ich werde die Waffenruhe am heutigen Tag einhalten», sagte der Prinz schließlich, «und Gesandte zu Verhandlungen mit Euch schicken. Sie können dort reden.» Er deutete an den Fuß des Abhangs, wo die anderen Geistlichen warteten. «Aber die Waffenruhe gilt nur für heute», fügte der Prinz hinzu.

«Dann spreche ich über diesen Tag die Waffenruhe Gottes aus», sagte Talleyrand großartig. Es folgte eine unbehagliche Pause, als wüsste er nicht, was er noch sagen sollte, aber dann nickte er dem Prinzen nur zu, ließ sein Pferd umdrehen und ritt den langen, sonnenbeschienenen Hang hinunter.

Und der Prinz stieß einen erleichterten Seufzer aus.

Dreizehn

Waffenruhe Gottes», sagte Sir Reginald Cobham säuerlich.

«Sie werden sich daran halten, oder?», fragte Thomas.

«Oh, das werden sie. Sie hätten am liebsten die gesamte nächste Woche eine Waffenruhe Gottes», sagte Sir Reginald, «das würde den Bastarden unglaublich gefallen.» Er trieb sein Pferd den Hang zum Miosson hinunter. Der Nebel hatte sich in der Septembersonne aufgelöst, sodass Thomas die Flussschlaufen im Tal sehen konnte. Es war ein kleiner Fluss, der an keiner Stelle breiter als etwa dreißig Fuß war, doch als er Sir Reginald den steilen Hügel hinab folgte, sah er, wie sumpfig der Talgrund war, was darauf hinwies, dass der Fluss oft über die Ufer trat. «Sie wollen, dass wir hierbleiben und unsere Vorräte aufbrauchen», sagte Sir Reginald, «dann sind wir hungrig, durstig und verwundbar. Was wir auch jetzt schon sind. Nichts zu essen, kein Wasser auf dem Hügel, und sie sind in der Überzahl.»

«Bei Crécy waren sie auch in der Überzahl», sagte Thomas.

«Was es nicht besser macht», sagte Sir Reginald. Er hatte Thomas mit einem knappen «Mit Euch wird es gehen. Holt Euer Pferd und ein halbes Dutzend Bogenschützen» zu sich

befohlen und ihn dann zum südlichsten Ende der englischen Linie geführt, wo das Banner des Earls of Warwick in der leichten Brise wehte. Von dort aus führte Sir Reginald Thomas und seine Bogenschützen den steilen Abhang hinunter in das sumpfige Tal des Miosson. Der englische Gepäcktross, eine Menge von Karren und Fuhrwerken, war unter Bäumen abgestellt worden. «Sie könnten die Brücke über den Fluss nehmen», erklärte Sir Reginald und deutete nach Osten in Richtung des Klosters, das von den hohen Bäumen verdeckt wurde, die in der fruchtbaren Erde der Flussaue wuchsen, «aber die Dorfstraßen sind eng, und Ihr könnt Euren letzten Penny darauf wetten, dass irgendein verdammter Tölpel ein Wagenrad an eine Hausecke fährt, sodass es bricht. Es wird schneller gehen, wenn sie hier die Furt nehmen. Und darum geht es jetzt. Wir stellen fest, ob die Furt passierbar ist.»

«Weil wir uns zurückziehen?»

«Das hätte der Prinz gern. Er hätte gern, dass wir über den Fluss und so schnell wie möglich in den Süden kommen. Er hätte gern, dass wir uns Flügel wachsen lassen und nach Bordeaux fliegen.» Sir Reginald hielt dicht am Fluss, drehte sich um und sah Thomas' sechs Bogenschützen an. «Also gut, Männer, bleibt einfach hier. Wenn sich irgendein verdammter Franzmann nähert, pfeift

ihr laut. Ihr schießt nicht. Nur ein lauter Pfiff, aber sorgt dafür, dass eure Bögen gespannt sind.»

Ein erhöhter Weg verlief in einer Kurve über das morastige Gelände. Der Damm war fest und zerfurcht, was zeigte, dass der Weg von Karren benutzt wurde, die dort in die Furt rollten, wo beide Pferde jetzt zum Trinken stehen blieben. Sir Reginald ließ seinem Pferd Zeit, um seinen Durst zu löschen, dann ritt er in die Mitte des Flusses. «Planscht ein bisschen herum», sagte er zu Thomas. Er ließ die Pferde den Grund des Flusses erkunden, suchte nach einer tückischen Senke oder einer sumpfigen Stelle, in denen sich ein Fuhrwerk festfahren konnte, aber die Pferde fanden überall sicheren Stand.

«Sir! », rief Sam, und Sir Reginald drehte sich im Sattel um.

Ein Dutzend Reiter beobachtete sie von dem Wald auf halber Höhe des westlich gelegenen Hügels aus. Die Männer trugen Rüstung und Helm. Drei hatten Wappenröcke, waren aber zu weit entfernt, als dass man das Wappen hätte erkennen können. Einer hielt ein kleines Banner, das sich rot gegen das grüne und herbstlich gelbe Laub der Bäume abhob.

«Das Champ d’Alexandre», sagte Sir Reginald, und als ihn Thomas fragend ansah, deutete er auf den abgeflachten Hügel im Westen. «So heißt er bei den Leuten hier in der Gegend, das Alexanderfeld, und ich schätze, dass diese

Bastarde den gesamten verdammten Hügel auskundschaften.» Die Franzosen, denn es mussten Franzosen sein, wenn sie auf dem westlichen Hügel waren, befanden sich ein gutes Stück außerhalb der Schussweite von Thomas’ Bogenschützen. Thomas fragte sich, ob sie die Bogenschützen überhaupt gesehen hatten, die sich im Schatten der Weiden hielten, die nahe an der Furt standen. «Ich will keine zwei Dutzend Männer hierherbringen», sagte Sir Reginald, «weil ich nicht will, dass die Bastarde denken, wir würden uns für die Furt interessieren. Und vor allem will ich nicht, dass sie unsere Fuhrwerke sehen.» Diese Fuhrwerke standen auf der Nordseite des Miossons, außer Sicht vom Champ d’Alexandre durch den hohen Hügelrücken, auf dem der Wald von Nouaillé wuchs und wo der Prinz seine Kampflinie aufgestellt hatte. Sir Reginald betrachtete die Franzosen stirnrunzelnd, die ihrerseits die zwei Reiter in dem Fluss beobachteten. «Wir haben zwar eine Waffenruhe», fuhr Sir Reginald fort, «aber sie könnten sich trotzdem von uns in Versuchung führen lassen.»

Die Franzosen waren tatsächlich in Versuchung. Ihre Aufgabe bestand darin, die englische Stellung zu erforschen, und soweit sie sahen, befanden sich die beiden Reiter weit von den übrigen Truppen des Prinzen entfernt, und deshalb ritten sie weiter; es war kein Angriff, sie kamen nur langsam und gezielt auf den Fluss zu. «Sie wollen anscheinend einen kleinen Schwatz mit uns abhalten»,

sagte Sir Reginald säuerlich. «Wie gut sind Eure Bogenschützen?»

«So gut wie alle anderen.»

«Männer! Macht ein paar Zielübungen! Schießt ein paar Bäume tot, klar? Zielt nicht auf die Männer oder Pferde, aber jagt den Bastarden einen Schreck ein.»

Die Franzosen hatten sich in zwei Kolonnen geteilt, kamen jetzt schneller den Hügel herab, suchten sich ihren Weg zwischen den dichtstehenden Bäumen und duckten sich unter niedrigen Ästen hindurch. Sam schoss den ersten Pfeil. Die Befiederung flimmerte weiß vor dem Laubwerk, dann bohrte sich der Pfeil in den Stamm einer Eiche. Fünf weitere Pfeile folgten. Einer streifte einen Ast und trudelte zu Boden, die anderen bohrten sich tief in Baumrinden, einer davon nur zwei Schritt von einem Franzosen entfernt.

Der schlagartig sein Pferd zügelte.

«Noch einen Schuss jeder!», rief Sir Reginald. «Zielt nur ein paar Schritt vor sie, Männer. Lasst sie wissen, dass ihr da seid und sie töten wollt!»

Die Bögen schossen erneut, die Pfeile jagten durch die Luft, trafen mit erschreckender Gewalt auf die Bäume, und die Franzosen kehrten um. Einer winkte Sir Reginald leutselig zu, und er winkte zurück. «Gott sei für die Bogenschützen gedankt», sagte er. Dann beobachtete er die Franzosen, bis sie den Hügel hinauf und außer Sicht waren.

«Sam», rief Thomas, «holt die Pfeile zurück.» Er hatte seine Männer mit neuen Pfeilen aus dem Tross des Prinzen versorgt, aber Pfeile konnte man nie genug haben.

«Ich will, dass Ihr hierbleibt», sagte Sir Reginald. «Die ganze Nacht. Ich schicke Euch den Rest Eurer Männer her. Habt Ihr einen Trompeter?»

«Nein.»

«Ich schicke einen. Bleibt hier und blast Alarm, wenn die Franzosen mit Verstärkung zurückkommen. Aber haltet sie auf, falls sie kommen. Wenn sie die Fuhrwerke so nah am Fluss entdecken, können sie sich denken, was wir vorhaben.»

«Den Rückzug?», fragte Thomas.

Sir Reginald zuckte mit den Schultern. «Ich weiß es nicht.» Er runzelte die Stirn und sah mit ausdrucksloser Miene nach Norden, als versuche er abzuschätzen, was der Gegner vorhatte. «Der Prinz denkt, dass wir weiterziehen sollten. Er hat Befehl gegeben, dass wir morgen früh als Erstes den Fluss überqueren und nach Süden marschieren, als hätten wir den Leibhaftigen auf den Fersen. Ein französischer Angriff würde uns natürlich davon abhalten, aber ich glaube nicht, dass sie beim Hellwerden angreifen. Sie brauchen wenigstens zwei Stunden, um ihre Armee aufzustellen, und ich will die Fuhrwerke weghaben, bevor sie überhaupt mitbekommen, dass sie hier waren, und dann kann der Rest unserer Armee über den Fluss, und wir

gewinnen einen Tagesmarsch.» Er trieb sein Pferd aus der Furt zurück auf den Damm über das sumpfige Gelände. «Aber wer weiß, was diese gottverdammten Kirchenleute vorschlagen? Hätten wir uns doch nur mit Lancaster zusammenschließen können, dann …» Er sprach den Gedanken nicht zu Ende aus.

«Lancaster?»

«Der Plan war, dass wir uns mit dem Earl of Lancaster zusammenschließen und einen Raubzug durch Nordfrankreich machen, aber wir sind nicht über die Loire gekommen. Und seitdem ist nichts gut gelaufen, und jetzt versuchen wir, in die Gascogne zurückzukommen, ohne dass uns die verfluchten Franzosen umbringen. Also, Ihr bleibt bis zum Hellwerden hier!»

Um einer Armee bei der Flucht zu helfen.

Der Captal de Buch führte zwanzig Waffenknechte nordwärts. Sie ritten an den Männern des Earls of Salisbury vorbei, die das nördliche Ende des Höhenrückens bewachten. Die meisten Männer des Earls waren hinter dem Ende der schützenden Hecke aufgestellt, und seine Bogenschützen waren damit beschäftigt, Gruben auszuheben und zu tarnen, damit sich die Pferde der Angreifer die Läufe brachen. Ein Bogenschütze führte ihn und seine Männer an den Gruben vorbei, und als sie die Fallen hinter sich hatten, drehte sich der Captal um und sah

die Kardinäle und Kirchenmänner, die versuchten, einen Friedensschluss zu vereinbaren. Jemand hatte Bänke auf das offene Feld unterhalb des Weinbergs gebracht, und die Männer saßen redend beisammen, während Herolde und Waffenknechte ein paar Schritt entfernt abwarteten. Es gab kein Zelt und keine Segeltuchüberdachung. Ein einziges Banner war hinter den Geistlichen aufgepflanzt worden. Es zeigte die gekreuzten Petrusschlüssel zum Zeichen dafür, dass ein päpstlicher Legat anwesend war.

«Worüber reden sie?», fragte ein Mann des Captals.

«Sie versuchen uns hinzuhalten», sagte der Captal, «sie wollen uns hier festsetzen. Sie wollen uns aushungern.»

«Ich habe gehört, dass der Papst sie geschickt hat. Vielleicht wollen sie ja wirklich Frieden.»

«Der Papst scheißt französische Haufen», sagte der Captal knapp, «und der einzige Frieden, den er will, ist, uns in seinem Nachttopf zu sehen.» Er drehte sich um und führte seine Gascogner den langen Abhang hinunter, der sanft Richtung Norden abfiel. Sie bewegten sich auf eine Mischlandschaft aus Wäldern, Weinbergen, Hecken und Hügeln zu, und irgendwo in diesem unübersichtlichen Gelände war die französische Armee, aber niemand wusste, wo genau oder wie groß sie war. Bestimmt war sie ganz in der Nähe. Das schloss der Captal aus dem Rauch der französischen Lagerfeuer, der nördlich am Himmel hing, aber der Prinz hatte ihn beauftragt herauszufinden, wo

genau das gegnerische Armeelager war und wie viele Männer es waren, also ritt er den Abhang hinunter und hielt sich im Schutz der Bäume. Weder er noch seine Männer saßen auf ihren großen Schlachtrössern, den geübten Kriegspferden, mit denen sie in die Schlacht zogen, sondern auf Rennern, schnellen, schlanken Pferden, die sie rasch aus einer Gefahrenzone bringen konnten. Die Männer trugen Kettenhemden, aber keine Plattenpanzer, sie hatten Helme und Schwerter, aber keine Schilde. Sie waren Gascogner, und das bedeutete, dass sie an den ständigen Kriegszustand gewöhnt waren, daran, französische Raubzüge abzuwehren oder selbst Raubzüge zu unternehmen. Sie ritten schweigend. Zu ihrer Linken verlief ein Karrenweg, aber sie benutzten ihn nicht, sondern hielten sich in der Deckung. Als sie den Fuß des Abhangs erreicht hatten, bewegten sie sich langsamer weiter, denn nun waren sie ein gutes Stück außerhalb der Schussweite englischer Bögen, und wenn die Franzosen Späher aufgestellt hatten, konnten sie überall in den Wäldern sein.

Der Captal befahl seinen Männern mit einer Geste, auszuschwärmen, und mit einer zweiten, weiterzureiten. Sie rückten sehr langsam vor, suchten in den Wäldern vor sich nach einer Bewegung, die einen versteckten Armbrustschützen verraten könnte. Sie ritten durch dichten Wald wieder hügelaufwärts, und immer noch war

vom Feind nichts zu sehen. Der Captal hielt an. Wurde er in eine Falle gelockt? Er hob die Hand, damit seine Männer warteten, schwang sich aus dem Sattel und ging allein zu Fuß weiter. Der Hang war nicht steil, und er sah die Hügelkuppe nicht weit vor sich. Das wäre ein sehr guter Posten für einen Späher. Er bewegte sich leise, verstohlen, suchte mit den Blicken nach einem erschreckt aufflatternden Vogel, doch trotz all seiner Vorsicht spürte er, dass er allein war. Er musterte die Hügelkuppe einen Moment lang, dann ging er hinauf, und mit einem Mal hatte er einen weiten Ausblick nach Nordwesten.

Er kauerte sich nieder.

Das Hauptlager der Franzosen war nur eine halbe Meile entfernt, die Zelte standen dicht um ein Dorf und ein Herrenhaus, doch was ihn interessierte, war, dass er Männer nach Westen abrücken sah. Die Engländer konnten diese Männer von ihrem Hügel aus nicht sehen, aber der Captal sah, dass die französischen Truppen in einem Bogen nach Südwesten geführt wurden, um näher an den Fluss zu kommen. Sie rückten nicht in Kampfordnung vor, tatsächlich konnte er überhaupt keine Marschordnung erkennen, aber sie zogen eindeutig Richtung Westen. Auf den Captal wirkte es, als sei der Hügel mit dem flachen Plateau ihr Ziel, das Champ d’Alexandre. Er konnte sie nicht zählen, es waren zu viele, und es gab zu viele

Geländeeinschnitte. Siebenundachtzig Banner, fiel ihm wieder ein.

Er schob sich zurück, stand auf und ging zu seinem Pferd. Er stieg auf, ließ sein Pferd umdrehen und winkte seine Männer wieder Richtung Süden. Sie ritten jetzt schnell, sicher, dass sich kein Feind in Sichtweite oder Hörweite befand, und der Captal fragte sich, ob die Franzosen die Waffenruhe einhalten würden.

Aber zwei Dinge wusste er genau. Der Gegner bereitete sich auf einen Angriff vor, und der Angriff würde von Westen kommen.

Die Earls of Warwick und Suffolk kamen am späten Nachmittag zum Zelt des Prinzen zurück. Erschöpft setzten sie sich, dann tranken sie den Wein, den ein Diener brachte. Sämtliche Berater des Prinzen waren anwesend, alle warteten darauf, dass die Ergebnisse der langen Verhandlungen bekannt gegeben wurden.

«Die Bedingungen lauten wie folgt, Sire», sagte der Earl of Warwick ausdruckslos. «Wir müssen alles Land, alle Festungen und alle Städte zurückgeben, die wir in den letzten drei Jahren erobert haben. Wir müssen sämtliche Beute aus unserem Tross abliefern. Wir müssen alle Gefangenen, die wir hier oder in England haben, ohne weitere Lösegeldzahlungen freilassen. Und wir müssen den Franzosen eine Entschädigung von

sechsundsechzigtausend Pfund für die Zerstörungen bezahlen, die wir über die Jahre angerichtet haben.»

«Gütiger Gott», sagte der Prinz mit schwacher Stimme.

«Als Gegenleistung, Sire», nahm der Earl of Oxford den Faden auf, «erhält Eure Armee die Genehmigung, in die Gascogne zu ziehen, der König von Frankreich wird eine seiner Töchter mit Euch verloben, und sie wird die Comté d'Angoulême als Aussteuer mitbringen.»

«Sind seine Töchter schön?», fragte der Prinz.

«Schöner als ein mit toten Engländern übersäter Hügel, Sire», sagte der Earl of Warwick scharf. «Und das war noch nicht alles. Ihr und ganz England müssen schwören, für sieben Jahre nicht gegen Frankreich zu kämpfen.»

Der Prinz sah von einem Earl zum anderen, dann zum Captal, der an der Seite des Zeltes saß. «Ich möchte Euren Rat hören», sagte er.

Der Earl of Warwick verzog das Gesicht, als er seine Beine ausstreckte. «Sie sind weit in der Überzahl, Sire. Sir Reginald glaubt, dass wir uns beim Hellwerden über den Fluss davonmachen können und weg sind, bevor der Gegner etwas mitbekommt, aber daran habe ich zugegebenermaßen meine Zweifel. Diese Bastarde sind nicht dumm. Sie beobachten uns ganz bestimmt.»

«Und sie rücken nach Südwesten vor, Sire», warf der Captal ein. «Sie gehen sicher davon aus, dass wir

versuchen, über den Miosson zu kommen, und wollen uns diesen Ausweg unmöglich machen.»

«Und sie sind sich ihrer Sache sicher, Sire», sagte der Earl of Oxford.

«Weil sie in der Überzahl sind?»

«Weil unsere Männer müde, in der Unterzahl, hungrig und durstig sind. Und der fette Kardinal hat etwas Merkwürdiges gesagt. Er hat uns gewarnt. Er sagte, Gott hätte Frankreich ein Zeichen gesandt, und dieses Zeichen beweise, dass Er auf ihrer Seite ist. Ich habe ihn gefragt, was er damit meint, aber der fette Bastard hat mich nur selbstgefällig angeschaut.»

«Ich dachte, die Kardinäle sprechen für den Papst?»

«Der Papst», sagte Warwick verdrießlich, «ist in der Hand Frankreichs.»

«Und wenn wir morgen kämpfen?», fragte der Prinz.

Darauf folgte Stille. Dann zuckte der Earl of Warwick mit den Schultern und hob seine Hände, um eine Waage anzudeuten. Er hob und senkte sie abwechselnd. Die Sache konnte so oder so ausgehen, deutete er mit den Händen an, seine Miene aber drückte einzig und allein Pessimismus aus.

«Unsere Stellung ist sehr vorteilhaft», sagte der Earl of Salisbury, der die Truppen am nördlichen Ende des englischen Hügels befehligte, «aber was ist, wenn die Kampflinie nachgibt? Wir haben Gruben und Gräben

ausgehoben, die sie aufhalten werden, aber wir können nicht den ganzen verdammten Hügel umgraben. Und ich glaube, dass sie mindestens doppelt so viele Männer haben wie wir.»

«Und sie essen heute gut», sagte der Captal, «während unsere Männer Eicheln kochen.»

«Die Bedingungen für den Frieden sind hart», sagte der Prinz. Eine Pferdebremse landete auf seinem Bein, und er schlug wütend nach ihr.

«Sie fordern adelige Geiseln, Sire, damit die Erfüllung der Bedingungen abgesichert ist», sagte der Earl of Oxford.

«Adelige Geiseln», sagte der Prinz ausdruckslos.

«Adelige und Ritter, Sire», sagte der Earl, «was jeden Mann in diesem Zelt einschließt, fürchte ich.» Er nahm ein Pergament aus einem Beutel an seinem Schwertgürtel und streckte es dem Prinzen entgegen. «Das ist eine vorläufige Liste, Sire, aber sie werden zweifellos noch weitere Namen ergänzen.»

Der Prinz nickte, und ein Diener nahm die Liste und ließ sich auf ein Knie hinab, um sie seinem Herrn zu übergeben. Der Prinz verzog das Gesicht, als er die Namen las. «All unsere besten Ritter?»

«Einschließlich Eurer Königlichen Hoheit», sagte Oxford.

«Das sehe ich», sagte der Prinz. Stirnrunzelnd las er die Namen. «Sire Roland de Verrec? Der gehört doch sicher nicht zu unserer Armee.»

«Anscheinend doch, Sire.»
«Und ein Douglas? Sind die verrückt?»
«Sir Robert Douglas ist ebenfalls bei uns, Sire.»
«Ist er das? Zum Teufel, was hat ein Douglas bei uns verloren? Und wer in Gottes Namen ist Thomas Hookton?»
«Sir Thomas, Sire.» Sir Reginald äußerte sich zum ersten Mal. «Er war einer von Will Skeats Männern bei Crécy.»
«Ein Bogenschütze?»
«Inzwischen Vasall von Northampton, Sire. Ein nützlicher Mann.»
«Warum um Himmels willen schlägt Billy Bogenschützen zum Ritter?», fragte der Prinz gereizt. «Und warum zur Hölle wissen die Franzosen, dass er bei uns ist, und ich nicht?»
Niemand antwortete. Der Prinz ließ das Pergament auf den Teppich fallen. Was würde sein Vater tun? Aber Edward der Dritte, der gefürchtetste Kriegerkönig Europas, war im fernen England. Also musste der Prinz seine eigene Entscheidung treffen. Es stimmte, er hatte Berater und war klug genug, sie anzuhören, doch am Ende war es allein seine Entscheidung. Er stand auf, ging zum Zelteingang und starrte an den Bannern vorbei über den Wald, wo es im Westen langsam dunkel wurde. «Die Bedingungen sind hart», wiederholte er, «aber eine Niederlage wäre noch weitaus härter.» Er drehte sich um und sah den Earl of

Warwick an. «Handelt sie herunter, my Lord. Bietet die Hälfte dessen, was sie fordern.»

«Es ist wohl kaum eine Forderung, Sire, sondern ein Vorschlag der Kardinäle. Auch die Franzosen müssen die Bedingungen akzeptieren.»

«Das werden sie zweifellos tun», sagte der Prinz, «sie haben die Bedingungen schließlich diktiert! Sogar die Hälfte dessen, was sie wollen, bedeutet einen Sieg für sie! Gott! Sie bekommen alles!»

«Und wenn die Franzosen keine gemilderten Bedingungen akzeptieren, Sire? Was dann?»

Der Prinz seufzte. «Es ist besser, eine Geisel in Paris zu sein als eine Leiche in Poitiers», sagte er. «In Wahrheit ist es eine Kapitulation, oder nicht?»

«Nein, Sire», sagte der Earl of Warwick nachdrücklich. «Es ist ein Waffenstillstand und ein Abkommen.» Stirnrunzelnd versuchte er eine gute Nachricht unter all den schlechten zu entdecken. «Die Armee erhält die Erlaubnis, in die Gascogne abzurücken, Sire. Es werden keine Gefangenen gefordert.»

«Sind Geiseln keine Gefangenen?», fragte der Earl of Salisbury.

«Für Geiseln werden keine Lösegelder bezahlt. Wir werden ehrenhaft behandelt.»

«Ihr könnt es in Samt packen», sagte der Prinz unzufrieden, «und es in Parfüm tränken, es bleibt trotzdem

eine Kapitulation.» Doch er hatte keine andere Wahl. Soweit er es beurteilen konnte, hieß es Kapitulation oder blutige Niederlage.

Denn die Engländer waren besiegt.

Die Hellequin bewachten die Furt. Sire Roland de Verrec und Robbie Douglas waren mit den übrigen Männern des Earls of Warwick auf dem Hügel geblieben, doch alle anderen Männer von Thomas lagerten am Südufer des Flusses. Auf dem nördlichen Ufer standen Bogenschützen bereit, und auch Keane mit seinen Wolfshunden war dort. «Sie schlagen an, wenn sie Männer oder Pferde riechen», sagte er.

«Keine Feuer», hatte Thomas angeordnet. Sie sahen den Schimmer der englischen und gascognischen Feuer auf dem Hügel, und ein Abglanz an den Wolken im Nordwesten zeigte, wo die französische Armee die Nacht verbrachte, aber Thomas ließ keine Feuer zu. Sir Reginald wollte die Aufmerksamkeit des Gegners nicht auf die Furt über den Miosson lenken, und deshalb zitterten die Waffenknechte und Bogenschützen in der kühlen Herbstnacht. Wolken verhüllten den Mond, nur manchmal tat sich eine Lücke auf, durch die helle Sterne blinkten. Eine Eule schrie, und Thomas bekreuzigte sich.

Irgendwann in der Nacht waren Huftritte aus der Dunkelheit zu hören. Die Wolfshunde erhoben sich

knurrend, dann aber rief eine leise Stimme: «Sir Thomas! Sir Thomas! »

«Ich bin hier.»

«Lieber Gott, ist das dunkel.» Es war Sir Reginald, der aus der Nacht auftauchte und sich aus dem Sattel gleiten ließ. «Guter Mann, keine Feuer. Irgendwelche Besucher?»

«Keine.»

«Wir vermuten, dass sie Männer auf diesen Hügel dort verlegt haben.» Er deutete auf den dunklen Umriss des Champs d'Alexandre. «Verflucht, sie müssen von der Furt hier wissen, sie müssen begriffen haben, dass wir entkommen wollen. Nur dass wir es womöglich doch nicht wollen.»

«Nicht?»

«Die Kirchenmänner haben Bedingungen genannt. Wir bezahlen diesen Bastarden von Franzosen ein Vermögen, geben alles Land zurück, das wir erobert haben, und versprechen gutes Benehmen für die nächsten sieben Jahre. Der Prinz hat angenommen.»

«Mein Gott», sagte Thomas leise.

«Ich bezweifle, dass der irgendetwas damit zu tun hat. Und wenn die Franzosen die Bedingungen annehmen? Dann liefern wir ihnen morgen Geiseln aus und schleichen uns.» Er klang empört. «Und Ihr seid eine der Geiseln.»

«Ich! »

«Euer Name steht auf der Liste.»

«Mein Gott», sagte Thomas noch einmal.

«Warum sollten die Franzosen Euch wohl haben wollen?»

«Kardinal Bessières will mich», sagte Thomas. «Ich habe seinen Bruder getötet.» Das war nicht der Augenblick, um über *La Malice* zu sprechen, und dass er den Bruder des Kardinals getötet hatte, war Erklärung genug.

«Seinen Bruder?»

«Mit einem Pfeil. Außerdem hatte es der Bastard verdient.»

«War er Geistlicher?»

«Oh Gott, nein, er war ein Schurke.»

Sir Reginald lachte in sich hinein. «Dann, Sir Thomas, lautet mein Rat, dass Ihr von hier wegreiten solltet, wenn die Waffenruhe verkündet wird.»

«Und woher weiß ich das?», fragte Thomas.

«Sieben Trompetenstöße. Langgezogene Töne, sieben Mal. Das bedeutet, dass es keine Schlacht gibt, bloß eine Demütigung.»

Thomas dachte über das letzte Wort nach. «Warum?», fragte er schließlich.

Er ahnte das Schulterzucken Sir Reginalds in der Dunkelheit mehr, als dass er es sah.

«Wenn wir kämpfen», sagte der erfahrenere Mann, «werden wir wahrscheinlich verlieren. Wir glauben, dass sie zehntausend Mann haben könnten, also sind wir stark in der Unterzahl, außerdem sind wir erschöpft, es gibt nichts

zu essen, und die Franzosen haben alles in Hülle und Fülle. Wenn wir kämpfen würden, hieße das, eine Menge guter Engländer und Gascogner zum Tod zu verurteilen, und das will der Prinz nicht auf dem Gewissen haben. Er ist ein guter Mann. Lässt sich vermutlich zu leicht von der Damenwelt ablenken, aber wer wollte einem Mann das zum Vorwurf machen?»

Thomas lächelte. «Ich kannte eine von seinen Damen.»

«Wirklich?», fragte Sir Reginald erstaunt. «Welche? Gott weiß, dass es da reichlich Auswahl gibt.»

«Sie hieß Jeanette. Die Comtesse d'Armorica.»

«Ihr kanntet sie?» Er klang immer noch überrascht.

«Ich frage mich oft, was aus ihr geworden ist.»

«Sie ist gestorben, Gott schenke ihrer Seele Frieden», sagte Sir Reginald niedergeschlagen, «sie und ihr Sohn. Die Pest.»

«Gütiger Gott», sagte Thomas und schlug das Kreuz.

«Wie habt Ihr sie kennengelernt?»

«Ich habe ihr geholfen», sagte Thomas vage.

«Jetzt erinnere ich mich! Es hieß, dass sie mit einem englischen Bogenschützen aus der Bretagne entkommen ist. Wart Ihr das?»

«Das ist lange her», sagte Thomas ausweichend.

«Sie war eine Schönheit», sagte Sir Reginald wehmütig. Er schwieg eine Zeitlang, und als er weitersprach, klang seine Stimme schroff. «Morgen wird entweder das eine

oder das andere geschehen, Sir Thomas. Entweder Ihr hört sieben Trompetenstöße, und wenn Ihr auch eine Funken Verstand habt, steigt Ihr aufs Pferd und reitet wie der Teufel, um Kardinal Bessières zu entkommen. Oder die Franzosen beschließen, dass sie mehr von einem Kampf haben, dann greifen sie an. Und falls das passiert, will ich den Gepäcktross über den Fluss haben. Die verdammten Franzosen brauchen normalerweise Stunden, um sich für die Schlacht bereit zu machen, also könnten wir Glück haben und weg sein, bevor sie es mitbekommen. Und um zu entkommen, brauchen wir diese Furt. Ihr werdet Unterstützung erhalten, wenn es hier zum Kampf kommt, aber Ihr wisst so gut wie ich, dass in der Schlacht nichts nach Plan läuft.»

«Wir halten die Furt», sagte Thomas.

«Und ich bitte Vater Richard, vorm Hellwerden herunterzukommen», sagte Sir Reginald, der wieder zu seinem Pferd ging.

«Vater Richard?»

Das Sattelleder knarrte, als Sir Reginald aufstieg. «Er ist einer der Kapläne des Earls of Warwick. Ihr wollt doch einen Gottesdienst hören, oder?»

«Wenn es einen Kampf gibt, ja», sagte Thomas und hielt Sir Reginald den Steigbügel. «Und was glaubt Ihr? Was wird morgen passieren?»

Sir Reginalds Pferd stampfte auf. Der Reiter hob sich als schwarze Silhouette vor dem Nachthimmel ab. «Ich glaube, wir kapitulieren», sagte Sir Reginald düster. «Gott helfe mir, aber das glaube ich.» Er ließ das Pferd umdrehen und ritt auf den Hügel zu.

«Könnt Ihr überhaupt Euren Weg sehen, Sir Reginald?», rief Thomas.

«Das Pferd kann es. Wenigstens einer von uns beiden muss ja ein bisschen Verstand haben.» Er schnalzte mit der Zunge, und das Pferd wurde schneller.

Die Nacht schien niemals enden zu wollen. Die Dunkelheit war inzwischen vollkommen und hatte wie so oft die Ahnung von Unheil und Verhängnis mitgebracht. Der Fluss rauschte laut durch die seichte Furt. «Du solltest versuchen zu schlafen.» Mit diesen Worten wurde Thomas von Genevieve überrascht. Sie war durch die Furt gewatet, um ihm auf dem Nordufer Gesellschaft zu leisten.

«Du auch.»

«Ich habe dir das hier mitgebracht.»

Thomas streckte die Hand aus und spürte den vertrauten Bogenstab. Das Holz fühlte sich glatt an. «Hast du ihn gewachst?», fragte er.

«Sam hat mir sein letztes Wollfett gegeben.»

Thomas ließ seine Hand an dem Bogenstab entlanggleiten. Bei seiner verdickten Mitte, wo der Pfeil anlag, bevor er von der Sehne auf seine tödliche Reise geschickt wurde, spürte

er die kleine Silberplakette mit dem eingravierten Fabeltier, das eine Schale hielt. Es war das Wappenzeichen der in Ungnade gefallenen Familie Vexille, seiner Familie. Würde ihn Gott dafür strafen, dass er den Gral ins Meer geschleudert hatte? «Du musst ja beinahe erfroren sein», sagte er.

«Ich habe meine Röcke geschürzt», sagte sie, «und die Furt ist nicht tief.» Sie setzte sich neben ihn und legte ihren Kopf an seine Schulter. Eine Zeitlang blickten sie schweigend in die Nacht. «Was geschieht morgen?», fragte sie dann.

«Es ist heute», sagte Thomas bedrückt. «Und es hängt von den Franzosen ab. Entweder nehmen sie die Bedingungen der Kirche an, oder sie beschließen, dass sie mehr gewinnen, wenn sie uns besiegen. Und wenn sie die Bedingungen annehmen, reiten wir nach Süden.» Er erzählte ihr nicht, dass sein Name auf der Liste der Männer stand, die als Geiseln ausgeliefert werden sollten. «Kümmere dich darum, dass die Pferde gesattelt sind. Keane wird dir helfen. Sie müssen vorm Hellwerden bereitstehen. Und wenn du sieben Trompetenstöße hörst, reiten wir. Und zwar schnell.»

Er spürte, dass sie nickte. «Und wenn die Trompete nicht geblasen wird?», fragte sie.

«Dann kommen die Franzosen, um uns umzubringen.»

«Wie viele sind es?»

Thomas zuckte mit den Schultern. «Sir Reginald glaubt, sie haben ungefähr zehntausend Mann. Niemand weiß es genau. Vielleicht sind es mehr, vielleicht weniger. Jedenfalls sind es viele.»

«Und wir haben?»

«Zweitausend Bogenschützen und viertausend Waffenknechte.»

Genevieve schwieg, und er nahm an, dass sie über die ungleiche Kräfteverteilung nachdachte. «Bertille betet», sagte sie.

«Ich vermute, das tun gerade eine Menge Leute.»

«Sie kniet vor dem Kreuz», sagte Genevieve.

«Dem Kreuz?»

«Hinter dem Bauernhof an der Weggabelung steht ein Wegekreuz. Sie sagt, dass sie die ganze Nacht dort um den Tod ihres Mannes beten wird. Glaubst du, dass Gott solche Gebete erhört?»

«Was glaubst du?»

«Ich glaube, dass uns Gott satthat.»

«Labrouillade wird nicht in der ersten Reihe kämpfen», sagte Thomas. «Er wird dafür sorgen, dass er andere Männer vor sich hat. Und wenn es schlecht läuft, ergibt er sich einfach. Er ist zu reich, um getötet zu werden.» Er streichelte ihr Gesicht, spürte den Lederflicken, den sie über dem verletzten Auge trug. Sie war blind auf diesem Auge, und es war milchweiß geworden. Er hatte ihr gesagt,

dass es sie nicht entstellte, und das dachte er wirklich, aber sie nicht. Er zog sie eng an sich.

«Ich wünschte, du wärst auch zu reich, um getötet zu werden», sagte sie.

«Das bin ich», sagte Thomas mit einem Lächeln. «Sie könnten ein Vermögen an Lösegeld für mich herausholen, aber das werden sie nicht.»

«Der Kardinal?»

«Er will nicht vergeben und vergessen. Er will mich bei lebendigem Leib verbrennen.»

Genevieve wollte ihn ermahnen, vorsichtig zu sein, aber das wären genauso vergeudete Worte wie Bertilles Gebete am Wegekreuz. «Was, glaubst du, wird passieren?», fragte sie stattdessen.

«Ich glaube, wir werden sieben Trompetenstöße hören», sagte Thomas.

Und dann würde er nach Süden reiten, als wären ihm sämtliche Dämonen der Hölle auf den Fersen.

König Jean und zwei seiner Söhne knieten nieder, um die Hostie zu empfangen, die der Leib Christi war. «*In nomine Patris, et Filii, et Spiritus Sancti*», intonierte der Bischof von Châlons. «Und möge Sankt Denis Euch schützen und behüten und Euch den Sieg bringen, so Gott will.»

«Amen», grummelte der König.

Prinz Charles, der Dauphin, stand auf und ging zum Fenster. Er drückte einen Fensterladen auf. «Es ist immer noch dunkel», sagte er.

«Nicht mehr lange», sagte der Lord of Douglas. «Man hört schon die ersten Vögel.»

«Lasst mich zu Prinz Edward zurückgehen», sagte Kardinal Talleyrand von einer Ecke des Raumes aus.

«Wozu?», fragte der König, der sich darüber ärgerte, dass ihn der Kardinal nicht mit Sire oder Euer Majestät ansprach.

«Um ihnen eine Waffenruhe für die ganze Zeit anzubieten, in der über die Bedingungen verhandelt wird.»

«Die Bedingungen sind klar», sagte der König, «und ich bin nicht geneigt, sie anzunehmen.»

«Ihr selbst habt sie vorgeschlagen, Sire», sagte Talleyrand respektvoll.

«Und die Engländer haben sie viel zu leicht akzeptiert. Daraus lässt sich schließen, dass sie Angst haben. Und dass sie Grund zur Angst haben.»

«Mit allem Respekt, Sire», schaltete sich Marschall Arnoul d'Audrehem ein. Er war fünfzig Jahre alt, kriegserfahren und auf der Hut vor den Bogenschützen in der gegnerischen Armee. «Jeder Tag, den sie länger auf diesem Hügel bleiben, Sire, schwächt sie. Jeder Tag steigert ihre Furcht.»

«Sie sind verängstigt und geschwächt», sagte Jean de Clermont, der zweite Marschall der französischen Armee. «Sie sind Schafe, die zur Schlachtbank geführt werden können.» Er lächelte seinen Marschallbruder spöttisch an. «Ihr habt Angst vor ihnen.»

«Wenn wir kämpfen», sagte d'Audrehem, «werdet Ihr den Arsch meines Pferdes vor Euch haben.»

«Genug!», zischte König Jean. Der König sah stirnrunzelnd einen Diener an, der mit einem Stapel Wappenröcke über dem Arm zu ihm kam. «Wie viele?»

«Siebzehn, Sire.»

«Gib sie an Männer aus dem Orden des Sterns aus.» Er drehte sich zum Fenster um und blickte zu dem schwachen Helligkeitsschimmer, der sich im Osten zeigte. Der König trug einen Wappenrock aus blauem Stoff, der mit goldenen Fleurs-de-Lys geschmückt war, und die siebzehn Wappenröcke, die der Diener über dem Arm trug, sahen ebenso aus. Falls es zur Schlacht käme, sollte der Gegner verwirrt werden und nicht erkennen, wer der König war, und die Männer aus dem Orden des Sterns gehörten zu den besten Kämpfern Frankreichs. Es war König Jeans eigener Ritterorden, eine Antwort auf den Hosenbandorden Englands, und heute würden die Ritter des Sterns ihren Monarchen beschützen. «Wenn die Engländer dumm genug sind, noch ein paar Tage länger auf dem Hügel zu akzeptieren, dann sei es», erklärte er Talleyrand.

«Also kann ich die Waffenruhe verlängern?», fragte der Kardinal.

«Stellt fest, was sie dazu sagen», erwiderte der König und winkte Talleyrand fort. «Wenn sie um Zeit bitten», erklärte er den übrigen Männern im Raum, «heißt es, dass sie gehörige Angst haben.»

«Ängstliche Männer sind leicht zu besiegen», stellte Marschall Clermont fest.

«Oh, wir werden sie besiegen», sagte König Jean und spürte einen Anflug von Unruhe aufgrund der Entscheidung, die er getroffen hatte.

«Wir kämpfen also, Sire?», fragte der Lord of Douglas. Er war verwirrt. Wollte der König wirklich kämpfen, oder wollte er die Waffenruhe verlängern? Sämtliche Männer im Raum waren die halbe Nacht wach gewesen, während ihnen Waffenmeister Lederwesten, Kettenhemden und Plattenrüstungen anlegten, und nun liebäugelte der König wieder mit der Vorstellung von einer Waffenruhe?

Der König runzelte die Stirn über diese Frage. Er schwieg. Er verlagerte sein Gewicht von einem Fuß auf den anderen und kratzte sich an der Nase, doch dann nickte er zögernd. «Wir kämpfen», sagte er.

«Dank sei Gott», murmelte Clermont.

Der Lord of Douglas ging auf ein Knie. «Dann, mit Eurer Erlaubnis, Sire, möchte ich mit Marschall d’Audrehem reiten.»

«Ihr?» Der König klang überrascht. «Ihr seid derjenige, der mir erklärt hat, wir sollen zu Fuß kämpfen!»

«Ich werde in der Tat zu Fuß kämpfen, Sire, und mir ein Vergnügen daraus machen, Eure Feinde zu blutigem Brei zu schlagen, aber davor möchte ich mit dem Marschall reiten.»

«Dann sei es», gab ihm der König statt. Fünfhundert Ritter hatten Pferde, die aufwendig mit Kettenrüstungen, Plattenpanzern und Leder gewappnet waren. Diese großen Schlachtrösser würden die Bogenschützen auf den englischen Flanken angreifen, und wenn die Reiter die Bogenschützen auseinandergetrieben und mit Kampfäxten, Schwertern und Lanzen niedergemacht hatten, würde der Rest der Armee zu Fuß vorrücken. «Wenn die Bogenschützen tot sind, werdet Ihr Euch Prinz Charles anschließen», befahl der König, an Douglas gewandt.

«Das ehrt mich, Sire, ich danke Euch.»

Der Dauphin Charles, gerade achtzehn Jahre alt, würde den ersten Vorstoß der französischen Waffenknechte befehligen. Ihre Aufgabe war es, hügelaufwärts vorzurücken, in die Kampflinie der Engländer und Gascogner einzubrechen und sie niederzumachen. Der Bruder des Königs, der Duc d’Orléans, befahl die zweite Angriffseinheit, während der König selbst zusammen mit seinem jüngsten Sohn die letzte Einheit führen würde. Drei

schwere Angriffe nacheinander, geführt von Prinzen und einem König, würden auf die Engländer zurollen.

«Gebt Befehl, dass alle Lanzen gekürzt werden», ordnete der König an. Männer, die zu Fuß kämpften, konnten keine langen Lanzen schwingen, also mussten diese auf ein handhabbares Maß gekürzt werden. «Und nun geht zu Euren Einheiten, Messires.»

Die Franzosen waren bereit. Die Banner flatterten. Der König war mit dem besten Stahl gepanzert, den Mailand hervorbringen konnte. Es hatte vier Stunden gedauert, dem König seinen Plattenpanzer anzulegen, von dem jedes Stück vom Bischof von Châlons gesegnet wurde, bevor die Waffenmeister das Rüstungsteil mit Riemen, Bändern oder Schnallen festmachten. Die Beine des Königs wurden von Beinschienen, Kniebuckeln und Schenkelstücken geschützt, und seine Stiefel waren mit überlappenden Stahlschuppen besetzt. Er trug ein Lederwams, in das Stahlstreifen eingearbeitet waren, und darüber, eng über ein Kettenhemd geschnallt, seine Brustplatte und den Rückenpanzer. Seine Arme wurden von Schulterstücken, Ober- und Unterarmschienen geschützt, und seine Hände steckten in Handschuhen, die ebenso wie die Stiefel mit Stahlschuppen besetzt waren. Sein Helm hatte ein schnauzenförmiges Visier und einen goldenen Kronreif, und über der Rüstung trug er den kurzen Wappenrock mit den goldenen Fleurs-de-Lys von Frankreich. Die Oriflamme war

bereit; die Franzosen waren bereit. Dies war ein Tag, um in die Geschichte einzugehen, der Tag, an dem Frankreich seine Gegner niedermachte.

Der Lord of Douglas hatte sich niedergekniet, um den Segen des Bischofs zu empfangen. Der Schotte wurde immer noch von dem Gedanken geplagt, der König könnte noch einmal seine Meinung ändern, doch er wagte keine Fragen zu stellen, denn er fürchtete, damit beim König neues Zögern auszulösen. Was Douglas allerdings nicht wusste, war, dass der König ein Zeichen des Himmels erhalten hatte. Während der Nacht, in der die Waffenmeister mit viel Aufregung gemessen und angepasst hatten, war Kardinal Bessières zum König gekommen. Ächzend vor Anstrengung war er auf die Knie gefallen und hatte zum König aufgeblickt. «Euer Majestät», hatte er gesagt und ihm auf beiden Händen eine rostige, schwach aussehende Klinge entgegengestreckt.

«Ihr gebt mir eine Bauernwaffe, Euer Eminenz?», hatte der König gesagt, verärgert, dass der fette Kardinal seine Vorbereitungen unterbrach. «Oder wollt Ihr, dass ich ein wenig Gerste schneide?», fragte er, denn das grobe Schwert, dessen Klinge an der Spitze breiter war als am Heft, sah aus wie ein grotesk verlängertes Heumesser.

«Es ist das heilige Petrusschwert, Euer Majestät», hatte der Kardinal gesagt, «das durch Gottes Vorsehung in Eure Hände gegeben wird, um Euren großen Sieg zu sichern.»

Der König hatte zuerst erschrocken, dann ungläubig gewirkt, aber der Ernst, mit dem Bessières gesprochen hatte, hatte ihn die Hand ausstrecken lassen. Zaghaft hatte er *La Malice* berührt, und dann ließ er seine Finger auf der schartigen Klinge liegen. «Wie könnt Ihr da sicher sein?»

«Ich bin sicher, Majestät. Die Mönche von Sankt Junien haben es bewacht, und sie haben es uns als Zeichen Gottes übergeben.»

«Es wurde viele lange Jahre vermisst», sagte der Bischof von Châlons ehrfürchtig, dann kniete er sich neben die Reliquie und küsste die Klinge.

«Also ist es echt?», hatte der König erstaunt gefragt.

«Es ist echt», hatte Bessières zurückgegeben, «und Gott hat es Euch gesandt. Dies ist das Schwert, das unseren Retter beschützt hat, und der Mann, der dieses Schwert besitzt, kann nicht besiegt werden.»

«Dann sollen Gott und Sankt Denis gepriesen sein», hatte der König gesagt, und er hatte das Schwert vom Kardinal genommen und es an seine Lippen geführt. Der Kardinal hatte ihn beobachtet und sein Behagen versteckt. Das Schwert würde den Sieg bringen, und der Sieg würde König Jean zum mächtigsten Monarchen der Christenheit erheben, und wenn der Papst starb, würde der König von Frankreich seine Überzeugungskraft mit den Stimmen der Männer vereinen, die Bessières' Kandidatur für den Heiligen Stuhl unterstützten. Der König schloss für einen

Moment die Augen und küsste die Klinge ein zweites Mal, bevor er sie zurück in die behandschuhten Hände des Kardinals legte.

«Mit der Erlaubnis Eurer Hoheit», hatte der Kardinal gesagt, «werde ich diese heilige Klinge einem verdienten Helden geben, damit er Eure Feinde niederschlagen kann.»

«Ihr habt meine Erlaubnis», hatte der König gesagt. «Gebt sie einem Mann, der guten Gebrauch davon macht!» Seine Stimme war fest, denn der Anblick der Klinge hatte ihm neues Selbstvertrauen eingeflößt. Er hatte ein Zeichen gewollt, einen Hinweis darauf, dass Gott Frankreich einen Sieg gewähren würde, und nun hatte er dieses Zeichen erhalten. Der Sieg war sein. Gott hatte es so bestimmt.

Doch jetzt, als die Dämmerung über den Horizont kroch, spürte der König seine alten Zweifel wiederkehren. War es klug zu kämpfen? Der englische Prinz hatte demütigende Bedingungen akzeptiert, sollte Frankreich also diese Bedingungen durchsetzen? Aber ein Sieg würde etwas Kostbareres bringen. Der Sieg würde sowohl Ruhm als auch Reichtum bringen. Der König schlug ein Kreuz und sagte sich, dass Gott Frankreich an diesem Tag Erfolg schenken würde. Heute, dachte er, wird Crécy gerächt werden.

«Was ist, wenn der Kardinal eine Waffenruhe vereinbart, Sire?», unterbrach d’Audrehem seine Gedanken.

«Was der Kardinal vereinbart, kümmert mich einen Furz», sagte König Jean.

Denn er hatte seine Wahl getroffen. Die Engländer saßen in der Falle, und er würde sie vernichten.

Hinter sich die anderen, trat er aus dem Haus in eine wolfsgraue Morgendämmerung. Er legte einen Arm um die Schulter seines jüngsten Sohnes, des vierzehnjährigen Philippe. «Heute, mein Sohn, wirst du an meiner Seite kämpfen», sagte er. Der Junge war ausgerüstet worden wie sein Vater, von Kopf bis Fuß in Stahl. «Und heute, mein Sohn, wirst du erleben, wie Gott und Sankt Denis Frankreich mit Ruhm überschütten.» Der König hob die Arme, sodass ihm der Waffenmeister einen breiten Schwertgürtel um die Mitte schnallen konnte. Ein Knappe hielt eine Streitaxt, deren Schaft mit umlaufenden goldenen Ringen geschmückt war, während ein Stallknecht einen schönen, grauen Hengst heranführte, auf den der König stieg. Er würde wie seine Männer zu Fuß kämpfen, doch nun, in dieser vielversprechenden Morgendämmerung, war es von Bedeutung, dass die Männer ihren König sehen konnten. Er schob das Helmvisier auf, dann zog er sein poliertes Schwert und hielt es hoch über seinen Helm mit dem blauen Federschmuck. «Tragt die Banner voran», befahl er, «und entrollt die Oriflamme.»

Denn Frankreich zog in den Kampf.

Der Prince of Wales hatte, ebenso wie der französische König, den größten Teil der Nacht damit verbracht, sich seine Rüstung anlegen zu lassen. Die Engländer hielten sich schon seit vierundzwanzig Stunden in der Schlachtordnung bereit, und nun, beim Hellwerden, begannen die Männer zu murren, denn sie waren durstig, hungrig, und sie fühlten sich unbehaglich. Sie wussten, dass eine Schlacht am Vortag unwahrscheinlich gewesen war; es war Sonntag gewesen, und die Kirchenmänner hatten eine Waffenruhe Gottes verkündet, doch die Engländer hatten, für den Fall, dass der heimtückische Gegner die Waffenruhe brach, dennoch in der Kampflinie abgewartet, aber nun war es Montag geworden. Gerüchte machten sich in der Armee breit. Die Franzosen hätten zwölftausend Mann, fünfzehntausend, zwanzigtausend. Der Prinz hätte sie den Franzosen ausgeliefert, oder der Prinz hätte eine Waffenruhe vereinbart, doch trotz aller Gerüchte wurden keine Befehle zur Aufhebung ihrer Ordnung erteilt. Sie warteten alle in der Kampflinie, bis auf diejenigen, die in den Wald gegangen waren, um sich zu erleichtern. Sie beobachteten die Hügelkuppe im Nordwesten, hielten nach dem Feind Ausschau, doch nichts rührte sich dort in der Dämmerung.

Priester gingen an der Linie entlang. Sie hielten Gottesdienste, teilten Brotkrumen an die Männer aus und spendeten ihnen die Absolution. Aus der Erde waren sie

genommen, und zu Erde würden sie wieder werden, und es war ein alter Aberglaube, vor der Schlacht Erde zu essen. Männer betasteten ihre Talismane, sie beteten zu ihren Schutzheiligen und machten die Witze, die Männer vor der Schlacht immer machen. «Lass dein Visier offen, John. Wenn die gottverdammten Franzosen dein Gesicht sehen, laufen sie weg wie die Hasen.» Sie sahen, wie das schwache Licht der Dämmerung heller wurde und die Farben in eine tote Welt zurückkehrten. Sie redeten über vergangene Schlachten. Sie versuchten, ihre Unruhe zu verbergen. Sie gingen oft pissen. Sie bekamen Durchfall. Sie wünschten, sie hätten Bier oder Wein. Ihre Münder waren trocken. Die Franzosen hatten vierundzwanzigtausend Mann, dreißigtausend, vierzigtausend! Sie beobachteten, wie ihre Befehlshaber zu einer Besprechung vor die Mitte der Kampflinie ritten. «Die haben kein Problem», knurrten sie. «Wer würde einen gottverdammten Prinzen oder Earl töten? Sie zahlen einfach nur das verfluchte Lösegeld und gehen zu ihren Huren zurück. Wir sind die gottverdammten Bastarde, die sterben müssen.» Männer dachten an ihre Frauen, Kinder, Huren, Mütter. Kleine Jungen trugen bündelweise Pfeile zu den Bogenschützen, die an den Flanken der Kampflinie standen.

Der Prinz musterte den Hügel im Westen und entdeckte keine Menschenseele. Schliefen die Franzosen? «Sind wir bereit?», fragte er Sir Reginald Cobham.

«Gebt den Befehl, Sire, und wir rücken vor.»

Was der Prinz vorhatte, war eines der schwierigsten Dinge, die ein Befehlshaber versuchen konnte. Er wollte entkommen, während der Feind in der Nähe war. Er hatte nichts von den Kardinälen gehört und musste annehmen, dass die Franzosen angreifen würden, also würden seine Truppen die Angreifer aufhalten müssen, während der Gepäcktross und die Vorhut den Miosson überquerten und abzogen. Wenn es ihm gelang, wenn er den Tross über den Fluss brachte und der Rückzug Schritt für Schritt weiterginge, konnte er einen ganzen Tagesmarsch gewinnen, doch die Gefahr, die schreckliche Gefahr, bestand darin, dass die Franzosen die Hälfte seiner Armee auf dem einen Flussufer in die Enge treiben und niederschlagen würden, um dann die andere Hälfte zu verfolgen und auch sie abzuschlachten. Für den Prinzen hieß es zugleich Kampf und Rückzug, Kampf und Rückzug, und dabei musste er den Gegner mit einer immer kleiner werdenden Anzahl Männer in Schach halten. Das Risiko war so hoch, dass er sich bekreuzigte, doch dann nickte er Sir Reginald Cobham zu. «Geht», sagte er, «sorgt dafür, dass sich der Gepäcktross in Bewegung setzt! » Die Entscheidung war getroffen; die Würfel waren gefallen. «Und Ihr, my Lord», er drehte sich zum Earl of Warwick um, «Eure Männer werden der Furt Deckung geben.»

«Das werden wir, Sire.»

«Dann sei Gott mit Euch.»

Der Earl und Sir Reginald galoppierten nach Süden, und der Prinz, prächtig anzusehen in seinen königlichen Farben auf seinem großen schwarzen Pferd, folgte ihnen langsam. Stahl umrahmte sein gutaussehendes Gesicht. Sein Helm war mit einem Kronreif und drei Straußenfedern geschmückt. Alle paar Schritt hielt er an und sprach mit den Männern, die sich schon so lange bereithielten. «Heute kommt es sicher zum Kampf! Und wir werden hier tun, was wir schon bei Crécy gemeinsam vollbracht haben! Gott ist auf unserer Seite; Sankt Georg wacht über uns! Und ihr werdet in der Kampflinie bleiben! Habt ihr gehört? Kein Mann bricht die Kampflinie auf! Selbst wenn ihr in den gegnerischen Reihen eine nackte Hure seht, bleibt ihr in der Kampflinie! Wenn ihr die Linie auflöst, wird uns der Gegner überwältigen! Bleibt in der Linie! Brecht die Linie nicht auf! Gehorcht Euren Befehlshabern! Bleibt zusammen, Schild an Schild. Lasst den Gegner auf uns zukommen. Brecht die Linie nicht auf!»

«Sire!» Ein Bote galoppierte von der Mitte der Linie heran, wo sich eine breite Lücke in der dicken Hecke befand. «Der Kardinal kommt!»

«Reite ihm entgegen, stell fest, was er will!», sagte der Prinz, dann drehte er sich wieder zu seinen Männern um. «Ihr bleibt in der Linie! Ihr bleibt bei eurem Nebenmann! Ihr verlasst nicht die Reihe! Ihr bleibt Schild an Schild!»

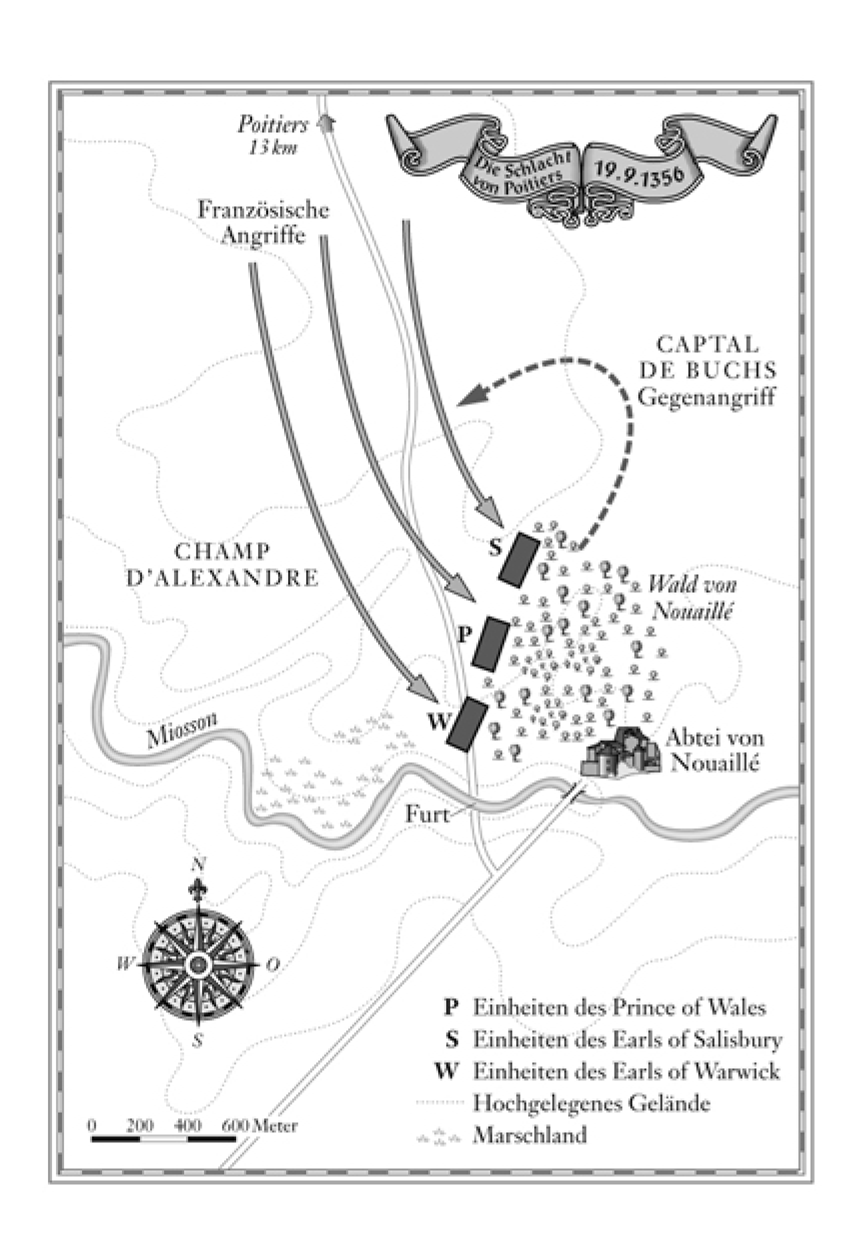
Dann brachte der Earl of Salisbury die Nachricht, dass der Kardinal weitere fünf Tage Waffenruhe anbot. «In fünf Tagen sind wir verhungert», gab der Prinz zurück. Der Armee war die Verpflegung für Männer und Pferde ausgegangen, und die Nähe des Gegners bedeutete, dass keine Versorgungstrupps in die Umgebung geschickt werden konnten. «Er tut nur, was der französische König von ihm verlangt hat», sagte der Prinz, «also erklärt ihm, dass er seine Gebete aufsagen und uns in Ruhe lassen soll. Wir sind jetzt in Gottes Hand.»

Die Mission der Kirche war gescheitert. Bogenschützen spannten ihre Waffen. Die Sonne war beinahe ganz über den Horizont aufgestiegen und der Himmel von einem blassen Schimmer erfüllt. «Bleibt in der Linie! Ihr werdet die Reihen nicht verlassen! Habt ihr gehört? Bleibt in der Kampflinie! »

Hinter dem Hügel bei dem Fluss, wo sich noch nächtliche Schatten hielten, bewegten sich die ersten Fuhrwerke auf die Furt zu.

Denn die Armee würde ausbrechen.

TEIL VIER



Poitiers
13 km
Die Schlacht von Poitiers
19.9.1356
Französische Angriffe
CAPTAL DE BUCHS Gegenangriff
CHAMP D'ALEXANDRE
S
P
W
Wald von Nouaillé
Abtei von Nouaillé
Miosson
Furt
N
W
O
S
P Einheiten des Prince of Wales
S Einheiten des Earls of Salisbury
W Einheiten des Earls of Warwick
Hochgelegenes Gelände
Marschland
0 200 400 600 Meter

Vierzehn

Die Achsen kreischten wie Schweine, die zu Winteranfang geschlachtet werden. Die Karren, Fuhrwerke und anderen Vehikel, von denen keins wie das andere aussah, schlingerten auf dem holprigen Weg, der am Nordufer des Flusses entlangführte. Die meisten waren hoch beladen, doch womit, war unmöglich zu sagen, denn über die Ladungen waren grobe Tuchplanen gespannt worden. «Beute», sagte Sam missbilligend.

«Ich frage mich, wie viele Klöster, Burgen und Kirchen ausgeraubt worden sind, um nur diesen einen großen Bauernwagen zu füllen», sagte Thomas, als er das erste Gefährt in die Furt rollen sah. Es wurde von vier mächtigen Pferden gezogen, und zu seiner Erleichterung kam der schwerfällige Wagen reibungslos über den Fluss, wobei das Wasser kaum bis an die beiden Achsen reichte.

«Sie haben nicht nur Beute bei den Reichen gemacht», sagte Sam, «sie nehmen alles! Spieße, Eggen, Mistgabeln, Kochkessel. Ich hätte nichts dagegen, wenn sie es nur von den Reichen holen würden, aber sie nehmen alles, was aus Metall ist.»

Ein Reiter, der den Wappenrock des Earls of Warwick trug, trabte an der Reihe der Karren und Wagen entlang.

«Schneller! », rief er.

«Jungfrau im Himmel», sagte Sam verärgert, «die armen Bastarde können nicht schneller! » Die Kutscher mussten die Fuhrwerke in einem Bogen in die Furt lenken, und das war für die größten Gefährte eine heikle Stelle. «Langsam und mit Bedacht, dann klappt es.»

Dutzende Frauen und Kinder gingen neben den Fuhrwerken. Sie gehörten zu den Mitläufern, die jede Armee anzog. Ein enormer Bauernwagen wurde von einer Frau gefahren. Sie selbst hatte ebenfalls einen enormen Umfang und einen Schopf widerspenstiger brauner Locken, auf dem eine Kappe saß wie ein kleiner Vogel in einem großen Nest. Zwei kleine Jungen hockten neben ihr, einer hielt ein Holzschwert in der Hand, der andere klammerte sich an die weiten Röcke seiner Mutter. Ihr Bauernwagen war hoch mit Beute beladen und mit Stoffbändern in allen Regenbogenfarben geschmückt. Sie grinste Thomas und Sam zu. «Er glaubt, die verfluchten Franzmänner sind uns auf den Fersen! », sagte sie und machte eine Kopfbewegung in Richtung des Reiters. Dann ließ sie über einem ihrer Leitpferde die Peitsche knallen, und der Wagen rollte in die Furt. «Hüa! Hüa! », schrie sie. «Seht zu, dass ihr nicht zurückbleibt, ihr Burschen», rief sie Thomas' Bogenschützen fröhlich zu, dann ließ sie die Zügel vorschnellen, sodass die vier Pferde ihr Gewicht ins

Geschirr legten und den Wagen am anderen Ufer aus der Furt zogen.

Einige der Frauen und Kinder fuhren auf leeren Karren, mit denen Proviant und Futter transportiert worden war, das die Armee inzwischen verbraucht hatte, während auf anderen Karren nur leere Fässer standen. Die Fässer hatten die kostbaren Pfeile enthalten. Es gab viele von diesen Wagen, und die Fässer erinnerten Thomas an seine Flucht aus Montpellier. «Weiter! », rief der Reiter. Er warf unruhige Blicke über die Schulter Richtung Norden auf das ansteigende Tal, das zwischen dem von England besetzten Hügel und dem Champ d'Alexandre lag.

Als Thomas seinem Blick folgte, sah er Banner auf dem englischen Hügel. Sie bewegten sich in seine Richtung, waren bislang aber kaum mehr als ein farbiges Aufblitzen auf der Hügelkuppe. Also war der Rückzug eingeleitet worden. Es hatte keine Trompetenstöße gegeben, keine sieben langen Töne. Stattdessen gab es einen Fluss zu überqueren und, so vermutete Thomas, einen langen Tag, an dem die Franzosen daran gehindert werden mussten, diese Überquerung zu stören.

«Trödelt nicht herum, zum Teufel! », schrie der Reiter erbost, weil ein schwerbeladener Karren an der Stelle angehalten hatte, wo der Weg die Kurve zur Furt beschrieb, er galoppierte neben die beiden Zugpferde und schlug einem von ihnen mit der flachen Seite seines

Schwerts auf die Kruppe. Das Pferd erschrak, stieg halb auf die Hinterbeine, wurde aber von dem Geschirr behindert. Das Tier taumelte nach rechts, zog das andere Pferd mit, und beide wollten durchgehen, der Kutscher zog mit aller Macht an den Zügeln, konnte jedoch nicht verhindern, dass der Wagen langsam über den Rand des Damms kippte. Die Pferde schrien. Mit einem lauten Krachen stürzte der ganze Karren seitlich um und blockierte die Furt. Erbeutete Kessel fielen scheppernd in den Morast. «Oh Gott!», kam es entsetzt von dem Reiter, der den Schlamassel verursacht hatte. Nur zwei Dutzend Fuhrwerke waren über den Miosson, und mindestens dreimal so viele steckten nun auf dem falschen Ufer fest.

«Oh Gott!», wiederholte Sam den Schrei des Reiters. Aber nicht, weil der Karren umgekippt war, sondern weil nun noch mehr Banner in Sicht waren. Doch diese Banner waren nicht auf dem Hügel. Sie waren in dem bewaldeten Tal zwischen den Hügeln, dem Tal, das immer noch im Schatten lag, weil die Sonne es noch nicht erreicht hatte, und zwischen den Bäumen waren Flaggen, und zwischen den Flaggen waren Reiter. Viele Reiter.

Die auf den Fluss zukamen.

Marschall d’Audrehem und der Lord of Douglas führten die schwerbewaffneten Reiter an, deren Aufgabe es war, die Bogenschützen auf der linken Flanke der englischen Armee

auszuschalten. Sie hatten dreihundertzwanzig Männer, alle erfahren und geachtet, alle imstande, sich einen Rossharnisch zu leisten, der einem englischen Pfeil widerstehen konnte. Die Schlachtrösser trugen Stirnschilde, einen metallenen Kopfschutz mit Augenlöchern, und ihre Brust war mit Leder, Kettenrüstungen und sogar Panzerplatten geschützt. Die Rüstung ließ die großen Pferde langsam, aber nahezu unverwundbar werden.

D’Audrehem und Douglas planten, durch das Tal und über den langgestreckten Hang hinauf in Richtung des Waldes von Nouaillé vorzurücken und dann um das Ende der Hecke zu schwenken, von der die gegnerischen Truppen verborgen und geschützt wurden. Einmal um die Hecke, würden sie die Schlachtrösser in den Galopp treiben und so in die Masse der englischen Bogenschützen einbrechen, die sie dort vermuteten. Sie rechneten mit tausend Bogenschützen. Und die großen Pferde würden ihre Reiter tief in die entsetzten Reihen tragen, wo sie mit Schwertern und Äxten auf die Gegner einschlagen würden. Sie würden die Bogenschützen niedermachen, sie zwingen, vom Schlachtfeld zu flüchten, und dann würden die Reiter zur französischen Linie zurückkehren, absteigen und die Sporen ablegen, und danach würden sie sich dem großen Angriff anschließen, der zu Fuß vorrücken würde, um in der Mitte der englischen Armee zuzuschlagen.

Das war der Schlachtplan: mit den schwergepanzerten Pferden die englischen Bogenschützen ausschalten, dann die Waffenknechte niedermachen; doch als d’Audrehem und Douglas ihre Männer über die Kuppe des westlichen Hügels geführt hatten, sahen sie die Spitzen englischer Banner hinter der Hecke, und diese Banner bewegten sich Richtung Süden.

«Was machen die Bastarde da?» D’Audrehem hatte die Frage an niemand Bestimmten gerichtet.

«Abhauen», antwortete Douglas dennoch.

Der Horizont im Osten leuchtete hell im Licht der aufgehenden Sonne, und der Wald hob sich vor dieser Helligkeit dunkel ab, dennoch waren die Banner vor den Bäumen zu sehen. Es waren ein Dutzend Flaggen, alle bewegten sich südwärts, und als d’Audrehem in diese Richtung sah, entdeckte er das Glitzern von Wasser in der Talsenke. «Die Bastarde gehen über den Fluss! », sagte er.

«Sie laufen davon», sagte Douglas.

Marschall d’Audrehem zögerte. Er war fünfzig Jahre alt und hatte beinahe sein gesamtes Erwachsenenleben als Soldat verbracht. Er hatte in Schottland gekämpft und dort gelernt, Engländer umzubringen, und dann in der Bretagne, der Normandie und bei Calais. Er kannte den Krieg. Wenn er nun zögerte, dann nicht weil er fürchtete, was geschehen könnte, sondern weil er erkannte, dass der Schlachtplan geändert werden musste.

«Da unten ist eine Furt», sagte ein Mann und deutete auf den glitzernden Fluss.

«Woher wisst Ihr das?»

«Ich bin keine drei Meilen von hier aufgewachsen, Sire.»

«Wir gehen zu der Furt», entschied d'Audrehem. Er ließ sein Pferd umdrehen, das eine Schabracke aus grauem Tuch mit den breiten blauen und weißen Schrägstreifen seines Wappens trug. Seinen Schild schmückten die gleichen strahlenden Farben, und auf seinem Visierhelm steckten eine weiße und eine blaue Feder. «Hier entlang! », rief er und führte die Reiter südwärts.

Das war einfacher, als das Tal zu durchqueren. Nun ritten sie hügelabwärts, statt die schweren Pferde den langen Hang des englisch besetzten Hügels hinauftreiben zu müssen. Sie ritten im Trab. Die Rossharnische rasselten und klirrten; die Hufe klangen dumpf auf der Erde. Einige Männer trugen Lanzen, die meisten aber hatten sich mit Schwertern bewaffnet. Sie ritten auf offenes Grasland, doch weiter voraus, wo das Tal abfiel und zum Miosson hin breiter wurde, waren Bäume, und hinter diesen Bäumen rechnete d'Audrehem mit Bogenschützen zur Bewachung der Furt.

Der Lord of Douglas ritt mit einem Dutzend seiner eigenen Schotten auf der rechten Seite. «Klappt eure Visiere herunter, wenn ihr einen Pfeil seht», ermahnte er sie, «und genießt das Töten! » Er jedenfalls würde es

genießen. Engländer zu töten, es war die bevorzugte Beschäftigung des Douglas-Clans, und Douglas fühlte, wie bei der Aussicht auf die bevorstehende Schlacht ein wildes Hochgefühl in ihm aufstieg. Er hatte befürchtet, die Einmischung der Kirchenmänner würde der englischen Armee eine Ausflucht verschaffen, doch die Verhandlungen waren gescheitert, und er konnte zur Vernichtung aufrufen. «Und denkt dran: Wenn ihr meinen verfluchten Neffen seht, dann lasst ihn leben!» Er bezweifelte, dass sie Robbie in dem Schlachtgetümmel entdecken würden, aber er wollte den Jungen trotzdem lebend haben. Er wollte ihn lebend haben und ihn dann leiden lasen. «Der kleine Bastard soll vor mir heulen.»

«Ich bringe ihn zum Heulen», sagte Sculley, «er wird heulen wie ein Säugling!»

Die Reiter wurden langsamer, als sie sich unter den niedrig hängenden Ästen der Bäume hindurchduckten. Immer noch keine Pfeile. Immer noch kein Gegner. Gott gebe, dass d'Audrehem recht hat, dachte Douglas. Ritten sie auf verlassenes Gebiet zu? Zogen sich die Engländer wirklich zurück? Oder jagten die Reiter einem Irrlicht hinterher? Der Hufschlag der Schlachtrösser klang nun anders, und Douglas erkannte, dass sie in sumpfiges Gelände ritten. Hier gab es Weiden und Erlen statt Eichen, grasbewachsene Erhebungen und grüne, schwammige Erde statt Laubmulch. Die Pferde sanken mit ihren

schweren Hufen tief in den Morast, aber sie bewegten sich weiter, und dann sahen sie den Fluss vor sich, ein helles Band in all der grünen Düsternis, und Douglas sah Männer, Männer und Fuhrwerke, und dort waren Bogenschützen!

Marschall d’Audrehem sah sie ebenfalls, und er sah, dass ein Fuhrwerk umgestürzt war und dass bei den Engländern Verwirrung herrschte und dass ein Pfeil durch die Luft zuckte. Er sah nicht, wohin er flog, aber der Pfeil sagte ihm, dass er die richtige Entscheidung getroffen und die Bogenschützen gefunden hatte. Mit einer heftigen Bewegung klappte er sein Helmvisier herunter, sodass seine Welt dunkel wurde, rammte seine Sporen zurück und griff an.

Weil Thomas’ Bogenschützen geübt und erfahren waren, wählten sie Fleischpfeile. Mit diesen Pfeilen wurden Pferde getötet, denn Pferde waren verletzlich, und jeder Bogenschütze wusste, dass man auf die Pferde zielen musste, wenn man einen Angriff Berittener niederschlagen wollte. So war Crécy gewonnen worden, und deshalb suchten sie unwillkürlich Fleischpfeile heraus, die dreieckige Spitzen hatten, Spitzen mit Widerhaken, und die zwei Pfeilkanten waren scharf wie ein Rasiermesser, bohrten sich durch Fleisch, zerschnitten Adern und durchtrennten Muskeln. Sie zogen die Bogensehnen bis zu

ihren Ohren zurück, wählten ihr Ziel und ließen den Pfeil abschnellen.

Die Bogenschützen zielten auf die Brust der Pferde, um die Fleischpfeile tief in die angestrengt arbeitenden Lungen zu treiben. Thomas wusste, was nun geschehen würde. Die Pferde würden taumeln und stürzen. Blutiger Schaum würde aus ihren Nüstern und Mäulern quellen. Männer würden schreien, wenn die sterbenden Pferde auf sie rollten. Andere Männer würden von den am Boden liegenden Pferden zu Fall gebracht, und immer noch würden die Pfeile niedergehen, unaufhörlich, und wild würden sie den weiß befiederten Tod bringen, angetrieben von Holz und Hanf, nur dass es nicht geschah.

Die Pfeile trafen. Die Pferde kamen weiter auf die Bogenschützen zu.

Männer riefen Warnungen. Kutscher sprangen von den Fuhrwerken und flohen über den Fluss. Der Reiter, der versucht hatte, den Rückzug zu beschleunigen, starrte ungläubig auf die angreifenden Franzosen. Die ersten Bogenschützen des Earls of Warwick kamen beim Fluss an, und ihre Ventenare brüllten ihnen zu, sie sollten mit dem Beschuss anfangen.

Immer weiter kamen die Franzosen heran. Inzwischen waren die Ersten von ihnen nur noch hundertfünfzig Schritt entfernt.

Thomas schoss einen zweiten Pfeil ab, beobachtete seinen Flug, sah ihn eine niedrige Kurve in der Luft beschreiben und mitten auf eine Schabracke mit blauen und weißen Schrägstreifen treffen, doch das Pferd kam nicht einmal aus dem Tritt, und Thomas sah weitere Pfeile, die sich in der gestreiften Schabracke verfingen. Sein Pfeil war genau ins Ziel geflogen, genau auf die Brust des Pferdes, und hatte dennoch nichts bewirkt. «Sie haben Harnische unter den Schabracken!», rief er seinen Männern zu. «Ahlspitzen! Ahlspitzen!» Er zog einen Pfeil mit Ahlspitze aus dem weichen Boden, in den er eine Handvoll Pfeile gesteckt hatte. Er spannte den Bogen, suchte nach einem Ziel, sah das rote Herz der Douglas auf einem Schild und schoss den Pfeil ab.

Die Pferde kamen immer näher.

Doch sie waren langsam. Das war kein Galopp, nicht einmal leichter Galopp. Die großen Schlachtrösser waren mit Kettenrüstungen und Plattenharnischen behängt, wurden von dicken Schurzen aus gekochtem Leder behindert, trugen Männer in voller Rüstung und mussten sich durch den sumpfigen Streifen am Fluss arbeiten. Der Morast ließ sie langsamer werden, das Gewicht ließ sie langsamer werden, und Thomas sah einen Pfeil am Knie des Reiters entlangstreifen und in die Kruppe des Pferdes treffen, und das Tier scheute vor Schmerz, also trug es nur an der Vorderseite einen Harnisch!

«Hellequin! Mir nach! », rief er. «Hellequin! Mir nach! »

Er raffte seine Pfeile zusammen und rannte nach links. Er rutschte im Morast des Sumpfstreifens aus und hastete weiter. Ich muss auf ihre Seite kommen, sagte er sich, ich muss auf ihre Seite kommen. «Mir nach! », rief er noch einmal und warf einen Blick über die Schulter, um festzustellen, ob ihm seine Männer folgten. «Lauft! », rief er und hoffte zu Gott, dass niemand glaubte, sie würden flüchten.

Nach vierzig oder vielleicht fünfzig Schritt steckte er seine Pfeile wieder in den Boden, nahm einen Fleischpfeil, legte ihn an, hob den Bogen und spannte die Sehne, zielte erneut auf das Pferd mit dem roten Herzen auf der farbenprächtigen Schabracke. Nun zielte er auf die Flanke des Pferdes, etwas hinter das Vorderbein und vor den Sattel. Er dachte nicht nach. Er sah dorthin, wo der Pfeil treffen sollte, und seine Muskeln gehorchten seinem Blick, seine zwei Finger ließen die Sehne los, und der Pfeil zuckte über den Sumpf und bohrte sich in das Pferd. Das Pferd bäumte sich auf, und nun flogen mehr Pfeile über das Marschland, endlich bohrten sich die Pfeile ins Ziel, und die Pferde stürzten. Die Bogenschützen des Earls of Warwick hatten verstanden, was zu tun war. Die Pferde des Gegners waren nur an der Vorderseite gerüstet und nicht an den Flanken oder der Kruppe. Ein Reiter in einem Wappenrock mit einem Geviert in Rot und Gelb und einem weißen Stern

in einer Ecke rief den Bogenschützen des Earls zu, sich Thomas’ Männern anzuschließen. «Geht auf die Flanke! Geht, Männer, geht, geht, geht! »

Die Franzosen waren dicht herangekommen. Ihre Visiere waren heruntergeklappt, sodass man ihre Gesichter nicht sehen konnte, aber Thomas sah, wo die Schabracken von den Sporen aufgerissen und mit Blut verschmiert waren. Sie trieben ihre Pferde weiter, und er schoss erneut, und dieses Mal traf die Ahlspitze ein Pferd zwischen die überlappenden Schuppen des Halsharnischs. Das Tier taumelte und ging in die Knie, und sein Reiter, der zwischen dem hohen Sattelknauf und dem Hinterzwiesel auf dem Sattel saß, versuchte verzweifelt, die Steigbügel abzuschütteln, bevor das Pferd auf die Seite fiel. Das Tier stand immer noch auf den Hinterbeinen, kippte dann nach vorn, und der Reiter fiel auf den Hals des Pferdes zu, als zwei Pfeile seinen Brustpanzer trafen. Einer der Pfeile wurde beim Aufprall zerdrückt, der andere durchbohrte die Rüstung, und der Mann wurde von der Wucht der Pfeilschüsse wieder nach hinten geworfen. Dann fiel er erneut nach vorn und wurde noch einmal getroffen. Ein paar Bogenschützen jubelten. Rückwärts und vorwärts zuckte der Mann, wurde so lange gequält, bis ein Waffenknecht mit dem Löwen von Warwick auf dem Wappenrock vortrat und dem Mann eine Axt in den Helm hieb, sodass das Blut aufspritzte. Ein Reiter versuchte, den

Engländer niederzustechen, doch nun hatte sich der Pfeilbeschuss von der Flanke auf die ungewappneten Seiten der Pferde verdichtet, und das Pferd des Angreifers wurde von drei Pfeilen in den Bauch getroffen, schrie, bäumte sich auf und ging durch.

«Mit Gott, tötet sie! Sankt Georg!» Der Reiter mit dem weißen Stern war dicht hinter Thomas. «Tötet sie!»

Und die Bogenschützen gehorchten. Sie waren von der Wirkungslosigkeit ihrer ersten Schüsse verunsichert worden, doch nun übten sie Rache. Jeder von ihnen konnte fünfzehn Pfeile in der Minute abschießen, und inzwischen waren über zweihundert Bogenschützen auf der französischen Flanke, und die Franzosen waren besiegt. Sämtliche Reiter an der Spitze waren zu Boden gegangen, ihre Pferde starben oder waren schon tot, und einige Pferde waren umgedreht und geflohen, hatten mit lautem Wiehern versucht, den schrecklichen Verletzungen am Fluss zu entgehen. Die Waffenknechte des Earls of Warwick rückten in den Tumult vor und schlugen mit Kriegshämmern und Streitäxten auf die heruntergefallenen Reiter ein. Die Reiter weiter hinten drehten um. Zwei Waffenknechte des Earls of Warwick führten einen Gefangenen zur Furt zurück, und Thomas sah, dass der Mann einen Wappenrock mit leuchtenden blauen und weißen Streifen trug. Dann suchte er nach dem roten Herzen der Douglas und sah, dass das Pferd gestürzt war

und den Reiter unter sich eingeklemmt hatte, er schoss eine Ahlspitze auf den Mann, und der Pfeil durchbohrte eine Oberarmschiene. Er schoss erneut, trieb dem Mann knapp unter der Achsel einen Pfeil in die Seite, doch bevor er einen dritten Pfeil abschnellen lassen konnte, hasteten drei Männer zu dem eingeklemmten Reiter, packten ihn und zogen ihn unter seinem Pferd heraus. Pfeile trafen sie, doch zwei überlebten, und Thomas erkannte Sculley. Er trug einen Helm mit Visier, aber sein langes Haar mit den gelblichen Knochen hing unter dem Rand heraus. Thomas spannte seinen Bogen, doch zwei verwundete Pferde galoppierten zwischen ihn und Sculley, dem es gelungen war, den gestürzten Reiter auf ein unverwundetes, reiterloses Pferd zu hieven. Sculley schlug dem Pferd auf die Kruppe. Die verwundeten Pferde galoppierten weiter, und Thomas schoss, aber sein Pfeil prallte an Sculleys Rückenpanzer ab. Das Pferd mit dem geretteten Mann kämpfte sich aus dem Morast in den Schutz der Bäume, gefolgt von Sculley und vier weiteren Männern, die den Wappenrock mit dem roten Herzen trugen.

Und dann war es mit einem Mal still, bis auf das beständige Rauschen des Flusses und das Vogelgezwitscher und die Schreie der Pferde und das Schlagen der Hufe, die im Todeskampf der Tiere auf den Boden trommelten.

Die Bogenschützen nahmen die Sehnen von ihren Bogenstäben, sodass sich die Eibenstäbe gerade richteten.

Gefangene, einige verwundet, wurden zur Furt gebracht, während Engländer von toten Pferden und Gegnern die wertvollen Waffen, die Harnische und das Sattelzeug einsammelten. Einige erlösten Pferde von ihren Qualen, indem sie ihnen die Stirnschilde abschnallten und ihnen dann eine Kriegsaxt zwischen die Augen hieben. Andere Männer schnallten Plattenpanzer von toten Rittern ab und zerrten ihnen die Kettenhemden vom Leib. Ein Bogenschütze legte den Schwertgurt eines französischen Ritters an. «Sam», rief Thomas, «hol die Pfeile zurück!» Sam grinste und führte ein Dutzend Männer auf das blutige Schlachtfeld, um Pfeile einzusammeln. Der Befehl bot zugleich eine Gelegenheit, Beute zu machen. Ein verwundeter Franzose versuchte sich aufzurichten. Er hob eine Hand in Richtung eines englischen Waffenknechtes, der sich neben ihn kniete. Die beiden Männer wechselten ein paar Worte, dann klappte der Engländer das Visier des Franzosen auf und stach ihm einen Dolch ins Auge. «Zu arm, um Lösegeld aufzubringen, vermute ich», sagte der Reiter hinter Thomas. Er sah zu, wie der Waffenknecht seinen Dolch wieder in die Scheide schob und begann, den Toten auszuplündern. «Bei Gott, wir sind grausam, aber wir haben Marschall d’Audrehem gefangen genommen, und das ist schon einmal ein guter Anfang für einen schlechten Tag, oder?»

Thomas drehte sich um. Das Helmvisier des Mannes war hochgeklappt, sodass ein grauer Schnurrbart und nachdenkliche blaue Augen zu sehen waren, und Thomas ließ sich unwillkürlich auf ein Knie hinab. «My Lord.»

«Thomas of Hookton, nicht wahr?»

«Ja, Sire.»

«Ich habe mich gefragt, wer in Gottes Namen hier Northamptons Farben trägt», sagte der Mann auf Französisch. Thomas hatte seinen Männern befohlen, die Wappenröcke mit dem Zeichen Northamptons zu tragen, denn es war ein Wappen, das die meisten Männer in der englischen Armee kannten. Einige wenige hatten die Armbinde mit dem roten Sankt-Georgs-Kreuz um ihren Oberarm gebunden, doch er hatte nicht genügend Armbinden für alle seine Männer. Der Reiter, der Thomas angesprochen hatte, trug den weißen Stern auf seinem rot-gelben Wappenrock, und die Goldkette um seinen Hals tat seinen Rang kund. Der Mann war der Earl of Oxford, der Schwager von Thomas' Herrn. Der Earl hatte bei Crécy gekämpft, und danach war Thomas ihm in England begegnet, und es erstaunte ihn, dass der Earl sich an ihn erinnerte, ganz zu schweigen davon, dass er sich daran erinnerte, dass Thomas Französisch sprach. Und noch mehr erstaunte es ihn, als der Earl den Spitznamen seines Schwagers benutzte. «Es ist eine Schande, dass Billy nicht hier ist», sagte der Earl grimmig, «wir brauchen alle guten

Männer, die wir kriegen können. Und ich glaube, Ihr solltet jetzt wieder auf den Hügel gehen.»

«Auf den Hügel, Sire?»

«Hört!»

Thomas lauschte.

Und hörte die Kriegstrommeln.

Die französischen Reiter hatten bei der Furt und am rechten Ende der englischen Kampflinie angegriffen, doch während diese Angriffe durchgeführt wurden, waren andere Reiter den Einheiten des Dauphins vorausgeritten, um die Engländer auf ihrem Hügel herauszufordern.

Sechs Männer waren losgeritten. Jeder einzelne hatte sich als gefürchteter Turniersieger einen Namen gemacht. Sie ritten blendend geschulte Schlachtrösser, und ihre Siege in den Turnieraufstellungen hatten ihnen genügend Geld eingebracht, um die besten Rüstungen zu kaufen, die in Mailand hergestellt wurden. Sie ritten bis dicht vor die Hecke und riefen ihre Herausforderung, die von den englischen Bogenschützen jedoch nicht beachtet wurde. Sechs Männer konnten keine Schlacht schlagen, und es war weder ehrenvoll noch besonders nützlich, einen einzelnen Reiter zu töten, wenn so viele Waffenknechte zu Fuß anrückten.

«Gebt den Befehl weiter, dass sie ignoriert werden sollen», ordnete der Prince of Wales an.

Die Herausforderer gehörten zum Reigen der Schlacht. Sie kamen, um die Engländer zu verspotten, und in der Hoffnung, einen Gegner zu finden, den sie vom Pferd holen und töten konnten, um den Kampfesmut der Engländer zu untergraben. Höhnisch riefen sie: «Seid ihr Weiber? Wisst ihr überhaupt, wie man kämpft?»

«Nicht beachten», knurrten die Befehlshaber ihren Männern zu.

Doch einer verweigerte den Gehorsam. Er war keinem Befehlshaber auf der englischen Seite Gefolgschaft schuldig, und er wusste, dass die dreisten Herausforderer nicht beachtet werden sollten. Sie sollten ruhig in den Wind reden, die wahre Schlacht wurde nicht in Einzelkämpfen, Recke gegen Recke, geführt, und dennoch saß dieser Mann auf, ließ sich von seinem Knappen eine Lanze geben und ritt von links vor die englische Linie.

Er trug keinen Wappenrock. Seine Rüstung war so lange gescheuert worden, bis sie blitzte. Sein Pferd machte kurze Schritte, weil er es zurückhielt. Sein Helm war ein Turnierhelm, gekrönt mit hellblauen Federn, und sein kleiner, schwarz gestrichener Schild trug das Symbol der weißen Rose, der Rose ohne Dornen, die Blume der Jungfrau Maria. Um den Hals trug er einen blauen Schal aus zartester Seide, einen Frauenschal, ein Geschenk von Bertille. Er ritt einen Pfad entlang, der sich durch den Weinberg schlängelte, bis er das offene Grasland auf dem

flachen Talgrund erreicht hatte, und dort ließ er sein Pferd umdrehen und wartete darauf, dass einer der sechs seine Herausforderung annahm.

Und einer der Männer tat es. Er stammte aus Paris, ein grausamer Mann, schnell wie der Blitz und stark wie ein Ochse, und seine Rüstung war nicht blitzblank gescheuert und sein Wappenrock so dunkelblau, dass er fast schwarz wirkte. Sein Zeichen, das auf den Wappenrock gestickt und auf seinen Schild gemalt war, zeigte eine rote Mondsichel. Er sah Roland de Verrec an. «Verräter!», schrie er.

Roland schwieg.

Beide Seiten beobachteten das Geschehen. Die anderen Turniermeister hatten sich von dem Weinberg unterhalb der Hecke zurückgezogen und saßen ein Stück hinter ihrem Gefährten im Sattel.

«Verräter!», schrie der Mann aus Paris erneut.

Noch immer schwieg Roland.

«Ich werde dich nicht töten!», rief der Mann aus Paris. Sein Name war Jules Langier, und sein Handwerk war der Kampf. Er hob die Lanze, sechzehn Fuß Eschenholz mit einer Stahlspitze. «Ich werde dich nicht töten! Ich werde dich in Ketten vor den König schleifen und es ihm überlassen, dich zu töten. Oder willst du jetzt doch lieber davonlaufen?»

Roland de Verrecs Antwort bestand darin, dass er seine Lanze am rechten Knie abstützte und sein Helmvisier

herunterklappte. Dann hob er die Lanze wieder etwas an.

«Jules! », rief einer der anderen Turnierreiter. «Pass auf seine Lanze auf. Er reißt die Lanze gern im letzten Augenblick hoch. Schütz deinen Kopf.»

Langier nickte. «He, Jungfrau», rief er, «noch kannst du abhauen! Ich werde dich nicht verfolgen! »

Roland legte die Lanze an. Sein Pferd machte winzige, tänzelnde Schritte. Eine schmale Karrenfurche verlief schräg vor ihm über den Boden, und er hatte sie bemerkt; er hatte gesehen, wo die Räder Furchen in die Erde gegraben hatten. Keine tiefen Furchen, aber ausreichend, um ein Pferd etwas aus dem Tritt zu bringen. Er würde links davon reiten.

Er fühlte keine Aufregung. Eher fühlte er sich, als würde er sich selbst beobachten, als hätte er sich aus seinem eigenen Körper gelöst. In den nächsten Minuten würde einzig und allein Geschicklichkeit zählen, kaltblütige Geschicklichkeit. Er hatte Langier in den Turnierkämpfen nie gegenübergestanden, aber er hatte ihn kämpfen sehen und wusste, dass sich der Mann aus Paris gern tief im Sattel vorbeugte, wenn er zustieß. Dadurch wurde er zu einem kleinen Ziel. Langier würde sich vorbeugen und seinen schweren Schild benutzen, um die Lanze des Gegners abzuwehren, dann würde er schnell wie eine Schlange umdrehen und seine kurze, wuchtige Keule benutzen, um von hinten anzugreifen. Dieses Vorgehen hatte ihn schon

oft zum Erfolg geführt. Die Keule steckte in einer tiefen Ledertasche an der rechten Seite seines Sattels hinter seinem Knie. Es dauerte nur einen Wimpernschlag lang, sie herauszuziehen. Sie herauszuziehen und zurückzuschwingen, und alles, was Roland mitbekommen würde, wäre ein unvermitteltes, weißes Aufblitzen in seinem Kopf, wenn die Keule seinen Helm traf.

«Feigling!», rief Langier, um Roland aufzustacheln.

Doch Roland sagte noch immer nichts. Stattdessen streckte er seinen linken Arm aus. Er ließ seinen Schild fallen. Er würde ohne ihn kämpfen.

Diese Geste machte Langier rasend vor Wut. Ohne ein weiteres Wort rammte er die Sporen zurück, sodass sich sein Schlachtross mit einem Satz in Bewegung setzte. Roland tat das Gleiche. Die beiden Reiter kamen einander immer näher. Die Entfernung zwischen ihnen war nicht groß genug, um Galopp zu erreichen, aber die Pferde versuchten so schnell wie möglich zu werden. Beide Tiere kannten ihre Aufgabe genau, beide wussten, wohin ihre Reiter wollten. Roland lenkte sein Pferd mit den Knien und hielt sich knapp links von der Karrenfurche, und er hob seine Lanzenspitze, sodass sie Langiers Augen bedrohte. Inzwischen waren sie dicht voreinander, hörten nur noch das Trommeln der Hufe, Langier ließ sein Pferd nach rechts ausschwenken, und es kam etwas aus dem Tritt, als ein Huf auf eine unebene Stelle traf, Langier beugte sich vor,

deckte seinen Körper mit dem Schild und zielte mit der Lanze auf den unteren Bereich von Rolands Brustpanzer, dann flog die Lanze aufwärts, und das Pferd strauchelte, und Langier versuchte verzweifelt, es mit dem Druck seines Knies nach rechts zu lenken, aber das Pferd war schon auf den Vorderläufen zusammengebrochen und rutschte übers Gras, das mit schaumigem Blut beschmiert wurde, und Langier sah, dass die Lanze seines Gegners nicht auf seinen Kopf gezielt, sondern sich in die Brust seines Pferdes gebohrt hatte.

«Das hier ist kein Turnier.» Zum ersten Mal hatte Roland etwas gesagt. Er hatte sein Pferd umdrehen lassen, seine Lanze aufgegeben und sein Schwert gezogen, das er Durandal nannte, nun ritt er zurück zu der Stelle, an der Langier versuchte, sich unter seinem gestürzten, verendenden Pferd herauszuwinden. Langier wollte an die Keule kommen, aber das Pferd war auf die Waffe gefallen, und dann traf Durandal Langiers Helm. Sein Kopf ruckte heftig auf eine Seite, dann auf die andere, als das Schwert seinen Helm im Rückschwung erneut traf.

«Nimm den Helm ab! », sagte Roland.

«Geh und piss ins Arschloch deiner Mutter, Jungfrau.»

Das Schwert schwang wieder herum, sodass Langier halb betäubt war, dann schob Roland die Schwertspitze zwischen den oberen Rand des geschlossenen Helmvisiers und den Visierrahmen des Helms. Die Schwertspitze traf

auf Langiers Nasenrücken und wurde dort festgehalten.
«Wenn du am Leben bleiben willst», sagte Roland ruhig, «dann nimm den Helm ab.» Er zog das Schwert zurück.

Langier nestelte an den Schnallen des Helms. Die anderen Turnierreiter sahen zu, doch keiner machte den Versuch, ihm zu Hilfe zu kommen. Sie waren den Kampf Mann gegen Mann gewohnt, nicht zwei gegen einen, denn das wäre unritterlich, und deshalb sahen sie einfach nur zu, als Langier schließlich den Helm von seinem strähnigen schwarzen Haar zog. Ein Blutfaden lief ihm von der Stelle aus übers Gesicht, an der ihn Durandal geschnitten hatte.

«Geh zurück zu deiner Armee», sagte Roland, «und richte Labrouillade aus, dass ihn die Jungfrau töten wird.»

Nun war es an Langier, nichts zu sagen.

Roland ließ sein Pferd umdrehen, schob Durandal in die Scheide und stieß die Sporen zurück. Er hatte seine Botschaft überbracht. Er hörte Jubel von den Engländern, die ihn durch die Lücken in der Hecke hatten kämpfen sehen, aber der Jubel bedeutete ihm nichts.

Es war alles nur für Bertille.

Der Lord of Douglas würde an diesem Tag keine Engländer töten. Sein Bein war gebrochen, als sein Pferd stürzte, und sein Arm war von einem Pfeil bis zum Knochen durchbohrt, ein anderer Pfeil hatte ihm eine Rippe zerschmettert und eine Lunge angestochen, sodass er Blutblasen atmete. Er

hatte Schmerzen, grauenvolle Schmerzen, und er wurde zu dem Haus getragen, in dem der König die Nacht verbracht hatte, dort befreiten ihn die Bader von seiner Rüstung, schnitten den Pfeilschaft bündig mit seiner Haut ab, sodass die Pfeilspitze in seiner Brust blieb, und strichen Honig auf die Wunde. «Sucht einen Karren und bringt ihn nach Poitiers», befahl einer der Bader einem Dienstmann im Wappenrock mit dem roten Herzen. «Die Mönche vom Kloster Saint Jean werden sich um ihn kümmern. Aber fahrt langsam. Stellt Euch vor, Ihr hättet Milch zu fahren, und wolltet nicht, dass sie zu Butter wird. Und jetzt brecht auf. Wenn Ihr Schottland wiedersehen wollt, dann brecht jetzt auf!»

«Ihr könnt ihn zu den verdammten Mönchen bringen», sagte Sculley zu seinen Gefährten. «Ich bleibe hier und kämpfe. Ich bleibe hier und töte.»

Weitere Männer wurden zu dem Haus getragen. Sie hatten mit Marschall Clermont die Bogenschützen auf der rechten Seite der englischen Kampflinie angegriffen, aber dort hatte der Gegner Gräben ausgehoben, sodass die Pferde gestrauchelt waren oder sich die Beine gebrochen hatten, und die ganze Zeit waren Pfeile auf sie niedergegangen, und der Angriff war genauso jämmerlich gescheitert wie der Angriff im Marschland.

Aber jetzt, nachdem die Turnierreiter mit ihrer Herausforderung paradiert hatten und Langier vor den

Augen der gesamten französischen Armee vom Pferd geholt worden war, rückte der Hauptangriff auf den englischen Hügel vor. Der Dauphin führte die erste französische Angriffseinheit, auch wenn er gut von ausgewählten Rittern geschützt wurde, die alle aus dem Orden des Sterns stammten, dem Orden seines Vaters. Die Angriffseinheit des Dauphins war über dreitausend Mann stark, sie kamen zu Fuß, traten die Kastanienpflöcke des Weinbergs um und trampelten die Reben in den Boden, als sie über den sanften Hang zu dem englischen Hügel vormarschierten. Banner flatterten über ihnen, während hinter ihnen, auf dem westlichen Hügel, die Oriflamme stolz über den Einheiten unter dem Befehl des Königs wehte. Diese Flagge, das lange Banner aus scharlachroter Seide, das in zwei Spitzen auslief, war das Kriegsbanner Frankreichs, und solange es wehte, durften keine Gefangenen gemacht werden. Reiche Männer zu fangen, um Lösegeld zu bekommen, war der Traum jedes Ritters, doch am Anfang einer Schlacht, wenn es galt, den Gegner zu überwältigen, ihn zu töten und Schrecken zu verbreiten, war keine Zeit für Artigkeiten wie die Annahme einer Ergebung. Erst wenn die Oriflamme eingerollt wurde, durften sich die Franzosen um ihre Börsen kümmern, doch bis dahin gab es keine Gefangenen, es gab nur das Töten. Und die Oriflamme wurde von einer Seite zur anderen geschwenkt, wie eine rote Welle im Licht des Morgens, und hinter der

Einheit des Dauphin rückte die zweite Angriffseinheit der Franzosen unter seinem Onkel zu dem flachen Talgrund vor, wo die Trommler auf ihren enormen Instrumenten den Marschtakt schlugen, um die Männer des Dauphins hügelauf zu einem glorreichen Sieg zu treiben.

Die Engländer und Gascogner, jedenfalls diejenigen, die durch die Lücken in der Hecke sehen konnten, hatten auf dem westlichen Hügel und in dem näher gelegenen Tal nun das ganze Panorama des Krieges vor sich. Seide und Stahl, Federbüsche und Klingen. Wogen von Männern in leuchtenden roten und blauen und weißen und grünen Wappenröcken, die unter den stolzen Bannern des Adels marschierten. Trommelschläge hallten durch die Morgenluft, Trompetenklänge stiegen zum Himmel auf, und die vorrückenden Franzosen jubelten, nicht weil sie schon gesiegt hatten, sondern um sich anzufeuern und dem Gegner Furcht einzujagen. «Montjoie Sankt Denis! », riefen sie. «Montjoie Sankt Denis und König Jean! »

Auf den französischen Flanken zogen Armbrustschützen mit. Jeder von ihnen hatte einen Begleiter, der eine große Pavese trug, einen mannshohen Schild, hinter dem die Armbrust in Sicherheit vor den tödlichen englischen Pfeilen gespannt werden konnte. Diese Pfeile flogen noch nicht. Die führenden Männer des französischen Angriffs sahen die dichte Hecke und die breiten Lücken darin, und durch die Lücken sahen sie die Engländer unter ihren Bannern. Die

Visiere der Franzosen waren hochgeklappt und würden es bleiben, bis die ersten Pfeile kamen. Die Männer in den ersten Reihen trugen Plattenrüstungen, und die meisten von ihnen hatten auf einen Schild verzichtet; nur die Männer, die sich keine kostspieligen Plattenharnische leisten konnten, trugen einen Schild aus Weidenholz. Einige rückten mit gekürzten Lanzen vor, mit denen sie Engländer zu Fall bringen wollten, sodass sie von einem ihrer Gefährten mit einer Axt oder einer Keule oder einem Morgenstern getötet werden konnten. Nur wenige Männer hatten sich mit Schwertern bewaffnet. Ein Schwert konnte einen Plattenpanzer weder durchstoßen noch aufschneiden. Ein Mann im Harnisch musste mit bleibeschwerten Waffen niedergeworfen und mit Hieben zerschmettert und zu Brei geschlagen werden.

Der Dauphin stieß keine Rufe aus. Er bestand darauf, in der ersten Reihe zu marschieren, obwohl er kein starker Mann wie sein Vater war. Prinz Charles war mager, feingliedrig, und langnasig, und seine Haut war so blass, dass sie an gebleichtes Pergament erinnerte, seine Beine waren so kurz und seine Arme so lang, dass ihn manche Höflinge hinter seinem Rücken *le Singe* nannten, aber dieser Affe war ein schlauer junger Affe, ein vorausschauender Affe, und er wusste, dass er die Führung übernehmen musste. Er musste dabei gesehen werden, wie er seine Männer anführte. Er trug eine Rüstung, die in

Mailand für ihn angefertigt worden und mit Sand und Essig gescheuert worden war, bis sie die Sonnenstrahlen in blitzenden Lichtspeeren zurückwarf. Seinen Brustpanzer bedeckte ein blauer Wappenrock, in den mit Goldfäden die französischen *Fleurs-de-Lys* eingestickt waren, und in der Rechten führte er ein Schwert. Sein Vater hatte darauf bestanden, dass er den Schwertkampf erlernte, aber er hatte die Waffe nie gemeistert. Sechs Jahre jüngere Knappen konnten ihn beim Scheingefecht schlagen, und deshalb waren die Ritter an seiner Seite erfahrene Kämpfer mit schweren Schilden, die sein Leben schützen würden.

«Wir hätten sie aushungern sollen», sagte der Dauphin, als sie sich der Hecke näherten.

«Sire?», rief einer seiner Männer, der den Dauphin über die Trommeln, Trompeten und die Kriegsrufe hinweg nicht verstehen konnte.

«Sie haben eine starke Stellung!»

«Umso mehr Ruhm, wenn wir sie schlagen, Sire.»

Diese Bemerkung hielt der Dauphin für töricht, aber er hielt seine Zunge im Zaum, und in demselben Augenblick erhaschte er ein weißes Aufflackern, und der Mann, der die törichte Bemerkung gemacht hatte, griff nach dem Visier des Prinzen und klappte es so heftig herunter, dass der Prinz einen Moment taub und leicht benommen war.

«Pfeile, Sire!», rief der Mann.

Die Pfeile wurden von den Enden der Hecke aus abgeschossen und gingen schräg auf die vorrückenden Einheiten nieder. Noch mehr Pfeile kamen von kleinen Gruppen Bogenschützen, die zur Bewachung der Lücken in der Hecke abgestellt waren. Der Dauphin hörte die Geschosse auf Schilde oder mit hellem Klang auf Rüstungen treffen. Er konnte nun kaum noch etwas sehen. Die Sichtschlitze des Visiers waren eng, und seine Welt war dunkel geworden, nur durchschnitten von den Sichtschlitzen, durch die ihn das Sonnenlicht blendete, und er spürte mehr, als er es sah, dass die Männer um ihn schneller vorrückten. Sie schlossen die Reihe vor ihm, und er war zu schwach, um sich zwischen sie zu drängen.

«Montjoie Sankt Denis!», riefen die Waffenknechte, und sie riefen es immer wieder, sodass es wie ein einziges lautes Brüllen klang, ein unendliches Gebrüll, während die Krieger Frankreichs in die Lücke der Hecke vorstießen. Die Bogenschützen hatten sich zurückgezogen. Dem Dauphin fiel auf, dass die Engländer still waren, aber in demselben Augenblick schrien sie ihren Kriegsruf. «Sankt George!»

Da war es: das erste durchdringende Klirren von Stahl auf Stahl.

Schreie.

Und das Gemetzel begann.

«Holt Eure Pferde!», rief der Earl of Oxford Thomas zu. Der Earl, der stellvertretende Befehlshaber des Earls of Warwick, wollte, dass die meisten Männer, die zum Schutz der Furt abgestellt worden waren, wieder auf den Hügel zurückkehrten. «Ich lasse Warwicks Bogenschützen hier», sagte er zu Thomas, «aber Ihr geht mit Euren Männern auf den Hügel!»

Es war ein langer Weg auf den Hügel, und zu Pferd würden sie viel schneller sein. «Pferde!», rief Thomas über den Fluss. Diener und Stallknechte brachten sie an dem umgestürzten Fuhrwerk vorbei über die Furt. Keane, der eine ungesattelte Stute ritt, führte sie an.

«Sind die Bastarde abgehauen?», fragte der Ire mit einem Blick über die toten und sterbenden Pferde zum Wald hin, in dem die Franzosen verschwunden waren.

«Finde es für mich heraus», sagte Thomas. Er wollte die Furt nicht aufgeben, um danach feststellen zu müssen, dass die Franzosen einen Angriff auf den Gepäcktross führten.

Keane wirkte überrascht, doch er pfiff nach seinen beiden Hunden und führte sie nordwärts in den Wald. Der Earl of Oxford schickte Warwicks Waffenknechte den steilen Hügel hinauf und rief ihnen zu, sie sollten ihre Wasserschläuche füllen. «Die haben Durst da oben! Nehmt Wasser mit, wenn es geht! Aber beeilt euch!»

Thomas, der das Pferd ritt, das er vor Montpellier erbeutet hatte, traf auf einen Karren, dessen Kutscher

darauf wartete, durch die Furt zu kommen, sobald das umgestürzte Fuhrwerk weggeräumt war. Auf dem Karren standen Fässer. «Was war in diesen Fässern?», fragte er.

«Wein, Euer Ehren.»

«Füll sie mit Wasser, und dann bring den verdammten Karren auf den Hügel.»

Der Kutscher war entsetzt. «Die Pferde schaffen es mit einer Ladung voller Fässer niemals auf den Hügel!»

«Dann beschaff dir noch ein paar Zusatzpferde. Mehr Männer. Tu es! Oder ich komme zurück zu dir. Und wenn du die erste Ladung oben hast, holst du die nächste.»

Der Mann knurrte vor sich hin, doch Thomas beachtete ihn nicht und ging zur Furt zurück, wo seine Männer inzwischen aufgesessen waren. «Auf den Hügel», sagte Thomas, dann sah er Genevieve, Bertille und Hugh unter den Reitern. «Ihr drei! Ihr bleibt hier! Ihr bleibt bei dem Gepäck!» Er gab seinem Pferd die Sporen und ritt an Warwicks Männern vorbei, die in voller Rüstung den Hang hinaufstiegen. «Sie sollen sich an die Steigbügel hängen!», rief Thomas. Er winkte einen Waffenknecht heran, der sich dankbar an einen Steigbügelriemen hängte und sich von dem Pferd auf den Hügel ziehen ließ.

Keane kam schnell zurück, sah sich nach Thomas um und entdeckte ihn zwischen den Männern, die den Hügel hinaufströmten. Er trieb seine Stute an, sodass sie zu

Thomas aufholte. «Sie sind weg», sagte der Ire. «Aber da oben sind Tausende! »

«Wo?»

«Oben in dem Tal. Tausende! Mein Gott! »

«Reite auf den Hügel», sagte Thomas, «und such einen Priester.»

«Einen Priester?»

Der Priester, der zur Furt hatte kommen sollen, war nicht erschienen. «Die Männer wollen beichten», sagte Thomas. «Such einen Priester und sag ihm, dass wir keinen Gottesdienst hatten.» Es war nun keine Zeit mehr für einen Gottesdienst, aber zumindest konnten die Sterbenden die Letzte Ölung erhalten.

Keane pfiff nach seinen Hunden und gab seinem Pferd die Sporen.

Und Thomas hörte den Lärm auf dem Hügel, mit dem Männer auf Männer trafen. Stahl auf Stahl, Stahl auf Eisen, Stahl auf Fleisch. Er ritt weiter darauf zu.

Der Angriff des Dauphins zielte auf die Mitte der englischen Kampflinie. Dort lag die breiteste Lücke der Hecke, und als die Franzosen darauf zukamen, sahen sie hinter der Lücke die größten Banner der Engländer wehen, und eines dieser Banner war die dreiste Flagge, in deren Geviert das französische Königswappen gemeinsam mit den englischen Löwen zu sehen war. Dieses Banner verkündete, dass der

Prince of Wales anwesend war, und die Franzosen sahen durch die Sichtschlitze ihrer Visiere den Prinzen dicht hinter der Linie auf seinem Pferd sitzen, und nun hatte die Kampfeswut sie gepackt. Nicht nur die Wut, auch die Angst vor dem Kampf, und manche Männer die Freude am Kampf. Diese Männer schoben sich zur ersten Reihe vor. Sie waren begierig darauf zu kämpfen, sie waren selbstbewusst, brutal und gut in ihrem Handwerk. Viele andere Männer waren betrunken, aber der Wein hatte ihnen Wagemut verliehen, und die Pfeile kamen von rechts und von links, trafen Schilde, verformten sich auf Rüstungen, und manche fanden einen schwachen Punkt, aber der Angriff rückte um die Gefallenen herum weiter vor, und dann waren die Franzosen ganz nah herangekommen, begannen brüllend zu stürmen und stürzten sich auf die Engländer.

Dieser erste Vorstoß war der wichtigste. In seinem Verlauf konnten gekürzte Lanzen den Gegner zu Boden werfen, wurden Äxte, Hämmer und Keulen mit besonderem Schwung geführt, und deshalb kreischten die Männer des Dauphins schrill bei ihrem Angriff, bei den Schwüngen und Hieben und Stößen ihrer Waffen.

Und die englische Kampflinie wich zurück.

Die Engländer wurden von der Wucht des Angriffs zurückgedrängt und von dem Gewicht der Männer, die sich durch die Lücke drängten, doch obwohl sie zurückwichen, lösten sie ihre Linie nicht auf. Klingen krachten auf Schilde.

Äxte und Keulen fuhren herab. Bleibeschwerter Stahl ließ Helme splittern, spaltete Schädel, quetschte Blut und Hirnmasse durch gezackte Metallsplitter, und Männer stürzten zu Boden und bildeten Hindernisse, über die andere Männer stolperten. Der Schwung des Angriffs wurde abgeschwächt, Männer versuchten, wieder auf die Füße zu kommen, und wurden von Hieben betäubt, doch nun hatten sich die Franzosen durch die Lücke gekämpft und erweiterten den Kampf, griffen nach rechts und links an, während neue Männer durch die Hecke kamen.

Die Engländer und Gascogner wurden weiter zurückgedrängt, doch inzwischen nur noch langsam. Der erste Vorstoß hatte Tote, Verwundete, Blutende und Stöhnende hinterlassen, aber die englische Linie hatte gehalten. Die Befehlshaber, die sich auf ihren Pferden dicht hinter den abgesessenen Waffenknechten hielten, riefen ihnen zu, dicht beisammenzubleiben. Die Kampflinie zu halten. Unerbittlich versuchten die Franzosen, die Linie aufzubrechen, sich durch die Reihe der Schilde zu hacken und zu hämmern, um die Engländer in kleine Gruppen aufzuspalten, die sie einkreisen und niedermetzeln konnten. Männer hackten mit Äxten, schrien Unflätigkeiten, stießen mit Lanzen vor, schwangen Keulen, und die Schilde splitterten, aber die Linie hielt. Sie wurde unter dem Druck nach hinten geschoben, und immer mehr Franzosen kamen durch die Lücke in der Hecke, aber die Engländer und

Gascogner kämpften mit der Verzweiflung von Männern, die in der Falle saßen, und mit der Zuversicht von Kämpfern, die Monate miteinander verbracht hatten, die sich kannten und einander vertrauten und die wussten, was sie erwartete, wenn sie die Linie auflösten.

«Willkommen auf dem Schlachthof des Teufels, Sire», sagte Sir Reginald Cobham zum Prince of Wales. Die beiden Männer saßen zu Pferd und beobachteten den Kampf von ihrem Platz knapp hinter der Linie aus, und Sir Reginald sah, wie der Kampf abebbte. Er hatte erwartet, dass die Franzosen beritten angreifen würden, und hatte Bedenken gehabt, als sie zu Fuß kamen. «Sie haben ihre Lektion gelernt», hatte er dem Prinzen gegenüber trocken angemerkt. Er hatte zugesehen, wie die Kampflinien aufeinandergetroffen waren, und miterlebt, wie der wilde französische Angriff daran gescheitert war, die Linie der Engländer und Gascogner aufzubrechen, inzwischen aber war kaum noch zu erkennen, welcher Mann zu der einen und welcher zu der anderen Seite gehörte, so dicht standen sie voreinander. Die hinteren Reihen beider Seiten drängten vorwärts und schoben die Männer der ersten Reihe auf ihre Gegner, sodass sie kaum noch genügend Platz hatten, um mit der Waffe auszuholen. Immer noch kamen Franzosen durch die Lücken in der Hecke und erweiterten den Angriff, aber auch ihnen gelang es nicht, die unbeugsame Linie der Engländer aufzubrechen.

Entweder wurden sie gegen den Feind gedrückt, oder sie griffen mit Hieben und Stößen in kleinen Gruppen an und traten danach zurück, um Atem zu schöpfen und ihren Gegner neu einzuschätzen. Sie riefen nun mehr Beleidigungen, als Kraft in den Kampf zu legen, und das erkannte Sir Reginald. Angreifer und Verteidiger erholten sich vom ersten Zusammenprall, aber es kamen immer noch mehr Franzosen durch die Hecke, und der Kampf würde bald verbissener werden, denn die Angriffe würden umsichtiger geführt, und die Engländer, durstig und hungrig, wie sie waren, würden schneller ermüden.

«Wir machen es gut, Sir Reginald! », sagte der Prinz fröhlich.

«Wir müssen es auch weiter gut machen, Sire.»

«Ist das der junge Prinz?» Der Prince of Wales hatte in den französischen Reihen den goldenen Kronreif gesehen, der über einen polierten Helm gestreift worden war, und wusste durch das größte Banner, dass der Dauphin an diesem Angriff teilnahm.

«Ein Prinz, gewiss», sagte Sir Reginald, «oder vielleicht auch nur ein Ersatzmann?»

«Echter Prinz oder nicht», sagte der echte englische Prinz, «es wäre höflich, ihm die Ehre zu erweisen.» Grinsend schwang er sein Bein über den hohen Hinterzwiesel seines Sattels, ließ sich auf den Boden gleiten

und winkte seinen Knappen herbei. «Schild», sagte er und streckte die linke Hand aus, «und eine Axt, denke ich.»

«Sire! », rief Sir Reginald, doch dann schwieg er. Der Prinz tat seine Pflicht, und der Teufel ließ die Würfel rollen, und dem Prinzen zur Vorsicht zu raten würde überhaupt nichts einbringen.

«Sir Reginald?», fragte der Prinz.

«Nichts, Sire, nichts.»

Ein Lächeln umspielte die Lippen des Prinzen. «Es kommt, wie es kommt, Sir Reginald.» Er klappte sein Helmvisier herunter und schob sich durch die englischen Reihen, um den Franzosen gegenüberzutreten. Seine ausgewählten Ritter, deren Aufgabe es war, den englischen Thronfolger zu schützen, folgten ihm.

Die Gegner sahen seinen leuchtenden Wappenrock, erkannten das französische Wappen, das anmaßend das Wappengeviert auf seiner breiten Brust schmückte, und brüllten herausfordernd vor Wut.

Und dann griffen sie erneut an.

Fünfzehn

Thomas kam auf dem Hügel an, als sich der Kampf erweiterte. Die Franzosen hatten sich durch die Lücken in der Hecke gedrängt und verteilten sich an ihr entlang, während andere auf das dichte Weißdorngestrüpp einhackten, um weitere Lücken zu öffnen. Irgendwo zu Thomas' Rechter rief ein Mann: «Bogenschützen! Bogenschützen! Hierher!»

Thomas glitt aus dem Sattel. Seine Männer kamen in kleinen Gruppen an und reihten sich auf der linken Flanke in die englische Linie ein, wo noch nicht gekämpft wurde, doch Thomas rannte hinter die Linie, weil von dort der Ruf gekommen war. Dann sah er, was den Ruf ausgelöst hatte. Zwei Armbrustschützen und ihre Pavesenträger hatten einen Weg bis zur Mitte der Hecke gefunden, und von dort aus beschossen sie die Männer des Earls of Warwick. Thomas blieb stehen, um seinen Bogen zu spannen, stützte dazu das eine Ende auf einer hervorstehenden Baumwurzel ab und bog das andere mit der linken Hand, sodass er die Schlaufe der Sehne über die Nocke aus Horn am oberen Ende des Bogenstabs streifen konnte. Die meisten Männer konnten einen Bogenstab nicht einmal weit genug biegen, um ihn zu bespannen, aber er tat es, ohne nachzudenken,

dann nahm er einen Fleischpfeil aus seiner Tasche, drängte sich durch die hinteren Reihen und spannte die Sehne. Beide Armbrustschützen waren etwa dreißig Schritt von ihm entfernt, und beide waren von ihren riesigen Schilden geschützt, und das bedeutete, dass sie dabei waren, die Kurbeln zu bedienen, mit denen sie ihre Waffen neu spannten. «Mit Euch», sagte eine Stimme, und Thomas sah, dass Roger of Norfolk, der überall Narbengesicht genannt wurde, mit gespanntem Bogen zu ihm gekommen war. «Eurer ist der auf der linken Seite», sagte Thomas.

Der Schild des Mannes auf der rechten Seite schwang unvermittelt weg, und da war der Armbrustschütze, kniend und seine Waffe auf die englischen Waffenknechte gerichtet. Thomas ließ die Sehne los, und der Pfeil traf den französischen Armbrustschützen ins Gesicht. Der Mann stürzte rücklings um, seine Finger krallten sich unwillkürlich um den Auslöser seiner Waffe, sodass seine Armbrust schoss und der Bolzen gen Himmel raste, gleichzeitig taumelte der Mann neben ihm mit Narbengesichts Pfeil in der Brust weg. Thomas hatte schon nachgespannt und versenkte einen Pfeil im Rücken eines flüchtenden Pavesenträgers. «Ich liebe Bogenschützen», sagte einer der Waffenknechte.

«Du kannst mich heiraten», sagte Narbengesicht, und Gelächter brandete auf, gefolgt von einem Ruf, weil eine

Menge Franzosen am inneren Rand der Hecke entlangliefen.

«Haltet sie auf, Freunde, haltet sie auf!», brüllte jemand. Der Earl of Oxford war hinter die Linie gekommen. Sein Pferd hatte einen blutigen Streifen auf der Kruppe, aus der ein Armbrustbolzen aufragte. Thomas drängte sich aus den dichten Kampflinien heraus und lief zurück auf die linke Flanke, wo seine Waffenknechte die Linie verlängerten.

«Rückt in Richtung der Hecke vor!», rief Thomas.

Keane sammelte reiterlose Pferde ein und band sie an dem niedrigen Ast einer Eiche an. Die Bogenschützen spannten ihre Bögen, doch sie hatten keine Ziele, denn die Waffenknechte verdeckten den Feind. «Sam! Bewach das Ende der Hecke!», rief Thomas. «Sag Bescheid, wenn die Bastarde versuchen, dort herumzukommen.» Er bezweifelte, dass die Franzosen das tun würden, denn der Hang wurde dort wesentlich steiler, deshalb würde man an dieser Stelle nur schwer angreifen können.

Die eigentliche Gefahr drohte auf der Innenseite der Hecke, wo die Franzosen, die ahnten, dass sie am Ende der gegnerischen Linie ankamen, immer neue Vorstöße machten. Gruppenweise und ihren Kriegsruf brüllend, griffen sie an. Die Trommeln wurden weiter geschlagen. Trompetenklänge hallten über die Hecke und ermutigten die Franzosen, die gegnerische Linie aufzubrechen. Die Linie aufzubrechen, die Gegner zu zerstreuen und sie in

den Wald zurückzutreiben, in dem sie gejagt und niedergemetzelt werden konnten. Das wäre ihre Rache für all die Zerstörung, die von den Engländern in Frankreich angerichtet worden war, für die niedergebrannten Hütten und das abgeschlachtete Vieh, für die besetzten Burgen und die schluchzenden Witwen, für die ungezählten Schändungen und die gestohlenen Schätze. Und so kamen sie mit neu angefachter Wut.

Auch Thomas’ Waffenknechte kämpften mittlerweile. Wenn sie ihre Linie auflösten, hatten sie niemanden hinter sich, aber Karyl stand wie ein Fels und forderte die Franzosen auf, sich in die Reichweite seiner Keule zu wagen. Sie wagten es. Es gab einen Schrei, einen Vorstoß, und Männer hieben mit Äxten, Keulen und Kriegshämmern aufeinander ein. Ein Franzose hakte seine Streitaxt über das Schulterstück von Ralph of Chesters Rüstung, zog heftig, und der Engländer stolperte nach vorn, woraufhin ein Keulenhieb ihn seitlich am Helm traf. Er stürzte, und ein anderer Franzose schwang eine Axt, um seinen Rückenpanzer aufzubrechen. Thomas sah Ralph zucken, seine Schreie konnte er über den Schlachtenlärm hinweg nicht hören, aber dann fuhr die Axt herab, und Ralph wurde still. Karyl traf den Franzosen, der Ralph getötet hatte, mit einem Streifhieb, der genügte, um ihn zurückzutreiben, aber dann griff der Franzose erneut an,

witterte den Sieg, und der Lärm, mit dem Stahl auf Holz und Stahl auf Eisen prallten, war ohrenbetäubend.

Thomas legte seinen Bogen und seine Pfeiltasche am Waldrand ab und kämpfte sich zurück in die Linie. Er hob eine Kampfaxt vom Boden auf. «Geht zurück», sagte jemand. Thomas trug nur Kettenrüstung und Leder, und hier waren die Männer mit Stahl gepanzert, aber Thomas drängte sich in die zweite Reihe vor und setzte seine Bogenschützenkräfte ein, um die Axt über dem Kopf zu schwingen und sie auf einen französischen Helm niederfahren zu lassen, und die Waffe grub sich durch Federn, Stahl und den Schädel. Mit derartiger Wucht hatte er die Axt herabgeschmettert, dass sich ihre Klinge bis in die Brusthöhle des Gegners gebohrt hatte, wo sie in einem Gewirr aus Rippen, Fleisch und Stahl hängen blieb. Blut sprühte in die Morgensonne, als Thomas versuchte, die Waffe freizuziehen, und ein gedrungener Mann, der einen Helm mit schnauzenförmigem Visier trug, sah seine Gelegenheit gekommen und rammte eine gekürzte Lanze auf Thomas' Bauch zu. Arnaldus, der Gascogner, traf den Mann mit einer Axt, sodass sein Kopf zur Seite ruckte, und Thomas ließ seine Axt los, packte die Lanze und zog daran, um den Mann in seine Reihen zu ziehen, wo er getötet werden konnte, und der Mann zog ebenfalls. Karyl schwang eine Keule und schlug an das Schnauzenvisier, sodass es nur noch an einem Scharnier baumelte, und noch immer

wollte der Franzose die Lanze nicht loslassen. Er knurrte, schrie Beleidigungen, und Karyl schlug ihm die Keule in das schnurrbärtige Gesicht, brach das Nasenbein und Zähne aus dem Kiefer, und nun versuchte der Mann, dessen Gesicht nur noch eine blutige Maske war, die Lanze wieder vorzurammen, aber Karyl versetzte dem Mann einen weiteren Hieb, und Arnaldus schlug ihm die Axt in die Schulter, spaltete das Schulterstück seiner Rüstung, und der Gegner ging in die Knie, spuckte Blut und Zähne, und Arnaldus erledigte ihn mit einem mächtigen Schwung seiner Axt und beförderte den knienden Mann mit einem Fußtritt in Richtung der Franzosen zurück.

Der Kampf spielte sich nun auf Armeslänge, auf die Reichweite einer Waffe ab. Die Gegner rochen sich, rochen die Exkremente, wenn sich Därme vor Angst entleerten, rochen den Wein und das Bier im Atem der anderen, rochen das Blut, das den Boden schlüpfrig werden ließ. Brutale Zusammenstöße wechselten mit kurzem Innehalten ab, wenn die Männer Atem schöpften. Thomas hatte die gekürzte Lanze aufgehoben. Er hatte keine Ahnung, wo seine eigenen Waffen waren, vermutlich auf einem Packpferd, das vielleicht auf den Hügel geführt worden war. Die Lanze musste für den Moment genügen. Die Franzosen, von denen etwa einhundert ganz in der Nähe waren, beobachteten sie hinter geschlossenen Visieren, bereiteten sich auf den nächsten Angriff vor. Die meisten trugen einen

hellblauen Wappenrock mit zwei roten Sternen. Er fragte sich, welchem Herrn sie wohl dienten und ob dieser Herr bei ihnen war. Thomas’ Bogenschützen waren mit Streitäxten oder Keulen bewaffnet. Die walisischen Bogenschützen sangen ein Kampflied in ihrer eigenen Sprache. Thomas vermutete, dass in dem Lied ein Sieg über die Engländer gefeiert wurde, aber wenn es ihnen half, die Franzosen niederzumachen, dann konnten sie von englischen Niederlagen singen, bis die Hölle zufror.

«Die Linie hält!», rief der Earl of Oxford vom Pferderücken aus. «Lasst nicht zu, dass sie die Linie aufbrechen!»

Ein hochgewachsener Mann mit einem Morgenstern drängte sich bis vor die Linie der Engländer. Er trug einen Plattenharnisch, keinen Wappenrock, und sein Beckenhaubenhelm mit Visier war blutbespritzt. Um die Hüfte trug er einen Schwertgürtel mit einer schweren Waffe. Die meisten Männer verzichteten in der Schlacht auf ihr Schwert, weil sie fürchteten, es könnte sie zum Stolpern bringen, aber dieser Gegner brauchte die Schwertscheide für das Schwert, damit er den monströsen, blutbeschmierten Morgenstern schwingen konnte.

Der Schaft des Morgensterns war beinahe so lang wie ein Bogenstab, und der Kopf der Waffe war eine Eisenkugel von der Größe eines Säuglingskopfs. Eine lange Stahlspitze ragte daraus hervor, und ein Dutzend kürzere Spitzen bildeten einen Kranz darum. Der Mann hob die Waffe. Das

Schnauzenvisier seines Helms bewegte sich von einer Seite zur anderen, als er an der Linie der Hellequin entlangblickte. Er hatte zwei Gefährten bei sich, die beide kleine, abgenutzte Turnierschilde trugen. Einer war mit einer Streitaxt bewaffnet, der andere mit einer *Goupillon*, die einen kurzen Holzgriff besaß, an dem mit einer dicken Kette eine spitzenbesetzte Holzkugel befestigt war. Ein Kriegsflegel. «Sie sind zum Sterben hierhergekommen», sagte der große Mann mit dem Morgenstern laut genug, damit Thomas es hören konnte, «also tun wir den Bastarden den Gefallen.»

«Die Streitaxt töten wir zuerst», sagte Karyl leise. Der Mann mit dieser Waffe hatte zusätzlich einen Schild, und das bedeutete, dass er die große Hakenaxt nicht mit ganzer Kraft einsetzen konnte.

«Willst du sterben?», rief der große Mann.

Aus nördlicher Richtung kam der Lärm eines unvermittelten Tumults: Rufe, klirrendes Metall, Schreie. Der Gegner unternahm wohl einen wilden Versuch, die Linie zu durchbrechen, dachte Thomas, und er betete, dass die Engländer und ihre gascognischen Verbündeten durchhielten, und dann hatte er keine Zeit zum Beten mehr, denn der große Mann mit dem spitzenbesetzten Morgenstern griff an. Er ging geradewegs auf Thomas los, der als einziger unter den Waffenknechten in der englischen Linie keine Plattenrüstung trug.

«Sankt Denis!», brüllte der große Mann.

Und Sankt Denis traf auf Sankt Georg.

Kardinal Bessières beobachtete den Kampf vom französischen Hügel aus. Er saß auf einem starken und geduldigen Pferd, trug sein Kardinalsgewand und hatte sich, nicht unbedingt passend dazu, eine Beckenhaube über den Kopf gezogen. Er stand nur wenige Schritt von König Jean entfernt, der ebenfalls zu Pferd war, doch der König hatte die Sporen abgelegt, wie der Kardinal bemerkt hatte, und das deutete darauf hin, dass der König, wenn er sich am Kampf beteiligte, zu Fuß kämpfen würde. Philippe, der jüngste Sohn des Königs, und die übrigen Ritter und Waffenknechte waren alle abgesessen. «Was geht da vor sich, Euer Majestät?», erkundigte sich der Kardinal.

Der König war sich der Antwort nicht ganz sicher, und es reizte ihn, dass sich der Kardinal mit seinem lächerlichen Helm so dicht bei ihm hielt. Er mochte Bessières nicht. Der Mann war der Sohn eines Händlers, bei Gott, aber dann war er in der Kirche bis zum päpstlichen Legaten aufgestiegen und machte sich, wie der König wusste, Hoffnungen auf den Thron des Papstes. Und möglicherweise wäre Bessières eine gute Wahl, denn trotz seiner niedrigen Geburt war der Kardinal ein glühender Unterstützer der französischen Monarchie, es schadete nie, Gottes Hilfe auf seiner Seite zu haben, und deshalb ertrug

ihn der König. «Unser erster Angriff schlägt den Gegner nieder», erklärte er.

«Lob sei Gott», sagte der Kardinal, dann deutete er auf das Banner des Ducs d'Orléans, das über der zweiten Einheit wehte, die sich in dem flachen Tal zwischen den beiden Hügeln bereithielt. Der Duc hatte weit über zweitausend Waffenknechte. Sie waren zu Fuß, aber ihre Pferde standen dicht hinter ihren Reihen, für den Fall, dass sie zur Verfolgung des angeschlagenen Feindes gebraucht würden. «Gibt es einen Grund dafür», fragte der Kardinal, «dass Euer Bruder nicht vorrückt, um Gottes Werk zu verrichten?»

Der König war kurz davor, die Geduld zu verlieren. Er war unruhig. Er hatte gehofft, der Angriff des Dauphins würde ausreichen, um die Engländer zu schlagen, aber es war offensichtlich, dass der Kampf schwieriger war, als irgendjemand erwartet hatte. Man hatte dem König versichert, der Gegner sei von Hunger und Durst geschwächt, aber die Engländer kämpften immer noch. Verzweiflung, dachte er. «Mein Bruder wird vorrücken, wenn er den Befehl zum Vorrücken erhält», sagte er knapp.

«Es ist eine Frage des Platzes», schaltete sich der Comte de Ventadour ein. Er war ein junger Mann, ein Günstling des Königs, und er hatte den Ärger des Monarchen gespürt und gesprochen, um ihn vor weiteren lästigen Erklärungen zu bewahren.

«Platz?», fragte der Kardinal.

«Der Gegner, Euer Eminenz, hat eine starke Position», sagte der Comte und deutete auf den Hügel. «Seht Ihr die Hecke? Sie beengt uns.»

«Ah», sagte der Kardinal, als hätte er die Hecke eben erst wahrgenommen. «Aber warum rücken wir nicht mit all unseren Kräften vor?»

«Weil selbst ein König oder ein Kardinal keinen Quart in einen Pintbecher gießen kann, Euer Eminenz», sagte der Comte.

«Dann zerbrecht den Becher», schlug der Kardinal vor.

«Das versuchen sie gerade zu tun, Euer Eminenz», sagte der Comte geduldig.

Es war schwierig einzuschätzen, was hinter der Hecke vor sich ging. Offenkundig wurde gekämpft, doch wer hatte die Oberhand? Es waren immer noch Franzosen auf der Westseite der Hecke, was darauf hindeutete, dass sie auf der anderen Seite nicht genügend Platz zum Kämpfen hatten, oder vielleicht waren es auch die Feiglinge, die ihr Leben nicht riskieren wollten. Ein kleines Rinnsal Verletzter zog sich den Hügel hinab zurück, und es schien dem Kardinal klar auf der Hand zu liegen, dass die Franzosen jeden Mann, den sie hatten, losschicken sollten, um Druck auf den Gegner auszuüben, doch stattdessen warteten der König und sein Bruder in aller Ruhe ab und ließen die Truppen des Dauphins die Arbeit machen. Geoffrey de

Charny, der königliche Standartenträger, hielt noch immer die Oriflamme empor, was hieß, dass keine Gefangenen gemacht werden durften, und der Kardinal verstand genug vom Kampf, um zu wissen, dass die große Flagge wehen würde, bis der Gegner geschlagen war. Erst wenn diese leuchtend rote Flagge verschwand, konnten die Franzosen darauf vertrauen, dass der Moment gekommen war, um sich hohe Lösegelder zu sichern, und Bessières war enttäuscht, dass sie noch wehte. König Jean, dachte er, hielt sich zu sehr zurück. Er hatte ein Drittel seiner Armee in den Kampf geschickt, aber warum nicht die ganze? Doch er wusste, dass er keine Kritik üben konnte. Wenn die nächste Papstwahl kam, brauchte er den Einfluss König Jeans.

«Euer Eminenz?», unterbrach der Comte de Ventadour die Gedanken des Kardinals.

«Mein Sohn?», gab der Kardinal großartig zurück.

«Dürfte ich?» Der Comte streckte die Hand nach der wertlos aussehenden Klinge aus, die der Kardinal trug.

«Mit Andacht, mein Sohn», sagte der Kardinal.

Der Comte berührte *La Malice*, schloss die Augen und betete. «Wir werden siegen», sagte er, als er sein Gebet beendet hatte.

«Es ist Gottes Wille», sagte der Kardinal.

Dreißig Schritt von dem Kardinal entfernt stand der Comte de Labrouillade zwischen den Männern des Königs. Er schwitzte. Er trug leinene Unterwäsche und darüber ein

engsitzendes Lederwams und Beinlinge. Ein Kettenhemd lag über dem Lederwams, und über das Kettenhemd war ein vollständiger Plattenharnisch geschnallt. Er musste pissen. Der Wein, den er die ganze Nacht getrunken hatte, drückte auf seine Blase, aber er fürchtete, dass sich auch sein Darm entleeren würde, wenn er dem Druck nachgab. Ihm war nicht gut. Gott, dachte er, lass den Dauphin schnell gewinnen! Und warum dauerte das überhaupt so lange? Er verlagerte sein Gewicht von einem Fuß auf den anderen. Wenigstens würde der Duc d'Orléans als Nächster in den Kampf ziehen. Der Comte de Labrouillade hatte Marschall Clermont mit Gold dafür bezahlt, dass er selbst und seine Waffenknechte der Einheit des Königs zugeteilt wurden, der Einheit, die als letzte angreifen würde, und er betete inbrünstig darum, dass die dreitausend Mann des Königs nicht gebraucht würden. Und warum kämpften sie zu Fuß? Jeder wusste doch, dass ein Edelmann zu Pferd kämpft! Aber ein paar von den verfluchten Schotten hatten den König dazu gebracht, zu Fuß zu kämpfen, wie es die Engländer machten. Wenn die Engländer und die Schotten wie Bauern kämpfen wollten, war das ihre Angelegenheit, aber ein französischer Edelmann sollte im Sattel sitzen! Wie konnte ein Mann flüchten, wenn er zu Fuß war? Labrouillade stöhnte.

«Messire?» Sein Standartenträger glaubte, der Comte hätte etwas gesagt.

«Sei still», sagte Labrouillade, und dann seufzte er vor Erleichterung, als er pisste. Der Urin lief warm an seinen Beinen herunter und tropfte unter den Stahlschuppen heraus, die seinen Schritt schützten. Er krampfte den After zusammen, und es gelang ihm, welches Glück, sich nicht zu beschmutzen. Er blickte nach rechts, wo immer noch die Oriflamme wehte, und er betete um den Moment, in dem sie eingerollt würde und er seine Männer losschicken konnte, damit sie Roland de Verrec suchten, der ihm durch den Mann, dessen Pferd er vor der gesamten französischen Armee getötet hatte, eine beleidigende und bedrohliche Botschaft hatte übermitteln lassen. Der Comte hatte geschworen, Roland das Gleiche anzutun, was er mit dem schamlosen Villon gemacht hatte. Er würde ihn für seinen Verrat kastrieren. Diese Aussicht munterte den Comte auf. «Boten», sagte jemand, und er schaute in Richtung des Kampfes und sah zwei Reiter durchs Tal herankommen. Sie bringen Neuigkeiten, dachte er und betete, dass es gute Neuigkeiten waren und er nicht kämpfen musste, sondern nur Gefangene machen konnte.

Sculley, der furchterregende Schotte, stapfte an Labrouillade vorbei, der bei sich dachte, dass Sculley aussah wie eine Kreatur aus einem Albtraum. Blut hatte seinen Wappenrock durchtränkt, sodass das rote Herz der Douglas wirkte, als wäre es geplatzt. Blut war auf seine Panzerhandschuhe gespritzt und auf die Schienen, die

seine Unterarme schützten. Sein Helmvisier war aufgeklappt. Er warf dem Comte einen wilden Blick zu und ging mit langen Schritten weiter zum Kardinal.

«Ich will das magische Schwert», sagte Sculley zu Kardinal Bessières.

«Was sagt dieses Tier?», fragte der Kardinal Vater Marchant, der auf einer Stute saß, die dicht hinter dem Pferd des Kardinals stand. Sculley hatte Englisch gesprochen, und selbst wenn der Kardinal diese Sprache beherrscht hätte, so hätte er doch niemals den Akzent des Schotten verstanden.

«Was gibt es?», fragte Vater Marchant Sculley.

«Sagt Eurem Mann, dass er mir das magische Schwert geben soll! »

«La Malice?»

«Gebt es mir! Die Bastarde haben meinen Herrn verwundet, und ich werde die Bastarde töten! » Er spuckte die Worte geradezu aus und funkelte den Kardinal dabei böse an, als hätte er vor, seine Rache damit zu beginnen, dass er Bessières' gewaltigen Bauch aufschlitzte. «Dieser Bogenschütze», fuhr Sculley fort, «er ist ein toter Mann. Ich habe den Bastard beobachtet! Hat auf meinen Herrn geschossen, als er schon auf dem Boden war! Gebt mir einfach das magische Schwert! »

«Euer Eminenz», Vater Marchant hatte wieder zu Französisch gewechselt, «das Vieh will *La Malice*. Er hat

seinem Wunsch Ausdruck gegeben, den Feind abzuschlachten.»

«Gott sei Dank, dass es jemand tut», sagte der Kardinal. Er hatte schon darüber nachgedacht, was die beste Verwendung für die Reliquie sein könnte, und nun sah es so aus, als hätte dieser Mann die Wahl für ihn getroffen. Er streifte den Schotten mit einem Blick und erschauerte vor der Rohheit seiner Erscheinung, dann lächelte er, zeichnete einen Segen in die Luft und gab Sculley das Schwert.

Und irgendwo wurde eine Trompete geblasen.

Der Prince of Wales tauchte in der englischen Frontlinie auf, seine leuchtende Flagge, die größte auf der englischen Seite, wehte schräg über ihm, und die Franzosen reagierten mit einem neuen, von Gebrüll begleiteten Vorstoß, doch die Engländer erwiderten den Kriegsruf und stürmten selbst vor. Krachend trafen Schilde aufeinander, Waffen wurden niedergeschmettert und vorgestoßen, und es waren die Engländer, die Boden gewannen. Die Männer, die mit dem Schutz des Prince of Wales betraut waren, gehörten zu den erfahrensten und grausamsten Kämpfern der gesamten Armee. Sie hatten Dutzende von Schlachten geschlagen, von Crécy bis zu kleineren Gefechten, und sie kämpften mit kaltblütiger Unbarmherzigkeit. Die beiden Franzosen, die am dichtesten an den Prinz herangekommen waren, gingen augenblicklich zu Boden.

Keiner von ihnen wurde getötet. Der eine war halb betäubt von einem Keulenhieb, der andere bekam einen Axtschwung auf den rechten Ellbogen ab, der den Knochen zerschmetterte und ihn unbewaffnet dastehen ließ. Er wurde von seinen Gefährten nach hinten gezogen, und diese Rückzugsbewegung steckte die Franzosen rechts und links an. Der halbbetäubte Mann versuchte aufzustehen, doch der Prinz beförderte ihn mit einem Tritt auf den Rücken und stellte seinen Fuß auf seine Armschiene. «Mach Schluss mit ihm», sagte er zu dem Mann hinter sich, und der Mann schob mit seinem stahlgepanzerten Stiefel das Helmvisier des am Boden liegenden Mannes auf und rammte sein Schwert hinab. Blut spritzte auf den Prinzen.

«Macht mir Platz! », brüllte der Prinz. Er trat vor und schwang die Kriegsaxt, spürte die Erschütterung bis in den Oberarm, als sich die Klinge in die Hüfte eines Mannes grub. Er zerrte die Waffe frei und stieß sie vorwärts. Der Schaft trug eine Stahlspitze, die den Brustpanzer des Verletzten eindellte, ihn aber nicht durchbohrte. Der Mann taumelte, und der Prinz trat einen weiteren Schritt vorwärts, hieb mit der schweren Waffe nach dem Hals des Mannes, und die scharfe Klinge fuhr durch das Kettengeflecht, das der Mann unter seinem Helm trug, um seinen Hals und seine Schultern zu schützen. Der Mann wankte, und der Prinz trat ihn zu Boden und holte nach einem weiteren Gegner aus. Er kämpfte ohne Visier, und er

sah den Dauphin Charles keine zehn Schritt entfernt klar vor sich. «Komm und kämpf mit mir! », brüllte er auf Französisch. «Du und ich! Charles! Komm und kämpf! »

Der Dauphin, mager und ungeschickt, wie er war, machte sich nicht die Mühe zu antworten. Er sah den Prince of Wales einen Mann mit seiner Axt niederschlagen und sah einen Franzosen mit seiner gekürzten Lanze vorstoßen und den Wappenrock des Prinzen zerfetzen. Unter dem Wappenrock war reliefartig sein Wappen in den Brustpanzer eingearbeitet. Die Lanze stieß erneut vor, und der Prinz hieb dem Angreifer seine Axt in die Schulter. Der Dauphin sah, wie die breite Klinge die Rüstung durchdrang und helles Blut aufspritzte. «Zurück, Euer Hoheit», sagte einer der Beschützer des Dauphins. Dieser Beschützer hatte erkannt, dass der gegnerische Prinz entschlossen war, sich zu dem französischen Thronerben durchzukämpfen. Das durfte nicht geschehen. Die Engländer kämpften wie die Dämonen, also würde es vielleicht doch geschehen, wenn er nicht handelte. «Zurück, Euer Hoheit», sagte er noch einmal, und dieses Mal zog er den Dauphin weg.

Der Dauphin war sprachlos. Er hatte sich selbst damit überrascht, wie gering seine Angst war, als die Schlacht einmal begonnen hatte. Ja, er wurde gut bewacht, und die Männer, die für seine Sicherheit Sorge tragen mussten, waren allesamt überaus geschickte Kämpfer. Er hatte sein

Bestes versucht. Er hatte ein Schwert heftig gegen einen feindlichen Ritter geführt und geglaubt, den Mann verletzt zu haben. Aber vor allem anderen hatte ihn der Kampf in seinen Bann geschlagen. Er hatte die Schlacht mit verständigem Blick verfolgt, und auch wenn ihn das Gemetzel abstieß, so fand er es doch beeindruckend. Es war eine törichte Art, wichtige Angelegenheiten zu entscheiden, dachte er, denn der Ausgang der Entscheidung war mit Bestimmtheit ebenso unsicher wie der Ausgang eines Glücksspiels. Gab es keinen klügeren Weg, einen Gegner zu schlagen?

«Zurück, Sire! », brüllte ihm ein Mann zu, und der Dauphin ließ sich durch die Lücke in der Hecke zurückziehen. Wie lange hatte der Kampf gedauert? Es schienen ihm Minuten zu sein, doch nun nahm er wahr, dass die Sonne hoch über den Bäumen stand, also musste es zumindest eine Stunde gewesen sein! «Die Zeit verfliegt», sagte er.

«Habt Ihr etwas gesagt, Sire?», rief ein Mann.

«Ich sagte, die Zeit verfliegt! »

«Gott im Himmel», sagte der Mann. Er beobachtete den Prince of Wales, der in anmaßender Pose über den Männern stand, die er mit seiner blutverschmierten Axt niedergemacht hatte.

Der Prinz schüttelte die Axt in Richtung des Gegners auf dem Rückzug. «Komm zurück! », brüllte er.

«Er ist ein Narr», sagte der Dauphin erstaunt.

«Sire?»

«Ich sagte, er ist ein Narr.»

«Ein Narr, der kämpft», sagte der Mann mit widerwilliger Bewunderung.

«Er genießt es», sagte der Dauphin.

«Warum sollte er nicht, Sire?»

«Nur ein Narr kann so etwas genießen. Für einen Narren ist das hier das Paradies, und er suhlt sich in seiner Torheit.»

Der Mann, der mit der Bewachung des Dauphin betraut war, glaubte, der achtzehnjährige Prinz sei nicht ganz bei Trost, und mit einem Mal brandete Wut in ihm auf, weil er die Verantwortung für sein Leben trug, für das Leben dieses blassen, hühnerbrüstigen Schwächlings mit den kurzen Beinen und den langen Armen und, wie es nun schien, mit einem Gehirn aus Weichkäse. Ein Prinz sollte wie ein Prinz aussehen, wie der Prince of Wales. Der Franzose verabscheute es, sich dieses Eingeständnis machen zu müssen, aber der gegnerische Prinz sah wie ein wahrer Herrscher aus in all seiner breitbrüstigen, blutbespritzten Pracht. Er sah aus wie ein echter Krieger, nicht wie dieser bleiche Abklatsch eines Mannes. Aber der bleiche Abklatsch war der Dauphin, und deshalb wahrte der Mann den Respekt. «Wir müssen einen Boten zu Eurem Vater schicken», sagte er, «zum König.»

«Ich weiß, wer mein Vater ist.»

«Wir müssen ihn bitten, mehr Männer zu schicken, Sire.»

«Dann tut es», sagte der Dauphin, «aber sorgt dafür, dass er seine närrischsten Narren schickt.»

«Narren, Sire?»

«Schickt die Boten los! Sofort! »

Und so schickten die Franzosen nach Hilfe.

Der große Mann mit dem Morgenstern stürzte auf Thomas zu, und seine beiden Gefährten, der eine mit dem Flegel und der andere mit einer Axt, griffen gemeinsam mit ihm an. Sie brüllten ihre Herausforderung, als sie herankamen. Thomas wurde von Karyl und Arnaldus flankiert, beide hartgesottene Männer, einer Deutscher, einer Gascogner, und Karyl stellte sich dem Mann mit der Streitaxt entgegen, während Arnaldus von dem behelmten Mann mit dem Kriegsflegel herausgefordert wurde.

Thomas trug immer noch die gekürzte Lanze. Er ließ sie fallen.

Der Morgenstern wurde geschwungen. Als Thomas aufblickte, sah er Blutstropfen von den Spitzen wegfliegen, als die Waffe durch die Luft fegte. Er hatte nun keine Waffe mehr, also trat er vor, während der Mann noch ausholte, legte dem großen Mann seine Bogenschützenarme um die Mitte, drückte sie zusammen und hob den Mann hoch.

Arnaldus hatte den Hieb des Flegels mit seinem Schild abgefangen. Nun ließ er mit der Rechten die Axt auf das Bein seines Angreifers niederfahren. Karyl war Thomas' Beispiel gefolgt und vorgetreten, während sein Gegner mit der Streitaxt ausholte, und nun rammte er ihm seine Keule in den Schritt. Dann schlug er noch einmal zu. Thomas hörte ein Kreischen. Er umklammerte seinen Feind. Der Flegel kratzte über seinen Rücken, riss an seinem Kettenhemd und seinem Lederwams. Noch mehr Franzosen kamen, aber auch mehr Hellequin. Der Mann mit der Streitaxt war nach vorn gekippt, und das war eine Einladung für Karyl, die er gern annahm. Er hielt die Keule dicht an seinen Kopf, verkürzte so den Schlag und hieb dem Franzosen die Keule in den Nacken. Einmal, zweimal, dann ging der Mann still zu Boden, und Karyl zog einen Dolch und bohrte ihn unter den Rand des Brustpanzers, den der große Mann trug, den Thomas umklammert hielt. Karyl stieß mit dem Dolch aufwärts unter die Rippen des Mannes.

«Gott! Gott!», schrie der Mann. Thomas erhöhte den Druck seiner Umklammerung. Der große Mann hätte den Morgenstern loslassen sollen, aber er hielt die Waffe eigensinnig weiter im Griff, und als Karyl seine lange, schmale Klinge in ihm drehte, schrie der Mann noch lauter. Thomas roch Kot. Er drückte, so fest er konnte, und Karyl rammte den Dolch erneut in den Körper, aufwärts unter den Rand des Brustpanzers, sodass sein blutiger

Panzerhandschuh unter dem Stahl und in dem Gemisch aus zerborstener Kettenrüstung und Wolle verschwand.

«Ihr könnt ihn jetzt fallen lassen», sagte Karyl.

Der Mann stürzte schwer zu Boden. Er zuckte und keuchte.

«Armer Hund», sagte Karyl. «Hätte es besser wissen müssen.» Er hob seine Keule auf, stellte dem Mann, der sich unter ihm wand, einen Fuß auf die Brust und ließ die Keule auf seinen Helm niederfahren. «Viel Glück in der Hölle», sagte Karyl. «Richte dem Teufel einen schönen Gruß von uns aus.»

Die Franzosen zogen sich zurück. Schritt für Schritt. Sie beobachteten ihren Gegner, aber sie zogen sich entlang der Hecke zurück oder versuchten, sich durch das Dorngestrüpp zu drängen. Die Engländer und Gascogner verfolgten sie nicht. Berittene Männer hinter ihrer Linie brüllten ihnen zu. «Linie halten! Keine Verfolgung! Lasst sie gehen!»

Die Versuchung bestand darin, die Franzosen zu verfolgen und reiche Gefangene zu machen, doch eine solche Verfolgung würde die Kampflinie auflösen, und wenn die Franzosen daran gescheitert waren, dies mit all ihren Waffen zu erreichen, dann würden es die Engländer nun nicht selbst aus Gier tun. Sie blieben in der Kampflinie stehen.

«Ihr solltet versuchen, mit einer Waffe zu kämpfen», sagte Karyl belustigt zu Thomas.

Thomas’ Mund war wie ausgedörrt. Er konnte kaum sprechen, doch als die Franzosen gingen, kamen die Frauen vom englischen Gepäcktross mit Weinschläuchen voll Flusswasser. Es genügte nicht, damit alle ihren Durst stillen konnten, aber jeder trank, was er kriegen konnte.

Und aus dem Tal klangen Trompeten herauf.

Der Gegner griff erneut an.

Staubbedeckt kam der erste Bote bei König Jean an. Schweiß hatte helle Linien durch den Schmutz auf seinem Gesicht gezogen. Sein Pferd war mit weißen Schweißflocken überzogen. Der Bote stieg ab und kniete nieder. «Mein Lehnsherr», sagte er, «der Prinz, Euer Sohn, erbittet Verstärkung.»

Der König blickte zu dem fernen Hügel hinüber. Er sah die englischen Banner durch die breiteste Lücke in der Hecke. «Was ist geschehen?», fragte er.

«Der Gegner ist geschwächt, Sire. Sehr geschwächt.»

«Aber nicht geschlagen.»

«Nein, Sire.»

Zwei weitere Boten kamen, und der König setzte aus ihren Berichten das bisherige Kampfgeschehen des Vormittags zusammen. Die Boten überhäuften seinen ältesten Sohn mit Lob, sagten, der Prinz habe hervorragend gekämpft,

Geschichten, die der König nicht glaubte, aber zu glauben vorgab. Was zuzutreffen schien, war, dass die Engländer tatsächlich geschwächt worden waren, aber ihre Disziplin und ihre Kampflinie aufrechterhalten hatten. «Sie sind stur, Sire», sagte einer der Boten.

«Ah ja, stur», erwiderte der König vage. Er beobachtete, dass die Truppen seines ältesten Sohnes den Hügel herunterkamen. Sie waren langsam. Sie mussten erschöpft sein, denn es war ein langer Kampf gewesen. Die meisten Auseinandersetzungen von Waffenknechten waren in Minuten vorüber, doch diese beiden Armeen hatten wenigstens eine Stunde lang gekämpft.

Der König sah einen Verwundeten, der ein Schwert als Gehstütze einsetzte, auf sich zu den Hügel heraufkommen. «Mein Sohn ist unverletzt?», fragte er den Boten.

«Ja, Sire, Dank sei Gott, Sire.»

«Dank sei Gott, in der Tat», sagte der König, dann winkte er den Comte de Ventadour zu sich. «Geht zum Dauphin», befahl er ihm, «und sagt ihm, er soll das Schlachtfeld verlassen.»

«Das Schlachtfeld verlassen?» Der Comte war nicht sicher, ob er recht gehört hatte.

«Er ist der Thronfolger. Er hat genug gekämpft. Er hat seinen Mut bewiesen, und nun muss für seine Sicherheit gesorgt werden. Sagt ihm, dass er mit seinem Gefolge nach

Poitiers reiten soll. Ich werde mich ihm heute Abend dort anschließen.»

«Ja, Sire», sagte der Comte und ließ sich sein Pferd bringen. Er wusste, dass er mit dieser Botschaft beauftragt wurde, weil der Dauphin einem solchen Befehl misstrauen würde, wenn er nicht von einem Mann aus dem nächsten Umkreis des Königs überbracht wurde. Und der Comte kam zu dem Schluss, dass der König recht hatte. Es musste für die Sicherheit des Thronfolgers gesorgt werden.

«Erklärt dem Duc d'Orléans, dass er den Kampf aufnehmen soll», befahl der König.

«Er soll vorrücken, Sire?»

«Er soll vorrücken, er soll kämpfen, und er soll gewinnen! », sagte der König. Er sah seinen jüngsten, erst vierzehnjährigen Sohn an. «Du wirst nicht mit Charles wegreiten», sagte er.

«Ich will auch nicht weg, Vater! »

«Du wirst den Sieg miterleben, Philippe.»

«Werden wir kämpfen, Vater?», fragte der Junge eifrig.

«Als Nächster wird dein Onkel kämpfen. Wir werden uns ihm anschließen, falls wir gebraucht werden.»

«Ich hoffe, er braucht uns! », sagte Philippe.

König Jean lächelte. Er wollte seinem Jüngsten nichts von den aufregenden Ereignissen dieses Tages vorenthalten, aber er wollte unbedingt, dass er sicher war. Vielleicht, dachte er, würden seine dreitausend Mann zum Ende der

Schlacht vorrücken, um sich an der endgültigen Niederschlagung der Engländer zu beteiligen. Seine Männer gehörten zu den kampfstärksten Rittern und Waffenknechten Frankreichs. «Du wirst den Kampf erleben», versprach er seinem Sohn, «aber du musst schwören, mir nicht von der Seite zu weichen! »

«Ich schwöre es, Vater.»

Der Comte de Ventadour war zwischen den vielen Männern hindurchgeritten, die der Bruder des Königs befehligte. Das war der kürzeste Weg zum Dauphin. Der König sah ihn die Botschaft an den Duc d'Orléans ausrichten und dann zum Dauphin weiterreiten, der nun bis zur Hälfte des Hangs heruntergekommen war. Die Engländer hatten ihn nicht verfolgt. Sie warteten einfach hinter der Hecke ab, ein Zeichen dafür, so hoffte der König, dass sie tatsächlich geschwächt waren.

«Wenn der Duc angreift», rief der König Marschall Clermont zu, «werden wir zu seiner derzeitigen Stellung vorrücken.»

«Ja, Sire.»

Der erste schwere Angriff hatte die Engländer geschwächt. Zwei weitere sollten noch kommen.

Aber es sollte nur noch einer kommen.

Denn sein Bruder beschloss, wie der König ungläubig beobachtete, gemeinsam mit dem Dauphin das Feld zu verlassen. Der Duc d'Orléans hatte nicht gekämpft, an

seinem Schwert klebte kein gegnerisches Blut, und doch ließ er sich sein Pferd bringen und führte seine Truppen nordwärts. «Was zum Teufel?», fragte der König die Morgenluft.

«Was in Gottes Namen tut er da?», fragte Marschall Clermont.

«Gütiger Himmel», sagte ein Mann.

«Er zieht ab! »

«Du Narr! », schrie der König seinem Bruder zu, der viel zu weit entfernt war, um es zu hören. «Du elender Narr, du Hasenfuß, du schwachsinniger Bastard! Du feiger Scheißhaufen! » Sein Gesicht war rot, Speichel flog aus seinem Mund. «Mit den Bannern vorrücken! », rief der König. Er stieg vom Pferd und gab einem Stallknecht die Zügel. Wenn sein Bruder nicht kämpfte, dann würden die Einheiten des Königs, die besten der Armee, diesen Tag entscheiden. «Trompeten! », rief der König immer noch wütend. «Gebt mir die verdammte Axt! Blast die Trompeten! Blast zum Vorrücken! Vorwärts! »

Die Trompeten wurden geblasen, die Trommeln wurden geschlagen, und die Oriflamme wurde in Richtung des Feindes getragen.

«Was machen sie da?» Der Prince of Wales war aufs Pferd gestiegen, um den Gegner besser sehen zu können, und was er sah, war besorgniserregend. Die zweite

Angriffseinheit der Franzosen zog nordwärts. «Wollen sie unsere rechte Flanke angreifen?», überlegte er.

«Und zugleich die Mitte unserer Kampflinie, Sire.» Der kriegserfahrene Sir Reginald Cobham beobachtete, wie die letzte Angriffseinheit der Franzosen vorrückte. Über dieser Einheit wehten die Oriflamme und die königliche Standarte. Sir Reginald beugte sich vor und erschlug eine Bremse, die sich auf den Hals seines Schlachtrosses gesetzt hatte. «Womöglich hat irgendwer dort drüben doch ein bisschen Verstand.»

«Hat der Earl of Salisbury Bogenschützen?», fragte der Prinz.

«Viele, aber hat er auch genügend Pfeile?»

Der Prinz knurrte bloß. Ein Diener brachte ihm einen Krug mit wasserverdünntem Wein, aber der Prinz schüttelte den Kopf. «Sorg dafür, dass alle Männer getrunken haben, bevor ich es tue», befahl er laut genug, dass er noch dreißig Schritt entfernt gehört wurde.

«Ein Fuhrmann hat dreißig Fässer Wasser auf den Hügel gebracht, Sire», sagte der Earl of Warwick.

«Tatsächlich? Guter Mann!» Der Prinz sah sich nach einem Diener um. «Such ihn! Gib ihm einen Groschen!» Der Silbergroschen war eine wertvolle Münze. «Nein, gib ihm zwei! Sie sind nicht besonders eifrig auf den Kampf aus, oder?» Er sah zu den Truppen des Ducs d’Orléans, die nach seiner Annahme die Männer des Earls of Salisbury auf der

rechten Flanke der Engländer angreifen wollten, aber zu seinem Erstaunen rückten die gegnerischen Truppen noch weiter Richtung Norden ab. Einige Männer ritten, einige gingen zu Fuß, und einige hielten sich unten im Tal auf, als wüssten sie nicht recht, was sie tun sollten. «Jean!», rief der Prinz. «Messire!»

Jean de Grailly, der Captal de Buch, der sich im Verlauf der Schlacht dicht beim Prinzen gehalten hatte, ritt näher zu ihm. «Sire?»

«Was haben die Teufel vor?»

«Einen berittenen Angriff?», vermutete der Captal, klang aber unsicher. Wenn die Franzosen einen Angriff von Rittern zu Pferd planten, dann waren ihre Tiere zu weit von der englischen Kampflinie entfernt. Einige waren schon hinter der Kuppe des nächsten Hügels verschwunden. «Oder wollen sie vielleicht als Erste in den Freudenhäusern von Poitiers sein?», lautete die nächste Vermutung des Captals.

«Was für kluge Kerle», sagte der Prinz. Stirnrunzelnd beobachtete er die abrückenden Truppen. Etwa die Hälfte der Einheiten des Ducs d'Orléans zog nach Norden, die andere Hälfte blieb, wo sie war, und schloss sich mit den Männern des Dauphins zusammen, die schon gekämpft hatten. Dann begannen einige Verbände des Dauphins dem Banner des Ducs d'Orléans nordwärts zu folgen. Dieses Banner wurde nicht in Richtung der rechten englischen

Flanke getragen, sondern immer weiter nach Nordwesten. «Bei Gott», sagte der Prinz erstaunt, «ich glaube, Ihr habt recht. Sie beeilen sich, um die besten Huren zu kriegen! Hüa, Freunde! », rief er dem abziehenden Feind aufmunternd zu, dann klopfte er seinem Pferd auf den Nacken. «Nicht du, alter Freund. Du musst hierbleiben.» Er sah sich nach den Truppen des französischen Königs um, die auf seine Stellung vorrückten. «Er muss sehr sicher sein», sagte er, «wenn er Einheiten wegschickt.»

«Oder sehr närrisch», sagte der Earl of Warwick.

Der Prinz hatte etwa ein Dutzend Reiter um sich. Es waren kluge Männer, erfahrene Männer, um ihre Augen hatten sich Falten gebildet, weil sie so oft nach dem Gegner in der Ferne Ausschau gehalten hatten, ihre Haut war von der Sonne braun gebrannt, ihre Rüstungen waren zerkratzt und eingedellt, und die Hefte ihrer Waffen waren glatt vom häufigen Gebrauch. Sie hatten in der Normandie gekämpft, in der Bretagne, der Gascogne, Frankreich und Schottland, sie vertrauten einander – und wichtiger, der Prinz vertraute ihnen. «Kaum vorstellbar», sagte der Prinz, «dass ich heute Morgen erwartete, als Geisel genommen zu werden.»

«Ich bin sicher, dass Jean de Valois dieses Angebot jetzt gerne annehmen würde, Sire», sagte der Earl of Warwick, der sich weigerte, Jean mit dem Titel König von Frankreich

zu benennen, mit dem Titel, den Edward von England für sich beanspruchte.

«Ich kann nicht glauben, was ich hier vor mir sehe», sagte der Prinz. Zweifelnd sah er den französischen Truppen auf dem Rückzug nach, die wahrhaftig das Schlachtfeld zu verlassen schienen, und zwar nicht nur die erschöpften Einheiten des Dauphin, sondern auch die frischen Einheiten des Duc d'Orléans. Einige Männer waren auf dem Feld geblieben und schlossen sich den Truppen des Königs an. «Ich vermute, sie gehen davon aus, dass diese Männer ausreichen.» Der Prinz deutete auf die anrückenden Waffenknechte. Die große Standarte des Königs, prachtvoll in Blau und Gold, war in der Talsenke angekommen, und nun begannen die weit auseinandergezogenen Einheiten der gerüsteten Männer den Anstieg auf den Hügel. «Messire», der Prinz wandte sich zum Captal um, «habt Ihr Reiter?»

«Ich habe sechzig Berittene, Sire. Die übrigen stehen in der Kampflinie.»

«Sechzig», sagte der Prinz nachdenklich. Er warf einen Blick auf die anrückenden Franzosen. Sechzig genügten nicht. Seine angeschlagene Armee mochte etwa genauso umfangreich sein wie die anrückenden Truppen des Königs von Frankreich, aber der Gegner war ausgeruht, und die Männer des Prinzen waren erschöpft, und er wollte die Kampflinie nicht schwächen, indem er Männer aus den

Reihen nahm. Aber dann hatte er eine Idee. «Nehmt hundert Bogenschützen. Alle beritten.»

«Sire?», fragte der Earl of Warwick, der nicht wusste, worauf der Prinz hinauswollte.

«Sie haben vor, uns einen schweren Schlag zu versetzen», sagte der Prinz, «also stellen wir doch einmal fest, wie es ihnen schmeckt, wenn sie selbst einen Schlag abbekommen.» Dann wandte er sich wieder an den Captal. «Wir lassen sie angreifen, Sire, und dann fallen wir ihnen in den Rücken.»

Der Captal lächelte. Es war kein angenehmes Lächeln. «Ich brauche eine englische Flagge, Sire.»

«Damit sie wissen, wer sie umbringt?»

«Damit Eure Bogenschützen nicht unsere Pferde für ihre Zielübungen benutzen, Sire.»

«Mein Gott», sagte Warwick, «Ihr wollt eine ganze Armee mit hundertsechzig Mann angreifen!»

«Nein, wir werden eine ganze Armee niedermachen», sagte der Prinz, «mit der Hilfe Gottes, Sankt Georgs und der Gascogne!» Der Prinz beugte sich im Sattel vor und ergriff die Hand des Captals. «Geht mit Gott, Messire, und kämpft wie der Teufel.»

«Nicht einmal der Teufel kämpft wie ein Gascogner, Sire.»

Der Prinz lachte.

Er witterte den Sieg.

Sechzehn

Roland hatte die Schlacht vom Pferderücken aus bestritten. Zu Fuß hätte er sich unbehaglich gefühlt, nicht weil er diese Form des Kampfes nicht beherrschte, sondern weil er keine Freunde oder Vertrauten in der Kampflinie hatte. Die Männer kämpften zu zweit oder in kleinen Gruppen, vereint durch Verwandtschaft oder Freundschaft, und hatten sich gegenseitigen Schutz geschworen. Roland de Verrec hatte keine Verwandten in dieser Armee, seine Freundschaften waren unsicher, und davon abgesehen, wollte er seinen Gegner suchen. Als die Franzosen durch die Lücken in der Hecke gestürmt waren, um die englische Kampflinie zurückzudrängen, hatte er unter den Bannern nach dem grünen Pferd von Labrouillade Ausschau gehalten und es nicht entdeckt. Also hatte er sich mit seinem Schlachtross dicht beim Prince of Wales gehalten, allerdings nicht so dicht, dass er auffiel, und er hatte durch die breiteste Lücke in der Hecke unter den beiden abwartenden gegnerischen Einheiten weiter nach dem grünen Pferd gesucht und es auch dort nicht gefunden. Das war wenig überraschend. Über den wartenden Einheiten hingen zahlreiche Banner, Flaggen und Wimpel, und es gab kaum Wind, der sie hätte wehen

lassen können, der Wind war sogar so schwach, dass der Mann mit der Oriflamme die Flagge von einer Seite zur anderen schwenkte, damit sie gesehen wurde. Und diese leuchtend rote Flagge näherte sich nun dem englischen Hügel.

Robbie hatte sich Roland de Verrec angeschlossen. Der Schotte hatte ebenso wie Roland keine Freunde in dieser Armee. Wohl zählte er Thomas zu seinen Freunden, aber diese Freundschaft wurde durch Großzügigkeit auf der einen und Undankbarkeit auf der anderen Seite gekennzeichnet, und darüber empfand Robbie Scham. Mit der Zeit würde ihre Freundschaft wiederhergestellt werden, doch im Augenblick glaubte Robbie nicht, dass ihm Thomas als Nebenmann im Kampf vertrauen würde, und deshalb beobachtete er ebenso wie Roland die Schlacht von hinter der Linie aus. Er hatte gesehen, wie die Engländer den französischen Angriff abgefangen, aufgehalten und zurückgedrängt hatten. Er hatte das Elend der Schlacht gehört, die Schreie der Männer, die von Stahl zerfleischt wurden, er hatte zugesehen, als die Franzosen wieder und wieder vergeblich versucht hatten, die englische Linie aufzubrechen, und schließlich den Kampfesmut verloren. Sie hatten sich zurückgezogen. Sie hatten Tote zurückgelassen, mehr Tote, als die Engländer zu beklagen hatten, wesentlich mehr, aber es war immer einfacher, von der Verteidigungsstellung aus zu kämpfen. Die Engländer

mussten ihre Kampflinie halten. Männern, die nicht kämpfen wollten, blieb kaum etwas anderes übrig, als zwischen ihren Nebenmännern stehen zu bleiben; sie mussten nicht vorrücken und einen Kampf auslösen, die Franzosen aber mussten vorrücken. Die Ängstlicheren von ihnen hielten sich im Hintergrund, sodass die Tapfersten an der Spitze waren, und das bedeutete, dass die Tapfersten häufig allein waren und sich einem halben Dutzend Verteidiger gegenübersahen. Und nun würde all das erneut beginnen.

«Was geschieht jetzt?», fragte Roland unvermittelt.

Robbie sah zu den anrückenden Franzosen hinüber. «Sie kommen, sie kämpfen, wer weiß?»

«Das habe ich nicht gemeint», sagte Roland. Auch er beobachtete die anrückenden Franzosen. «Sie haben ihre besten Kämpfer bis zum Schluss aufgespart», fügte er hinzu.

«Ihre besten Kämpfer?»

Roland konnte nun einige der Banner erkennen, denn die Standartenträger schwenkten sie hin und her. «Ventadour», sagte er, «Dammartin, Brienne, Eu, Bourbon, Pommiers. Und die königliche Standarte ist auch dabei.»

«Und was habt Ihr gemeint?»

«Ich meinte, was geschieht nach der Schlacht?»

«Ihr heiratet Bertille.»

«Mit Gottes Hilfe, ja», sagte Roland und berührte den blauen Seidenschal um seinen Hals. «Und Ihr?»

Robbie zuckte mit den Schultern. «Ich bleibe bei Thomas, denke ich.»

«Wollt Ihr nicht nach Hause?»

«Ich bezweifle, dass man mich in Liddesdale willkommen heißen würde, jetzt nicht mehr. Ich muss mir ein neues Zuhause schaffen.»

Roland nickte. Er beobachtete weiter die heranrückenden Truppen. «Und ich muss meinen Frieden mit Frankreich machen», sagte er sehnsüchtig.

Robbie tätschelte den Hals seines Pferdes, das gescheckte Streitross war ein Geschenk von Thomas. «Ich dachte, Eure Ländereien liegen in der Gascogne.»

«So ist es.»

«Dann huldigt dem Prince of Wales. Er wird Euch Eure Ländereien zurückgeben.»

Roland schüttelte den Kopf. «Ich bin Franzose», sagte er, «und ich werde um die Vergebung Frankreichs bitten.» Er seufzte. «Ich vermute, das wird einiges kosten, aber mit Geld ist alles möglich.»

«Stellt nur sicher, dass Ihr ihn schnell tötet», sagte Robbie. «Ich werde Euch helfen.»

Roland antwortete nicht sofort. Er hatte ein grünes Aufblitzen in den gegnerischen Reihen gesehen und behielt die Stelle im Auge. War es die Flagge mit dem grünen

Pferd? «Schnell?», fragte er nach einer Weile, ohne den Blick von den Truppen abzuwenden. «Habt Ihr geglaubt, ich würde Labrouillade zu Tode foltern?» Er klang gekränkt. «Es mag sein, dass er die Folter verdient hat, aber er wird einen schnellen Tod haben.»

«Ich meinte, ihn töten, bevor er die Gelegenheit hat, sich zu ergeben.»

Roland wandte endlich den Blick von den Franzosen ab. Sein Helmvisier war hochgeklappt, und er hatte die Stirn gerunzelt. «Ergeben?»

«Labrouillade ist ein Vermögen wert», sagte Robbie. «Wenn die Schlacht für ihn ungünstig verläuft, wird er sich ergeben. Er zahlt viel lieber ein Lösegeld, als sich beerdigen zu lassen. Würdet Ihr das nicht ebenso machen?»

«Mein Gott», sagte Roland. An diese Möglichkeit hatte er nicht gedacht, dabei war es so offensichtlich! Er hatte davon geträumt, Bertille mit dem Schwert zu befreien, aber Robbie hatte recht. Labrouillade würde niemals kämpfen. Er würde sich ergeben.

«Also tötet ihn schnell», sagte Robbie. «Gebt ihm keine Gelegenheit, irgendetwas zu sagen. Stürmt auf ihn zu, beachtet sein Gewinsel um Gnade nicht, sondern tötet ihn.» Er hielt inne, musterte Roland, der wieder zu dem anrückenden Feind hinüberschaute. «Wenn er überhaupt da ist», fügte Robbie hinzu.

«Er ist da», sagte Roland bitter. Nun hatte er das grüne Pferd gesehen. Es war auf der linken Flanke der Franzosen und etwas hinter den Einheiten des Königs. Irgendwie musste es ihm gelingen, durch diese Einheiten zu kommen, wenn er Bertille jemals Freiheit verschaffen wollte, und er wusste, dass es hoffnungslos war. Er würde zu viele Männer töten müssen, und selbst wenn es ihm gelang, hätte Labrouillade viel zu viel Zeit, um zu entdecken, dass der Tod auf ihn zukam. Robbie hatte recht, er musste Labrouillade schnell töten, aber er sah keine Möglichkeit, wie ihm das gelingen könnte.

Und in demselben Moment hörte er dumpfen Hufschlag. Er drehte sich um, sah Reiter, die sich am Waldrand sammelten, und erriet, dass sie einen Angriff vorhatten. «Ich brauche eine Lanze», sagte er.

«Wir brauchen zwei Lanzen!», sagte Robbie.

Sie ließen ihre Pferde umdrehen und suchten sich Lanzen.

Der Comte de Labrouillade stolperte über irgendetwas. Sein Visier war noch offen, aber es war schwer, am unteren Rand seines Helms vorbeizuschauen, der sein Kinn bedeckte, über das Kettengeflecht seines Halsschutzes schabte und an den oberen Rand seines dicken Brustpanzers stieß, doch er erhaschte einen Blick auf eine zu Boden gefallene Keule, an der Blut und Menschenhaare klebten. Sein Magen hob sich. Da war noch mehr Blut auf

dem Boden, offensichtlich von einem Verwundeten, der von dem ersten Angriff auf die englische Linie zurückgehinkt oder zurückgekrochen war. Labrouillade verlangsamte seinen Schritt und versicherte sich, dass er ganz am Ende der königlichen Einheiten war. Die Trommler waren dicht hinter ihm und schlugen einen ohrenbetäubend lauten Takt auf den straffgespannten Ziegenfellen. Rüstungen klirrten. Der Comte war schweißgebadet, Schweiß lief ihm übers Gesicht und brannte in seinen Augen. Er war müde von dem langen Marsch den Hügel hinunter, und nun wurde es noch schlimmer, denn es ging leicht hügelan, jeder Schritt kostete ihn Anstrengung, seine Beinmuskeln waren nur noch Schmerz, ihm war schlecht, und er hatte den Eindruck, dass sich sein Darminhalt verflüssigt hatte. Er strauchelte über niedergetrampelte Reben, konnte sich aber im Gleichgewicht halten. Trompeten wurden geblasen.

«Keine Pfeile! », schrie jemand.

«Den Bastarden sind die Pfeile ausgegangen! »

«Ihr könnt Eure Visiere offen lassen! », rief ein anderer Mann, und in genau diesem Augenblick zuckte ein Pfeil von links heran, jagte in die Reihen und prallte an einer Armschiene ab, bevor er sich in die Erde grub. Noch mehr Pfeile kamen, und überall in den französischen Reihen schlossen die Männer hastig ihre Visiere. Das Geräusch der Pfeile, die auf Rüstungen trafen, hörte sich an wie ein Hagel aus Metall. Ein Trommler wurde getroffen und fiel

rücklings zu Boden, die riesige Trommel auf seinem blutenden Bauch, während er eine Mischung aus Erbrochenem und Blut spuckte.

«Oh Gott», stöhnte der Comte de Labrouillade. Der Wein schwappte in seinem Bauch. Ihm war schlecht. Wie viele andere Männer hatte er sich Mut angetrunken, doch nun wurde der Wein in seinem Magen sauer, und er kämpfte sich stolpernd weiter. Durch die schmalen Sehschlitze seines Visiers konnte er kaum etwas erkennen. Alles, was er wollte, war, dass er seinen Darm beherrschen konnte und dass dieser Albtraum endete. Gebe Gott, dass die kampflustigen Narren an der Spitze schnell durch die englische Linie stürmten und die Narren auf der Gegenseite töteten. Mit etwas Glück würde er als Gefangener genommen werden, der ein üppiges Lösegeld einbrachte, aber in Wirklichkeit kümmerte ihn das nicht. Er wollte nur, dass es vorbei war.

Die Pfeile wurden spärlicher. Die Bogenschützen auf der rechten Seite der englischen Linie hatten nur noch eine Handvoll übrig, und die meisten legten ihre Bögen weg, nahmen ihre Streitäxte oder Keulen und beobachteten, wie der Gegner dicht an die Hecke vorrückte.

Der König von Frankreich ging auf die breiteste Lücke in der Hecke zu, wo er das große Banner gesehen hatte, das die Anwesenheit des Prince of Wales verkündete. Sein Sohn Philippe war an seiner Seite, und um sich hatte er seine

Leibgarde. Siebzehn weitere Männer trugen die Farben des Königs, um die Engländer zu täuschen. Sie alle waren Ritter von hohem Ansehen, Mitglieder des königlichen Ordens des Sterns, und die Hoffnung lag darin, dass viele Engländer starben, wenn sie die Ritter angriffen. «Du bleibst dicht bei mir, Philippe», sagte der König zu seinem Sohn.

«Ja, Vater.»

«Heute Abend feiern wir in Poitiers», sagte der König. «Wir werden Musik haben!»

«Und Gefangene?»

«Dutzende von Gefangenen», sagte König Jean. «Hunderte von Gefangenen! Und aus dem Wappenrock des Prince of Wales machen wir dir ein Nachthemd.»

Philippe lachte. Er trug ein Schwert und einen Schild, doch niemand erwartete, dass er kämpfte, und vier Ritter des Sterns waren dazu eingeteilt, ihn zu schützen.

Die ersten Reihen der Franzosen hatten nun die Lücke in der Hecke erreicht. «Montjoie Sankt Denis!», riefen sie. «Montjoie Sankt Denis!» Die Angriffslinie war unregelmäßig. Die kampflustigsten Männer waren vorgestürmt, die zögerlichen waren absichtlich langsamer marschiert, und die französische Kampflinie war nicht geschlossen. Die Engländer schwiegen. Der König sah sie durch die Reihen der Männer vor sich, er sah eine graue

Linie aus zerbeultem Stahl unter zerfledderten Bannern. «Sankt Denis!», rief er. «Montjoie Sankt Denis!»

Kardinal Bessières war hundert Schritt hinter der französischen Angriffseinheit. Er saß immer noch im Sattel und wurde von Vater Marchant und drei Waffenknechten begleitet. Der Kardinal war wütend. Die französische Armee wurde offenkundig von Männern geführt, die ihr Handwerk verstanden, kriegserfahrenen Männern, doch der erste Reiterangriff war vollständig gescheitert, dennoch war der zweite Angriff zurückgeschlagen worden, und nun hatten zumindest zwei Drittel der Armee das Schlachtfeld verlassen, und darunter waren viele Männer, die nicht einmal den Versuch unternommen hatten zu kämpfen. Was zu einem leichten Sieg hätte werden sollen, hing nun in der Schwebe, doch trotz seines Ärgers war Bessières zuversichtlich. Er überlegte, ob er ein Gebet sprechen sollte, doch er hatte nie auf Gottes Hilfe vertraut, sondern es vorgezogen, sich auf seine eigene Klugheit und List zu verlassen. «Wenn das Debakel vorbei ist», sagte er zu Vater Marchant, «dann sorgt dafür, dass diesem schottischen Vieh *La Malice* wieder abgenommen wird.»

«Gewiss, Euer Eminenz.»

Und zur Überraschung des Kardinals ließ der Gedanke an das Petrusschwert mit einem Mal Hoffnung in ihm aufsteigen. Gerade er wusste besser als sonst jemand, welcher Tand die meisten Reliquien waren und wie die

Gläubigen mit diesen Gegenständen betrogen wurden. Jedes alte Stückchen Knochen, mochte es von einer Geiß, einem Ochsen oder einem hingerichteten Dieb stammen, konnte als Fingerknöchel eines Märtyrers ausgegeben werden, doch trotz seiner Skepsis hatte er das sichere Gefühl, dass *La Malice* wahrhaftig das Schwert des Fischers war. Es konnte nicht versagen. Die Engel selbst würden für Frankreich kämpfen, und der Sieg würde Louis Bessières auf den Petrusthron befördern.

«Jetzt geht!», rief der Kardinal den Männern in der ersten Reihe zu, obwohl sie viel zu weit weg waren, um ihn zu hören.

Und die Franzosen griffen an. «Montjoie Sankt Denis!»

Thomas ritt nordwärts an der englischen Linie entlang. Er hörte die Franzosen anrücken, ihre Trommelschläge hallten durch die Luft, und er wollte wissen, was vor sich ging. Für ihn hatte die Schlacht bisher aus der kurzen, wilden Abwehr der Reiter an der Furt und anschließend dem ebenso kurzen und wilden Kampf hinter der Hecke bestanden. Die Geschehnisse auf dem übrigen Schlachtfeld waren ihm ein Rätsel, weshalb er losgeritten war, um sich zu informieren. Durch die breiteste Lücke in der Hecke sah er einen weiteren französischen Vorstoß. Seltsam war nur, dass keine Franzosen mehr auf der gegenüberliegenden

Hügelkuppe waren, abgesehen von ein paar Reitern, die so aussahen, als würden sie die Schlacht nur beobachten.

Er wollte gerade umdrehen, um seinen Männern zu erzählen, was er gesehen hatte, und ihnen zu befehlen, sich auf einen weiteren Kampf an der Hecke vorzubereiten, als eine Stimme rief: «Seid Ihr Bogenschütze?»

Thomas vermutete, dass die Frage an jemand anderen gerichtet war, und beachtete sie nicht, dann erschien es ihm seltsam, dass die Frage auf Französisch gestellt worden war. Er drehte sich um und sah einen Mann, auf dessen Wappenrock auf gelbem Feld ein schwarzes, von silbernen Jakobsmuscheln geschmücktes Kreuz abgebildet war. Der Mann sah direkt in Thomas' Richtung.

«Ich bin Bogenschütze», rief Thomas zurück.

«Ich brauche berittene Bogenschützen! » Der Mann war jung, strahlte aber unmissverständliche Selbstsicherheit und Autorität aus. «Bringt auch Handwaffen mit! »

«Ich kann Euch wenigstens sechzig Bogenschützen zur Verfügung stellen», rief Thomas.

«Macht schnell! »

Die Franzosen kamen durch die Lücke, brüllten ihren Kriegsruf und stürmten wie zuvor auf die englische Kampflinie ein, und wie zuvor traf Stahl auf Stahl. «Durchhalten! », schrie ein Mann auf Englisch. «Haltet die Linie! » Schmetternde Trompetenstöße zerrissen die Luft, die Trommler schlugen auf die Felle, die Kriegsrufe wurden

gebrüllt, und Thomas ritt und hielt erst an, als er das südliche Ende der Linie erreicht hatte, das noch nicht in den Kampf verwickelt war. «Karyl! Das wird der gleiche Kampf wie vorhin! Wehrt sie einfach ab! Sam! Ich will jeden Bogenschützen auf seinem Pferd haben. Bringt Äxte, Schwerter, Keulen und auch sonst alles, womit man töten kann, und beeilt euch!»

Thomas fragte sich, wer der Mann in dem schwarz-gelben Wappenrock war und wozu um Himmels willen er sich selbst gerade bereit erklärt hatte. Seine Männer liefen zum Waldrand, wo Keane die Pferde angepflockt hatte. «Keane», rief Thomas, «gib mir eine Streitaxt!»

Der Ire brachte eine Streitaxt, dann stieg er selbst in den Sattel. «Ich komme. Wohin reiten wir?»

«Ich habe nicht die geringste Ahnung.»

«Das haben wir zu Hause oft gemacht. Einfach losreiten und sehen, wo man landet. Meistens war es eine Bierschwemme.»

«Ich glaube nicht, dass das unser Ziel ist», sagte Thomas, dann hob er die Stimme. «Kommt mit!» Er lenkte sein Pferd wieder Richtung Norden. Zu seiner Linken tobte laut die Schlacht. Die englische Kampflinie stand vier Reihen tief, und sie hielt stand. Die Männer in den hinteren Reihen stützten die erste Reihe oder stießen mit gekürzten Lanzen zwischen ihren Gefährten hindurch, während hinter der Kampflinie zwei Reiter mit langen Lanzen nach einem

Reiter stachen, dessen Helmvisier aufgeklappt war. Viele Franzosen drängten sich in der Lücke der Hecke, wo die Banner wehten, doch die meisten befanden sich noch vor der Hecke und warteten darauf, dass ihre Anführer eine Lücke in die feindliche Linie hackten, in die sie vorstoßen konnten.

«Mir nach! », rief der Mann in dem schwarz-gelben Wappenrock. Er hatte sechzig Mann, die seine schwarz-gelben Farben trugen, Thomas, seine Leute und weitere Bogenschützen schlossen sich an und folgten dem Mann in Schwarz-Gelb nordwärts. Thomas sah Robbie und Roland zusammen reiten und trieb sein Pferd an, damit es zu ihnen aufholte.

«Was haben wir vor?»

«Ihnen in den Rücken zu fallen», sagte Robbie. Er grinste.

«Wer ist der Anführer?»

«Der Captal de Buch», sagte Roland.

«Captal?»

«Das ist ein gascognischer Titel. Der Mann genießt hohes Ansehen.»

Bei Gott, dachte Thomas, er muss wirklich gut sein. Soweit er das einschätzen konnte, hatte der Captal weniger als zweihundert Mann, die meisten berittene Bogenschützen, keine erfahrenen Waffenknechte, und damit wollte er die französische Armee angreifen? Doch falls der Captal Befürchtungen hatte, zeigte er sie nicht. Er führte die

Männer den Hügel hinunter, hielt sich dabei im Wald und schlug einen weiten Bogen um die Einheiten des Earls of Salisbury, die das rechte Ende der englischen Linie verteidigten. Der Kampf dort war hitzig. Thomas konnte einen kurzen Blick darauf werfen, dann war er wieder zwischen den Bäumen. Eicheln knirschten unter den Hufen seines Pferdes. Männer duckten sich unter den niedrigen Ästen von Eichen und Kastanien. Eine Handvoll der Waffenknechte hatte sich mit langen Lanzen bewaffnet, die sie zum vorsichtigen Ritt durch den dichten Wald zwangen, aber es wurde ohnehin nicht schnell geritten. Die Kraft der Pferde musste für den Kampf aufgespart werden, deshalb führte der Captal sie im Trab, überzeugt davon, dass sie vor den Blicken des Gegners verborgen waren. Der Schlachtenlärm wurde schwächer, je weiter sie nach Norden kamen.

Sie ritten in ein Tal, überquerten ein Flussrinnsal, und am Hang gegenüber, der ein Stoppelfeld war, ging es wieder aufwärts. Bäume schirmten die Hügelkuppen im Norden und Westen ab. Kurz bevor sie in den Wald Richtung Norden kamen, schwenkte der Captal nach links ab und ritt in ein Eichendickicht, das den Hügel krönte. Als Thomas in den Wald eintauchte, sah er, dass sich über die niedrigen Hügel nordwärts überall Männer zurückzogen. Warum? War ihm eine Niederlage der Franzosen entgangen? Dort waren sie, Hunderte und Aberhunderte rückten nach

Norden ab, während auf dem englischen Hügel immer noch gekämpft wurde.

Eine kleine Eidechse huschte vor Thomas über den Pfad. War das ein gutes Omen oder ein schlechtes? Er wünschte, er hätte immer noch die getrocknete Hundepfote, die er früher als Talisman um den Hals getragen hatte, die Pfote, so hatte er geprahlt, stammte von Sankt Guinefort, einem Hund, der heiliggesprochen worden war. Aber wie konnte ein Hund ein Heiliger sein? Thomas bekreuzigte sich, und es ging ihm durch den Kopf, dass er vor dieser Schlacht nicht gebeichtet und keine Absolution erhalten hatte. Wenn er getötet wurde, dachte er, dann würde er zur Hölle fahren. Er dachte an die Pfote und zügelte sein Pferd. Alle Pferde standen jetzt, stampften auf und warfen die Köpfe zurück.

«Standartenträger!», rief der Captal.

«Sire?»

«Die englische Flagge.»

Der Standartenträger entrollte die weiße Flagge mit dem auffallenden roten Sankt-Georgs-Kreuz.

«Waffen, Gentlemen», sagte der Captal und sprach das englische Wort mit schwerem französischem Akzent aus. Er grinste, und seine Zähne wirkten sehr weiß gegen sein sonnenverbranntes Gesicht, das im Schatten seines Helms lag. «Und jetzt lasst sie uns vernichten!»

Mit diesen Worten gab er seinem Pferd die Sporen und ritt aus dem Wald. Die Waffenknechte und Bogenschützen folgten ihm, und als Thomas in die helle Sonne kam, sah er die französische Armee sich bei der Hecke drängen. Der Captal hatte sie in einem weiten Bogen geführt, sodass sie jetzt von hinten auf die Franzosen zuritten. Die Männer mit den Lanzen hielten ihre Waffen aufrecht. Jede der langen Lanzen trug einen schwarz-gelben Wimpel; die Farben des Captals. Vor ihnen lag eine niedrige Hecke, aber sie hatte Lücken, und die Reiter strömten hindurch und formierten sich auf der anderen Seite neu, während der Captal in leichtem Galopp weiterritt. Thomas hörte nur noch das Trommeln der Hufe, ein teuflisches Dröhnen, das den Kontrapunkt zu den Trommeln der Franzosen bildete, die nichts von den Reitern ahnten, die von hinten herankamen.

Sie ritten jetzt über eine Wiese. Thomas trieb sein Pferd in einen leichten Galopp. Es war nicht mehr weit. Die Franzosen waren nur noch zwei Bogenschüsse entfernt, und die hundertsechzig Reiter schwärmten aus. Sie ritten durch die Senke eines kleinen Kars, dann den Hang hinauf, wo die Pferde die abgerissenen Weintrauben zerstampften. Die Sankt-Georgs-Flagge wehte hoch über ihnen, die Lanzen wurden zum Angriff gesenkt, die Sporen wurden nach hinten gedrückt, und ein Mann schrie: «Sankt George!»

«Sankt Quiteira!», rief ein Gascogner.

«Tötet sie! », brüllte der Captal, und die Reiter ließen ihre Schlachtrösser und Renner galoppieren, und in den hintersten Reihen der Franzosen, in denen die Ängstlichen Zuflucht gesucht hatten, drehten sich die Männer um und sahen die riesigen Tiere und gerüsteten Männer auf sich zukommen, sie lösten ihre Kampfordnung auf, noch bevor der Angriff ausgeführt war. Flaggen fielen zu Boden, Männer, unbeholfen in ihrer Rüstung, begannen fortzulaufen, und dann waren die Pferde zwischen ihnen, und die Lanzen bohrten sich in stahlumhüllte Körper, Äxte wurden geschwungen, um Rückenpanzer und Knochen zu zerschmettern und Blutnebel in die Herbstluft zu sprühen, und Thomas hörte sich selbst kreischen wie einen Dämon und spürte pures Hochgefühl in sich aufschießen. «Sankt George! », und er rammte die Spitze seiner Streitaxt in den Helm eines Franzosen und ließ den Schwung des Pferdes die Waffe freiziehen. Ein Spielmann ließ seine enorme Trommel fallen und rannte los, doch ein Reiter drehte um und spaltete dem Mann mit einem beiläufigen Schwerthieb den Schädel, bevor er wieder umdrehte und einen französischen Ritter angriff. Erneut holte er aus, und sein Schwert zerschlug das Schwert des Franzosen. Ein Pferd bäumte sich auf und trampelte mit seinen Hufen einen Mann nieder. Sam tötete Armbrustschützen mit seiner Axt. «Ich hasse die verfluchten Armbrustschützen! », schrie er und ließ die Axt auf den Kopf eines Mannes niederfahren.

«Als würde man ein Ei aufschlagen! », rief er Thomas zu. «Wer will als Nächster?»

«Zusammenbleiben», rief der Captal. Ihre Einheit war nur hundertsechzig Mann stark, und der König von Frankreich hatte dreitausend, aber die hundertsechzig hatten die hinteren Reihen der Franzosen aufgelöst, und die Männer flohen verzweifelt Richtung Westen. Die vorderen Reihen, die hinter der Hecke kämpften, hörten den Aufruhr, und der gesamte Kampf verlagerte sich nach hinten, als die Männer der englischen Linie mit triumphierendem Gebrüll vorwärtsrückten. Weitere der Reiter tauchten auf, und die Franzosen ließen sich tatsächlich in Panik versetzen. Etliche flohen, und der Captal schrie seinen Männern zu, sie sollten sich zurückziehen.

Einhundertsechzig Mann hatten die Kampfordnung einer Armee aufgelöst, aber sie waren immer noch weit in der Unterzahl, und das erkannten die Franzosen und bildeten Verteidigungslinien, um den Reitern Widerstand zu leisten. Drei Franzosen erwischten Pitt, den wortkargen Bogenschützen, und Thomas sah mit Entsetzen, wie sie sein Pferd mit Äxten zu Fall brachten, Pitt aus dem Sattel zerrten und ihn mit Keulen totschlugen. Thomas ritt auf sie zu, kam zu spät für Pitt, schwang wild seine Streitaxt und hieb einem Mann die Klinge in den Nacken. «Bastarde! », schrie er, dann drehte er sein Pferd schnell aus der Reichweite ihrer Axthiebe. Er ritt dem Captal ein kurzes

Stück nordwärts nach, gerade genügend, um vor den französischen Waffen sicher zu sein. Die Männer des Prinzen waren durch die Hecke gekommen und stürzten sich auf die Franzosen, die erneut in Panik ausbrachen. Sie flüchteten, verfolgt von Waffenknechten, die immer zahlreicher durch die Hecke kamen, und von den Reitern, die von Süden her aufgetaucht waren.

Es war, als würden sie eine Schafherde vor sich hertreiben. Die Franzosen machten keinen Versuch, ihre Kampfordnung wiederherzustellen, liefen einfach nur nach Westen. Die Oriflamme war verschwunden, aber Thomas sah das Blau und das Gold der französischen Königsstandarte immer noch über der Mitte der ungeordneten Masse von Männern wehen.

Immer mehr englische und gascognische Waffenknechte hatten ihre Pferde geholt, und immer mehr kamen, um sich der Verfolgung anzuschließen. Sie ritten in die flache Talsenke und dann hinauf zu dem Plateau des Champs d’Alexandre, von dem aus die Franzosen am Morgen angegriffen hatten, und nun waren es die Reiter, die angriffen. Kleine Gruppen ritten zwischen die desorganisierten Franzosen; Waffen wurden geschwungen, Pferde schnappten nach Männern, und die Franzosen wurden immer verzweifelter, je mehr sich ihre Reihen auflösten. Sie blieben gruppenweise zusammen, um sich zu verteidigen. Die Adeligen riefen, sie seien reich und würden

sich ergeben. Englische Bogenschützen, die ihre Bögen weggeworfen hatten, schwangen mit ihren enormen Kräften Äxte, Keulen und Hämmer. Männer brüllten vor Mordlust oder vor Entsetzen. Nun war jegliche Ordnung bei den Franzosen aufgelöst, sie wurden in immer kleinere Gruppen aufgespalten und von Männern im Blutrausch angegriffen, die mit schweißüberströmten Gesichtern und zusammengebissenen Zähnen nur töten wollten und wieder töten. Und das taten sie. Ein Franzose wehrte zwei Bogenschützen ab, indem er mit seinem Schwert gegen ihre Äxte focht, dann trat er zurück, stolperte über einen gefallenen Mann und ging zu Boden, die Bogenschützen sprangen vor, schwangen ihre Äxte, und der Franzose schrie, als eine Klinge ihm in die Schulter fuhr; er versuchte sich aufzurichten, fiel erneut zurück und schwang sein Schwert weit herum, um einen Axthieb zu parieren. Thomas sah den Mann die Zähne zusammenbeißen, sein ganzes Gesicht verzerrte sich in seinem verzweifelten Kampf. Er parierte einen weiteren Hieb und schrie auf, weil ihm der zweite Bogenschütze die Axt in den Oberschenkel gehackt hatte. Er versuchte sein Schwert gegen den Mann vorzustoßen und spuckte Zähne aus, die abgebrochen waren, als er sie so fest zusammengebissen hatte, aber sein verzweifelter Schwertstoß wurde abgewehrt, und dann zerschmetterte eine Axt sein Gesicht, und die Spitze einer Streitaxt wurde

in seinen Bauch gerammt, sein ganzer Körper bog sich in einem heftigen Zucken, als er starb. Einen Augenblick lang war das helmumrahmte Gesicht blutüberströmt, dann floss das Blut ab, und die beiden Bogenschützen hockten sich neben ihn, um seine Leiche zu durchsuchen.

Keane war vom Pferd gestiegen und stand über einem Toten, dessen Bauch der Ire mit seiner Streitaxt aufgerissen hatte. Die Eingeweide des Mannes waren in das Stoppelfeld getrampelt worden, und neben dem Toten und in dem gleichen Wappenrock mit gelben Kreisen auf blauem Feld lag ein älterer Mann mit bleichem, faltendurchzogenem Gesicht, grauem Haar und säuberlich gestutztem Bart. Er trug eine Plattenrüstung mit einem goldenen Kruzifix auf dem Brustpanzer. Offensichtlich hatte er sich Keane ergeben, denn der Ire hielt den Helm des Mannes in der Hand, dessen Helmzier aus einem Kreuz und einer langen blauen Feder bestand. «Er sagt, er ist der Erzbischof von Sens!», sagte Keane zu Thomas.

«Dann bist du reich. Pass auf ihn auf! Sorg dafür, dass ihn dir niemand wegnimmt.»

«Dieser Bursche hat versucht ihn zu beschützen.» Keane sah auf den ausgeweideten Mann hinunter. «Das war nicht besonders klug von ihm.»

In der Mitte des Feldes herrschte wildes Schlachtengetümmel, immer noch sah Thomas dort die königliche Standarte der Franzosen wehen. Männer

hackten in grausamer Enthemmung auf die Verteidiger der Standarte ein, um zu König Jean durchzukommen. Thomas kümmerte sich nicht darum, sondern ritt südwärts, wo er Männer den Hügel hinunter zum Miosson fliehen sah, an dem sie von den Bogenschützen des Earls of Warwick erwartet wurden. Die Franzosen flohen in die Arme des Todes.

Ein Mann rief nach Thomas, und als er sich umdrehte, sah er Jake, einen seiner Bogenschützen, der einen Gefangenen auf einem Pferd abführte. Der Mann trug einen Wappenrock mit einer geballten roten Faust auf orange-weiß gestreiftem Feld, und Thomas konnte nicht anders, er musste lachen. Der Gefangene war Joscelyn de Berat, der Mann, der geschworen hatte, Castillon d’Arbizon zurückzuerobern. «Er sagt, er wird sich nur Euch ergeben», erklärte Jake, «angesichts dessen, dass ich kein *Gentleman* bin.»

«Ich auch nicht», sagte Thomas, dann wechselte er zu Französisch. «Ihr seid mein Gefangener», verkündete er Joscelyn.

«Schicksal», sagte Joscelyn ergeben.

«Keane! », brüllte Thomas. «Hier ist noch einer zum Bewachen! Pass auf sie beide auf, sie sind reich! » Thomas sah Jake an. «Bewacht sie gut! » Männer stritten sich nach der Schlacht oft um die Gefangenen, aber Thomas vermutete, dass genügend Hellequin da waren, die

verhindern würden, dass ihnen der Erzbischof und der Comte de Berat von anderen abgejagt wurden.

Thomas ritt wieder nordwärts. Dorthin flohen nun mehr Franzosen in dem verzweifelten Versuch, das sichere Poitiers zu erreichen. Nur wenigen, sehr wenigen war es gelungen, ihr Pferd zu holen oder sich das Pferd eines Engländers zu nehmen. Die meisten rannten, besser gesagt, sie hasteten stolpernd dahin, gehetzt von rachsüchtigen Verfolgern. Ein Mann jedoch ritt geradewegs auf Thomas zu, der das gescheckte Schlachtross erkannte und dann das rote Herz der Douglas, obwohl der Wappenrock so sehr mit Blut getränkt war, dass Thomas zuerst dachte, er wäre schwarz. «Robbie! », rief er, glücklich, seinen Freund zu entdecken, doch dann sah er, dass der Reiter nicht Robbie war. Es war Sculley.

«Er ist tot! », schrie Sculley. «Der Verräter ist tot! Und jetzt bist du dran! » In der Hand hielt er *La Malice*, die Klinge sah jämmerlich verrostet und schwach aus, aber sie war auch blutverschmiert. «Sie sieht aus wie Dreck», sagte Sculley, «aber es ist eine tückische Waffe.» Er hatte seinen Helm verloren, und in seinem langen, strähnigen Haar klapperten die Knochen. «Ich habe dem kleinen Robbie den Kopf abgeschlagen», sagte Sculley. «Ein Hieb mit dem magischen Schwert, und der kleine Robbie ist zur Hölle gefahren. Siehst du?» Grinsend deutete er auf seinen Sattel, und Thomas sah Robbies blutigen Kopf an den

Haaren vom Sattelknauf herabhängen. «Ich habe gern ein kleines Andenken an meine Kämpfe, und dieser Anblick wird seinen Onkel glücklich machen.» Er lachte über Thomas’ bestürzte Miene. Niemand griff den Schotten an, denn jeder Engländer und Gascogner ging davon aus, dass ein Reiter, der nicht nordwärts floh, zu ihnen gehören musste, selbst wenn er, wie Sculley, nicht das rote Sankt-Georgs-Kreuz trug. Nun zügelte Sculley sein gestohlenes Pferd. «Oder willst du dich lieber ergeben?», fragte er, und gleich darauf stieß er die Sporen zurück, sodass sein Schlachtross unvermittelt auf Thomas losging, der bei diesem unerwarteten Angriff nur noch die Streitaxt auf den Schotten vorstoßen konnte, der dem ungeschickten Hieb jedoch leicht entging und mit der uralten Klinge heftig nach Thomas’ Hals ausholte, um ihn zu enthaupten, wie er Robbie enthauptet hatte.

Thomas riss die Axt nach oben, und irgendwie gelang es ihm, den Hieb abzuwehren. Die beiden Waffen schlugen mit brutaler Kraft aneinander, und Thomas glaubte, dass das alte Schwert zerbrechen müsste, aber *La Malice* war immer noch in einem Stück, und Sculley führte mit grausamer Schnelligkeit einen Rückschwung aus. Thomas duckte sich. Die Klinge von *La Malice* fuhr kratzend über seine Helmkrone, worauf Thomas unwillkürlich sein Pferd nach links riss und das Schwert schnell wie eine zustoßende Schlange zurückkommen sah, um ihm durchs

Gesicht zu fahren. Es gelang ihm auszuweichen, doch er spürte, wie gefährlich nahe das Schwert vorbeizuckte. Er versuchte, mit der Spitze der Streitaxt nach dem Schotten vorzustoßen, aber Sculley parierte den Hieb und schlug erneut zu, ließ *La Malice* dieses Mal schwer niederfahren, und die Klinge traf so heftig auf Thomas' Helm, dass er halb betäubt wurde und seine Ohren klingelten, aber der Stahl der Beckenhaube widerstand der Klinge, obwohl Thomas im Sattel zusammensackte und dann mit einem Stöhnen versuchte, seine fünf Sinne wieder zusammenzubekommen und sich genügend Raum zu verschaffen, um mit der Streitaxt auszuholen.

«Beim Blute Christi, was bist du für ein Schwächling», höhnte Sculley. Grinsend stieß er Thomas mit dem Schwert an und lachte, als dieser im Sattel schwankte. «Zeit, dem Teufel guten Tag zu sagen, Engländer», sagte Sculley und holte mit *La Malice* zum tödlichen Hieb aus, und Thomas ließ die Axt fallen, schüttelte den linken Steigbügel ab und warf sich auf den Schotten. Er schlang die Arme um Sculleys Brust und umklammerte ihn, nahm ihn in die Zange und riss Sculley aus dem Sattel, sodass beide auf den Boden stürzten, wobei Thomas oben zu liegen kam. Mit der ganzen Kraft seines Bogenschützenarms rammte er Sculley die Faust ins Gesicht, sodass unter seinem Eisenhandschuh Sculleys Wangenknochen und seine Nase brachen. Er schlug ihn noch einmal, und Sculley versuchte ihn zu

beißen, und wieder ließ Thomas seine Hand niederfahren, doch dieses Mal mit ausgestreckten Fingern, von denen einer sich in Sculleys linkes Auge bohrte. Der Schotte stieß einen gurgelnden Schrei aus, als sein Auge herausquoll, dann versetzte ihm Thomas einen Kopfstoß mit seinem Helm und rollte sich von ihm herunter. Er packte Sculleys rechten Arm und entwand ihm das Schwert. «Bastard», sagte er und hielt das Schwert mit beiden Händen – mit der linken umklammerte er das Heft, die rechte lag auf der oberen Kante –, und er trieb die Vorderkante in Sculleys Rachen und rammte sie tief hinein, sodass er die Speiseröhre durchschnitt und Blutgefäße, Sehnen und Muskeln, doch immer noch röchelte Sculley, und Blut spritzte Thomas ins Gesicht, immer weiter drückte er, selbst als das Blut warm aufpulste, selbst als die Blutstöße schwächer wurden und schließlich erstarben, sägte und drückte Thomas immer noch weiter, bis die alte Klinge auf Knochen traf.

Und Sculley tot war.

«Gott», sagte Thomas, «gütiger Gott.» Er lag auf den Knien, er zitterte. Er starrte das Schwert an. Ein Wunder? Er sah, dass jemand ein neues Heft aus Holz für die alte Klinge gemacht hatte, und dieses Heft glitschte vor Blut.

Er stand auf. Robbies Pferd war neben ihm, bebend vor Zorn schnitt er die Haare durch, an denen Robbies Kopf hing. Der Kopf schlug dumpf auf den Boden. Thomas würde

den Rest der Leiche seines Freundes suchen und ihm ein Grab ausheben, doch bevor er darüber nachdenken konnte, wie er das bewerkstelligen sollte, sah er Roland de Verrec hilflos vor einem fetten Mann in vollem Harnisch stehen. Der fette Mann trug einen grün-weißen Wappenrock, zog gerade sein Schwert und streckte es Roland entgegen. Es war der Comte de Labrouillade. Kot floss an den Rückseiten seiner gewappneten Oberschenkel herab. «Ich bin Euer Gefangener! », verkündete er laut.

Thomas ging in die Richtung der beiden Männer. Sam und ein halbes Dutzend Bogenschützen hatten Thomas entdeckt und folgten ihm mit seinem Pferd.

«Er hat sich ergeben», rief Roland Thomas zu.

Thomas sagte nichts. Ging einfach weiter.

«Ich habe mich ergeben», sagte er Comte laut, «ich werde das Lösegeld bezahlen.»

«Tötet den fetten Bastard! », rief Sam.

«Nein! » Roland de Verrec hob die Hand. «Ihr könnt ihn nicht töten. Das ist unehrenhaft.» Er stolperte über das englische Wort.

«Unehrenhaft?», fragte Sam ungläubig.

«Sir Thomas», Roland wirkte verzweifelt und unglücklich, «ein Mann, der sich ergeben hat, ist sicher, oder etwa nicht?»

Thomas beachtete Roland nicht. Er schien ihn nicht einmal zu sehen. Er sagte immer noch nichts. Er ging zu

dem Comte, der sein Schwert von sich streckte, um sich zu ergeben.

«Die Ritterlichkeit bestimmt, dass er am Leben bleiben muss», sagte Roland. «Ist es nicht so, Sir Thomas?»

Thomas hatte Roland nicht einmal angesehen. Er warf nur dem Comte einen Blick zu, und dann, fast ebenso schnell wie Sculley, holte er mit *La Malice* aus und hieb dem Comte die Klinge in den Hals. Das Schwert raste unter dem Rand des Helmes entlang, durchschnitt das Kettengeflecht zum Schutz des Halses und grub sich tief in die fette Kehle, Thomas riss es zurück, stieß es erneut mit seiner Bogenschützenkraft vor und wurde mit noch mehr Blut bespritzt, als der Comte de Labrouillade in die Knie sank, und Thomas rammte die Klinge tiefer und noch tiefer in den Hals, bis das Leben aus den Augen Labrouillades wich und er schwer im Gras aufschlug.

«Sir Thomas!», sagte Roland entrüstet.

Thomas drehte sich zu Roland um und sah ihn mit großen Augen an. «Habt Ihr gerade etwas gesagt?»

«Er hatte sich ergeben!», protestierte Roland.

«Ich bin taub», sagte Thomas. «Ich wurde auf den Kopf getroffen und kann nicht das Geringste hören. Was sagtet Ihr gerade?»

«Er hatte sich ergeben!»

«Ich kann nicht hören, was Ihr sagt», erklärte Thomas. Dann drehte er sich weg und zwinkerte Sam zu.

Hundertfünfzig Schritt entfernt tobte der Kampf um den König von Frankreich. Seine Standarte war gefallen, der Standartenträger war tot, und der Sohn des Königs versuchte, seinem Vater zu helfen. «Schau nach links, Vater! Nach rechts! Pass auf!» Der König kämpfte mit einer Axt, doch niemand versuchte ihn zu töten, sie wollten ihn nur gefangen nehmen. Die Lockvögel, die sein Wappen getragen hatten, waren tot oder geflohen, aber jedermann wusste, dass er der echte König war, weil er einen Kronreif um seinen Helm trug, und die Männer wollten ihn lebend, weil sein Lösegeld unvorstellbar hoch sein würde. Die Männer versuchten, den König zu packen, kämpften gegeneinander in ihrem Versuch, in seine Nähe zu kommen, und der König rief, dass er sie alle reich machen könnte, aber dann drängten sich zwei Reiter auf ihren kraftvollen Schlachtrössern durch die Menge und brüllten allen zu, sie sollten sich zurückziehen oder sie seien des Todes.

Der Earl of Warwick und Sir Reginald Cobham stellten sich König Jean und dem Prinzen Philippe entgegen. Beide Männer stiegen vom Sattel, und beide verneigten sich tief. «Euer Majestät», sagte der Earl.

«Ich bin Gefangener», sagte der König von Frankreich.

«Gott sei es geklagt, Euer Hoheit», sagte Sir Reginald, «das Schlachtenglück hat entschieden.»

Und der König wurde gefangen genommen.

Einer der Bogenschützen spielte auf einer Strohflöte eine wehmütige, leise Melodie. Ein Lagerfeuer brannte und warf einen tanzenden roten Widerschein ins Geäst der Eichen. Ein Mann sang; ein anderer lachte.

Der König von Frankreich wurde vom Prince of Wales bewirtet, während sich auf der flachen Hügelkuppe, auf der die Schlacht geendet hatte, die Vögel und andere Tiere an den Toten satt fraßen. Es lagen Tote bis vor die Tore von Poitiers, denn so weit hatten die Engländer und Gascogner den Gegner verfolgt, und die Bürger von Poitiers, die einen englischen Einmarsch fürchteten, hatten sich geweigert die Stadttore zu öffnen, sodass die Flüchtenden unter den Mauern in der Falle saßen, und dort waren die letzten von ihnen gestorben. Die alte Römerstraße, die in die Stadt führte, war mit Leichen übersät, und die Überlebenden saßen um die Feuer und aßen, was sie im aufgegebenen Lager des Gegners erbeutet hatten.

Thomas hatte sich zusammen mit Sam und einem Dutzend weiterer Bogenschützen der Verfolgung angeschlossen. Diese Bogenschützen würden alle reich werden, so viel Beute machten sie, Thomas aber war nicht mitgeritten, um Schmuck oder Plattenharnische oder ein kostspieliges Pferd zu suchen.

«Hast du ihn gefunden?», fragte Genevieve. Sie saß neben ihm, hatte den Kopf auf seine Schulter gelegt, und Hugh

lehnte an ihr.

«Ich habe sie alle beide gefunden.»

«Erzähl es mir noch einmal», sagte sie wie ein Kind, das eine bekannte und tröstliche Geschichte hören will.

Also erzählte ihr Thomas, wie er Kardinal Bessières eingeholt hatte, wie die Waffenknechte des Kardinals versucht hatten, ihren Herrn zu schützen, und wie Sam und die Bogenschützen sie niedergeschlagen hatten, während Thomas Vater Marchant gegenübergetreten war, der lauthals verkündet hatte, er sei ein Priester und kein Kämpfer, und Thomas hatte *La Malice* benutzt, um ihm den Bauch aufzuschlitzen, sodass seine Därme unter seinem Gewand herausglitten, über den Sattel rutschten und schließlich auf den Boden, und Thomas hatte Marchant ins Gesicht gelacht. «Damit zahlst du für das Auge meiner Frau, du Bastard.» Er war versucht gewesen, den Priester unter Qualen sterben zu lassen, dann aber hatte er ihn mit einem weiteren Hieb von *La Malice* getötet.

Kardinal Bessières hatte um Gnade gefleht.

«Ihr seid ein Kämpfer», hatte Thomas gesagt.

«Nein! Ich bin Kardinal! Ich werde Euch Geld geben!»

«Ich sehe keinen roten Hut», hatte Thomas gesagt, «nur einen Helm», und der Kardinal hatte versucht, die Beckenhaube von seinem Kopf zu ziehen, und dann geschrien, als er *La Malice* kommen sah, und der Schrei hatte erst geendet, als ihm die Klinge des heiligen Petrus

die Kehle durchschnitt. Erst danach hatte sich Thomas wieder dem Schlachtfeld zugewandt, auf dem jetzt die Toten unterm Sternenzelt lagen.

Roland war mit seiner Bertille zusammen. «Ich hätte es Euch zurufen sollen», sagte er zu Thomas, «ich hatte nicht verstanden, dass Ihr taub wart.»

«Es war ein schreckliches Missverständnis», log Thomas mit ernster Miene, «ich entschuldige mich.»

«Es war nicht unehrenhaft», sagte Roland, «denn Ihr wusstet nicht, dass er sich ergeben hatte. Er hielt immer noch ein Schwert in der Hand, und Ihr wart durch den Schlag auf den Kopf taub.»

«Es war Gottes Wille», sagte Bertille. Sie strahlte.

Roland nickte. «Es war Gottes Wille», pflichtete er ihr bei, und dann, nach kurzem Innehalten, fragte er: «Und *La Malice*?»

«Ist verschwunden», sagte Thomas.

«Wohin?»

«Wo sie nicht gefunden werden kann», sagte Thomas.

Er hatte *La Malice* zur größten Lücke in der Hecke gebracht, wo Männer Waffen aufhäuften, die auf dem Schlachtfeld liegengeblieben waren. Die guten Waffen kamen auf einen, die billigen und wertlosen auf einen anderen Haufen. Da waren zerbrochene Schwerter, zerschmetterte Armbrüste, eine Streitaxt mit verbogener Klinge und ein Dutzend verrosteter Falchions. «Was

geschieht damit?», hatte Thomas einen Mann gefragt, der das Drei-Federn-Wappen des Prince of Wales trug.

«Werden eingeschmolzen, so wie es aussieht. Das da sieht aus wie ein Stück Scheiße.»

«Das ist es auch», hatte Thomas gesagt und das Schwert des Fischers auf den Haufen mit wertlosem Ausschuss geworfen. Es sah genauso aus wie alle anderen billigen Falchions. Ein zersplitterter Speer war auf dem Schwert gelandet, dann war ein zerbrochenes Schwert klappernd auf den Haufen geworfen worden. Als Thomas einen Blick zurück warf, hatte er schon nicht mehr sagen können, welches Schwert die Reliquie war. Sie würde ins Feuer kommen, eingeschmolzen und zu etwas Neuem geschmiedet werden. Vielleicht eine Pflugschar?

«Und jetzt gehen wir nach Hause», sagte er. «Zuerst nach Castillon und dann zurück nach England.»

«Nach Hause», sagte Genevieve glücklich.

Das Petrusschwert war aufgetaucht. Und wieder verschwunden. Es war vorbei. Es war Zeit, nach Hause zu gehen.

Nachwort des Autors

Edward, Prince of Wales, der älteste Sohn König Edwards III., ist am bekanntesten als Schwarzer Prinz, auch wenn dieser Name erst lange nach seinem Tod geprägt wurde. Niemand kann mit Sicherheit sagen, warum er der Schwarze Prinz genannt wurde, aber sogar in Frankreich sprach man als le Prince Noir von ihm, noch in Quellen aus dem späten neunzehnten Jahrhundert habe ich den Hinweis gefunden, dass französische Mütter ihren ungehorsamen Kindern mit einem Geisterbesuch dieses lange toten Gegners drohten. Gelegentlich heißt es, der Name beziehe sich auf die Farbe seiner Rüstung, aber es gibt kaum Beweise, um diese Erklärung zu stützen, auch auf Edwards Charakter, der, soweit wir aus den wenigen überkommenen Informationen schließen können, alles andere als düster war, scheint der Name kein Hinweis. Edward war großzügig, vermutlich recht eigensinnig, vermutlich romantisch veranlagt (er ging eine politisch unnütze Ehe mit der schönen Joan ein, der Maid of Kent) und war seinem Vater treu ergeben, doch darüber hinaus ist wenig über sein Wesen bekannt. Am berühmtesten ist er als Soldat, allerdings hat er einen großen Teil seines Lebens

mit ineffizienter Verwaltung der französischen Besitzungen seines Vaters verbracht. Er hat bei Crécy gekämpft und einige Zeit vor seinem Tod einen Sieg bei Nájera in Spanien errungen, aber Poitiers ist sein größter militärischer Erfolg, dennoch ist diese ruhmreiche Schlacht aus der allgemeinen Erinnerung verschwunden, während der große Sieg seines Vaters bei Crécy und der Triumph Henrys V. bei Azincourt (beschrieben in meinem Roman *Im Zeichen des Sieges*) weiter gefeiert werden.

Doch Poitiers verdient einen Platz in der Reihe der bedeutendsten militärischen Erfolge Englands. Es war eine außergewöhnliche Schlacht. Der Prinz war mit seinen Männern in der Unterzahl, seine Armee war durstig, hungrig und erschöpft, und doch kämpfte sie eine nach mittelalterlichen Maßstäben sehr lange Schlacht, ging daraus als klarer Sieger hervor und nahm den König von Frankreich gefangen. König Jean II. wurde nach London gebracht, wo er mit einem anderen königlichen Gefangenen zusammentraf, König David II. von Schottland, der zehn Jahre zuvor bei der Schlacht von Neville’s Cross gefangen genommen worden war (beschrieben in meinem Roman *Der Wanderer*).

In der Schlacht von Poitiers kulminierte die zweite große *Chevauchée* des Prinzen durch Frankreich. Die erste von 1355 hatte das Gebiet südwestlich der Gascogne getroffen und eine breite Spur der Verheerung durch das Land

gezogen, die kurz vor Montpellier endete und unter anderen Festungen und Städten die *Bourg* von Carcassonne verwüstet hatte. Eine *Chevauchée* war ein Zug der Zerstörung, der dem Gegner möglichst großen wirtschaftlichen Schaden zufügen sollte, sodass dieser Gegner, um die Verluste zu beenden, gezwungen war, sich einer Schlacht zu stellen. Wenn der Gegner eine Schlacht ablehnte, wie es die Franzosen 1355 getan hatten, endete die *Chevauchée* in einem beschämenden Gesichtsverlust und für den Gegner mit einer enormen Ausbeute. Wurde die Schlacht akzeptiert, wie es König Jean 1356 tat, riskierte man eine Niederlage. Aber die Schlacht bot auch die Möglichkeit, Rache zu nehmen und einen Sieg zu erringen.

Es gibt viele ungeklärte Fragen um die Schlacht von Poitiers. Eine der verwirrendsten ist, ob der Prinz an diesem Septembermorgen wirklich kämpfen wollte. Der Tag zuvor, ein Sonntag, war mit langwierigen Verhandlungen mit den Kardinälen verbracht worden (Bessières ist erfunden, aber Talleyrand war tatsächlich der Hauptunterhändler). Es gibt Hinweise darauf, dass der Prinz bereit war, die demütigenden Bedingungen zu akzeptieren, die ihm von der Kirche angeboten wurden, einige Historiker aber glauben, dass er nur auf Zeit spielte. Sicher scheint jedenfalls zu sein, dass die Schlacht früh am Montagmorgen begann, als die Franzosen den Rückzug des

linken englischen Flügels entdeckten und fürchteten, der Prinz wolle sich über den Miosson davonmachen. Es wäre ein außerordentlich riskantes Manöver gewesen, eine Armee über einen Fluss zu führen, während die immer kleiner werdende Nachhut den gegnerischen Versuch aufhalten musste, den Rückzug zu stoppen, doch unzweifelhaft planten die Einheiten des Earls of Warwick die Überquerung des Miosson. Meine eigene Vermutung lautet, dass der Prinz den Franzosen zu entkommen hoffte und seinen Rückzug in die Gascogne fortsetzen wollte, doch für den Fall eines französischen Angriffs darauf vorbereitet war, diesen Plan zu ändern.

Wenn man den Prinzen unentschieden nennen will, so kann man dasselbe von König Jean sagen. Er war kein großer Krieger und fürchtete ganz sicher die Stärke der englischen Bogenschützen. Auf der anderen Seite hatte er den Vorteil der Überzahl und muss gewusst haben, dass sein Gegner von Hunger geschwächt war. Einige seiner Berater mahnten zur Vorsicht, andere drängten ihn zu kämpfen. Er wählte den Kampf. Es ist möglich, dass keine der beiden Seiten vollständig von einem Kampf an diesem Tag überzeugt war, doch die Hitzköpfe auf der französischen Seite setzten sich durch, und König Jean beschloss den Angriff. Der Prinz, davon bin ich überzeugt, hätte lieber seinen Rückzug fortgesetzt.

Doch eines der Ziele einer *Chevauchée* war es, den Gegner zu einer Schlacht zu zwingen, warum also nicht bei Poitiers kämpfen? Vielleicht hatte der Prinz darauf gehofft, weiter südlich ein besser geeignetes Schlachtfeld zu finden, aber ihm blieb keine Wahl. Er hielt eine starke Stellung, und hier ergeben sich neue Fragen. Wir wissen etwa, wo die Schlacht ausgetragen wurde, doch über die genaue Stelle herrscht frustrierende Unsicherheit. Die Chronisten erwähnen die Hecke, die offenkundig ein erhebliches Hindernis darstellte, aber die Hecke ist vor langer Zeit verschwunden, und niemand kann genau sagen, wo sie einst war. Es gab zwei Furten über den Miosson (der Roman erwähnt nur eine), und es ist nicht sicher, bei welcher sich der Eröffnungskampf abgespielt hat. Die meisten Historiker glauben, es war le Gué de l'Homme, die Furt, die dicht am Dorf und der Abtei Nouaillé lag. Wir wissen, dass der Captal de Buch einen Reiterangriff mit etwa hundertsechzig Mann führte, einhundert davon berittene Bogenschützen, der Panik und Unordnung bei den Franzosen auslöste, aber wir können nicht sicher sein, wo dieser Angriff stattfand. Vermutlich hat er einen Bogen nördlich um die Franzosen geschlagen, aber manche Stimmen sagen, er kam von Süden (ich habe die nördliche Route vorgezogen). Wir wissen in etwa, wo die Armee des Prinzen Aufstellung genommen hatte. Westlich des Dorfes, das heute Nouaillé-Maupertuis heißt, gibt es eine Brücke,

wo früher die Furt le Gué de l’Homme war, und an dieser Brücke beginnt eine Nebenstraße Richtung Norden, die über den langen Hang ansteigt und am Denkmal für die Schlacht vorbeiführt, und wo die Straße die Anhöhe erreicht, befand sich die Stellung des Prinzen. Aber von welcher Richtung aus griffen die Franzosen an? Darüber herrscht Uneinigkeit. Einige Historiker glauben, dass der Angriff von Norden kam, während andere den Westen favorisieren. Üblicherweise ergeben sich bei einem Besuch eines Schlachtfeldes die Antworten auf solche Fragen, aber ich muss zugeben, dass ich das Gelände sehr unübersichtlich fand. Ich habe mich für einen Angriff aus dem Westen deshalb entschieden, weil mir das Vorrücken aus dieser Richtung einfacher erschien, aber sicher ist das nicht. Die französische Armee zog von Norden aus in Richtung des Schlachtfeldes, und angesichts der schwierigen Verlagerung großer Kampfeinheiten ergibt ein Angriff von Norden aus Sinn, andererseits wollten die Franzosen die Engländer an der Überquerung des Miossons hindern, also könnten sie sehr gut parallel zur Stellung des Prinzen marschiert sein, bevor sie zum Angriff umschwenkten, eine Lösung, der ich den Vorzug gegeben habe. Leser, die an der vollständigen Diskussion über die Schwierigkeiten der Verortung dieser Schlacht in der Landschaft interessiert sind, sollten Peter Hoskins

hervorragendes Buch lesen: *In the Steps of the Black Prince* (The Boydell Press, 2011).

Wenn der genaue Ort der Schlacht auch schwer zu bestimmen ist, so kennen wir zumindest den Kampfverlauf. Er begann mit den Reiterangriffen auf die beiden Flügel der englischen Armee, Angriffe, die von Bogenschützen zurückgeschlagen wurden. Der Angriff auf die Furt wurde durch Marschland geführt, und bei der Eröffnung dieses Kampfes zeigten die Pfeile der Bogenschützen wenig Wirkung auf die schwergewappneten französischen Pferde, doch ein schnelles Flankenmanöver löste dieses Problem. William, Lord of Douglas, der mit zweihundert schottischen Waffenknechten zur Unterstützung der Franzosen gekommen war, wurde bei diesem Kampf schwer verwundet (allerdings glauben manche, er sei erst beim Angriff des Dauphins verletzt worden). Unterdessen führte der Dauphin, der kluge, aber ungelenke Charles, den ersten Angriff auf die Hauptkampflinie der Engländer, ein Angriff, der durch die Hecke behindert wurde. Der Kampf war lang und erbittert, aber die anglo-gascognische Disziplin setzte sich durch, die Linie wurde nicht aufgebrochen, und nach etwa zwei Stunden zogen sich die Männer des Dauphins zurück. Nun wäre der Bruder des Königs, der Duc d’Orléans, an der Reihe gewesen, seine Einheiten gegen die erschöpfte englische Kampflinie zu führen, aber der Duc beschloss, das Schlachtfeld zu

verlassen. Warum? Wir wissen es nicht. Jedenfalls waren zwei Drittel der französischen Armee abgezogen, und der König musste mit seinen eigenen Einheiten angreifen. In diesem Moment ritt der Captal seinen dreisten Angriff, die französischen Reihen lösten sich auf, und das eigentliche Gemetzel begann. Es fand, so heißt es, auf dem Champ d'Alexandre statt, aber wo genau liegt es? Einige behaupten, es sei ein Streifen sumpfiges Gelände am Miosson, aber es kommt mir unwahrscheinlich vor, dass die Franzosen Richtung Süden geflüchtet sein sollen, und meine Erkundung des Schlachtfeldes hat mich zu der Überzeugung gebracht, dass das Champ d'Alexandre das flache Hochplateau des Hügels westlich der englischen Stellung war. Wo immer es auch war, das Champ d'Alexandre erwies sich für die Franzosen als tödliche Falle, und dort wurden der König und sein jüngster Sohn gefangen genommen. Einige Männer stritten um die beiden, doch dann übernahmen der Earl of Warwick und Sir Reginald Cobham den König und seinen Sohn und brachten sie zu Prinz Edward, der die königlichen Gefangenen mit auserlesener Höflichkeit behandelte.

Die Hauptschlacht wurde zu Fuß ausgetragen. Dazu hatte der Lord of Douglas geraten, der wusste, dass Bogenschützen gegen Fußsoldaten viel weniger ausrichten konnten als gegen Pferde, und das macht es zu einer Ironie der Geschichte, dass Douglas wahrscheinlich verwundet

wurde, als er im Sattel saß. Die Bogenschützen spielten bei den zwei französischen Reiterangriffen die entscheidende Rolle, doch bei den Hauptangriffen, die zu Fuß geführt wurden, erzielten sie wenig Wirkung. Die Engländer hatten bei diesem grauenvollen Kampf die Oberhand. Dafür gab es zwei wesentliche Gründe. Erstens war die anglo-gascognische Militärführung äußerst fähig. Die Angehörigen der Armee waren seit beinahe zwei Jahren zusammen, ihre Kommandeure waren erfahren, und auch wenn es zweifellos Rivalitäten unter ihnen gab, so arbeiteten diese Kommandeure doch zusammen, und vor allem vertrauten sie einander. Der Earl of Warwick begann den Tag in der Erwartung, seine Einheiten auf den Rückzug zu führen, doch als die Ereignisse es erforderten, änderte er seine Strategie, und er tat es schnell und effizient. Der junge Earl of Salisbury führte den Befehl über die Verteidigung des rechten englischen Flügels mit bewunderungswürdigem Durchhaltevermögen und großer Tapferkeit. Der abschließende Reiterangriff, den der Prinz befohlen hatte, war zeitlich perfekt abgestimmt und hatte vernichtende Wirkung. Im Gegensatz dazu war die französische Kommandoführung extrem ungeschickt. König Jean schickte seine Truppen abschnittsweise in eine Schlacht, von der viele ohne Genehmigung flohen, und zwischen einigen seiner ranghohen Kommandeure herrschte ein erbitterter Konkurrenzkampf.

Doch der Hauptgrund für den anglo-gascognischen Erfolg war die Disziplin. Die Kampflinie wurde unter keinen Umständen aufgelöst. Ein Mann, Sir Humphrey Berkeley, entschloss sich dennoch, die Reihen zu verlassen und die Männer des Dauphins auf ihrem Rückzug zu verfolgen. Vermutlich hoffte er, sich einen reichen Gefangenen sichern zu können, doch stattdessen wurde er selbst gefangen genommen. Sein Lösegeld betrug 2000 Pfund, ein Vermögen, aber er war der einzige Gefangene, den die Franzosen machten, während die Engländer hochstehende Gefangene beinahe im Überfluss hatten: den König selbst, seinen Sohn, den Erzbischof von Sens, den Duc de Bourbon, Marschall Audrehem, die Comtes de Vendôme, Dammartin, Tancarville, Joigny, Longueville, Eu, Ponthieu, Ventadour, dazu zwischen zweitausend und dreitausend französische Ritter. Zu den Toten der Franzosen gehörten der Duc d’Athènes, Geoffrey de Charny (der die Oriflamme getragen hatte), der königliche Stallmeister Walter de Brienne, Marschall Clermont, der Bischof von Châlons und weitere sechzig bis siebzig Honoratioren. Statistiken zu mittelalterlichen Schlachten sind bekanntermaßen mit Vorsicht zu genießen, aber es ist wahrscheinlich, dass die anglo-gascognische Armee etwa sechstausend Mann zählte, von denen ein Drittel Bogenschützen waren, und dass die Franzosen etwa zehntausend Mann hatten. Nach der Schlacht zählten Herolde zweieinhalbtausend französische

Tote und nur vierzig englische und gascognische. Die Zahlen für die Franzosen erscheinen glaubwürdig, aber kann es so wenige anglo-gascognische Gefallene gegeben haben? Man kann den Siegern ein gewisses Maß an Übertreibung unterstellen, aber das Missverhältnis legt auch nahe, dass es die meisten Toten gab, nachdem die Franzosen in Panik geraten waren. Solange die Männer in der Kampflinie standen, geschützt von ihren Rüstungen und unterstützt von ihren Nebenmännern, waren ihre Überlebenschancen hoch, doch sobald sich die Linie auflöste und Männer um ihr Leben liefen, wurden sie zu leichten Zielen. Es gab sicher viel zu viele Tote, als dass sich die Sieger um alle hätten kümmern können, denn abgesehen von den Angehörigen des Hochadels, die identifiziert werden konnten, blieben die Übrigen auf dem Feld liegen und verwesten, und erst im Februar wurden ihre letzten Überreste eingesammelt und begraben.

Zwischen zweieinhalb und dreitausend Franzosen gerieten in Gefangenschaft. Die weniger bedeutenden und die schwerverwundeten Gefangenen wurden auf Ehrenwort freigelassen, was bedeutete, dass sie nach Hause durften, wenn sie versprachen, nicht gegen die Engländer zu kämpfen, bis sie ihr Lösegeld bezahlt hatten, doch jeder Mann, der ein größeres Vermögen wert war, wurde nach England gebracht und dort bis zur Zahlung des Lösegeldes festgehalten. Warwick Castle wurde in seiner

gegenwärtigen Form zum großen Teil mit den Lösegeldern der Franzosen erbaut. Jonathan Sumption schätzt in seinem unverzichtbaren Buch *Trial by Fire*, dass die Gesamtsumme der Lösegelder aus der Schlacht von Poitiers um 300000 Pfund betragen hat. Es ist beinahe unmöglich, einen entsprechenden Wert in heutiger Währung zu bestimmen; eine Vergleichsmöglichkeit bietet vielleicht der Bierpreis, der heute dreihunderttausend Mal höher ist als in den 1350ern, doch es genügt zu sagen, dass viele Männer enorm reich wurden. Das Lösegeld für König Jean II. wurde auf sechs Millionen Goldécus festgesetzt, wovon der größte Teil vor seinem Tod in London 1364 bezahlt wurde.

Die Bezeichnung *La Malice* ist eine Erfindung, und die Verbindung des Schwertes mit Sankt Junien, der immer noch hinter dem Altar der Abteikirche von Nouaillé-Maupertuis liegt, ist ebenfalls fiktional. Alle vier Evangelien erzählen die Geschichte von Petrus, der am Abend der Verhaftung Jesu im Garten Gethsemane ein Schwert zog und dem Diener des Hohepriesters damit ein Ohr abschnitt. Die Engländer haben eine alte Überlieferung, nach der Joseph von Arimathäa das Schwert nach Britannien gebracht und es dem heiligen Georg übergeben hat, aber die Erzdiözese Poznan´ in Polen macht ihren Anspruch auf die Waffe viel besser geltend – tatsächlich ist das Schwert eines ihrer kostbarsten Besitztümer und wird im Museum

der Erzdiözese ausgestellt. Ist es das echte Schwert? Ein Schwert im Palästina des ersten Jahrhunderts war sehr wahrscheinlich ein *Gladius*, ein römisches Kurzschwert, wogegen es sich bei der Waffe in Poznan´ um ein Falchion handelt, ein Langschwert mit breiter Spitze. Doch wenn die Leute glauben wollen, dass es das echte Objekt ist, sollen sie es ruhig tun.

Ich hätte diesen Roman nicht ohne die Hilfe mehrerer Bücher schreiben können, vor allem nicht ohne Jonathan Sumptions *Trial by Fire*, den zweiten Band seiner Geschichte des Hundertjährigen Kriegs. Peter Hoskins ist tapfer die gesamte Länge beider *Chevauchées* des Schwarzen Prinzen abgewandert, und seine Geschichte dieser Kriegszüge wird in seinem Buch *In the Steps of the Black Prince* erzählt. Die beste Biographie über Edward of Woodstock ist Richard Barbers *The Black Prince*. Die bei weitem zuverlässigste Darstellung des Langbogens und seiner Wirkung ist *The Great Warbow* von Matthew Strickland und Robert Hardy. Robert Hardy war so freundlich, mich auf J.M. Tourneur-Aumonts kolossales *La Bataille de Poitiers 1356* aufmerksam zu machen. Das detaillierteste Bild des Alltagslebens im Frankreich des vierzehnten Jahrhunderts bietet Ann Wroes bezauberndes Buch *A Fool and His Money*. Andere wichtige Bücher sind David Greens *The Battle of Poitiers, 1356*, *The Black Prince's Expedition* von H.J. Hewitt, *The Reign of Edward*

III von W. Mark Ormrod und *Edward III* von demselben Autor. All diesen Historikern schulde ich Dank.

Der Prince of Wales schuldete seinen Männern Dank und brachte ihn mit Jahresrenten oder gleich mit Geldgeschenken zum Ausdruck. Viele der Bogenschützen erhielten Zuwendungen mit Nutzholz oder Weiderechten. In Frankreich herrschten Schock und Wut über den Ausgang der Schlacht, die am Adel ausgelassen wurden. Poitiers war eine Katastrophe, die Frankreich in den Bankrott trieb und Chaos und Aufstände auslöste. Kein Wunder, dass Edward III. nach der Mitteilung vom Triumph seines Sohnes verkündete: «Wir frohlocken über Gottes Wohltätigkeit.»

Der Krieg ging weiter, dauerte bis über Azincourt im Jahr 1415 und darüber hinaus; bis schließlich die Franzosen siegten. Aber das ist eine andere Geschichte.